Reise
in den Orient Europa's
und einen Theil Westasien's,

zur Untersuchung des Bodens und seiner Produkte, des Klima's, der Salubritäts-Verhältnisse und vorherrschenden Krankheiten.

Mit

Beiträgen zur Geschichte, Charakteristik und Politik der Bewohner.

Von

C. W. Wutzer,
Königl. Geheimem Ober-Medicinal-Rathe,
ord. Professor an der Universität zu Bonn 2c.

Erster Band.

Elberfeld.
Druck und Verlag der Bädeker'schen Buch- und Kunsthandlung
(A. Martini & Grüttefien).
1860.

☞ Der zweite und letzte Band dieses Werkes ist bereits im Druck und erscheint Ende dieses Jahres in gleicher Stärke und zu gleichem Preise. Die geehrten Abnehmer wollen denselben durch eingeklebten Zettel bei der Buchhandlung, von der sie diesen Band erhielten, bestellen.

Reise
in den Orient Europa's
und einen Theil Westasien's,

Die Buchhandlung von ....

....

beauftrage ich, für mich zu bestellen:

1 Wutzer, Reise in den Orient.

2ter Band.

(Unterschrift).

Elberfeld,
Druck und Verlag der Bädeker'schen Buch- und Kunsthandlung.
(A. Martini & Grüttefien.)
1860.

in den Orient Europa's
und einen Theil Afrika's

[illegible]

zur Untersuchung des Bodens und seiner Producte, des Klima's, der Salubritäts-Verhältnisse und vorherrschenden Krankheiten.

Mit

Beiträgen zur Geschichte, [illegible] und Politik der [illegible].

Von

C. W. Huber,

[illegible]

Erster Band.

Elberfeld,
Druck und Verlag der [illegible]
[illegible]
1860.

Inhalt.

Erster Band.

Seite

VI.

VII.

VIII.

IX.

X.

Einleitung.

Der auf dem Titelblatte angedeutete Plan, dessen Ausführung in den nachfolgenden Blättern versucht worden ist, dürfte wenig geeignet sein, den Theil des Publikums anzuziehen, welcher in der Lectüre eines Reisewerks leichte Unterhaltung für müßige Augenblicke sucht. Auch war es mir mehr darum zu thun, Denen den Weg zu ebnen, welche in der gewiß nicht fern liegenden politischen Umgestaltung des Orients von Europa eine ernste Aufforderung erblicken, sich ein reiferes Urtheil über den gegenwärtigen Zustand der dortigen Länder und ihrer Bewohner zu verschaffen. Hauptsächlich schwebte mir außerdem stets die Absicht vor, Solche, welche die Länder-Gebiete der mittlern und untern Donau, des schwarzen Meeres und des Bosporus persönlich durchwandern möchten, als sachkundiger Wegweiser vor Nachtheilen zu schützen, die das dortige Klima der Gesundheit Fremder so häufig zufügt. Welch unsägliches Verderben sich dort besonders während der letzten vier Jahrhunderte an kriegerische Unternehmungen geknüpft hat, darf bei den der Geschichte jener Länder nicht ganz Unkundigen als bekannt voraus gesetzt werden. Die Humanität muß ihr Haupt verhüllen, wenn die vielen Tausende bedauernswerther Menschenopfer vorgeführt werden sollten, welche allein der Orient-Krieg von 1854—1856 durch Unkenntniß oder Mißachtung des dortigen Klima's der Bodenverhältnisse, sowie der vorherrschenden Krankheiten, gefordert hat. Wo dergleichen betrübende Thatsachen laut sprechen, wird man ein Buch zeitgemäß nennen müssen, welches sich die Aufgabe stellt, die Kenntnisse allgemeiner auszubreiten, mittelst deren sorg-

fältiger Benutzung eine so colossale Sterblichkeit fortan vermieden, oder doch wenigstens verringert werden könnte. Vielleicht gelingt es dem erzählenden Tone des Reisenden leichter, dergleichen Wahrheiten Eingang zu schaffen, als dem pedantischen Style irgend eines Lehrbuches.

Als in jenem Kriege viele Tausende tapferer Männer, die Blüthe ihrer Nation, nicht durch das Schwert, sondern durch verheerende Fieber weggerafft wurden, da tauchte die lebhafteste Erinnerung an ähnliches selbst Erlebtes aus den Jahren 1813 und 1814 in mir auf.

Reges Mitgefühl mußte der Gedanke in mir hervorrufen, daß die bösen Erfahrungen, die man während jener Kriege gesammelt hatte, in welchen fast ganz Europa unter Waffen stand, auf den Gang der Ereignisse bei den später im Orient folgenden Kriegen so ganz ohne heilsamen Einfluß geblieben waren. Vier Decennien lang seit jener Zeit fortgesetzte wissenschaftliche Bestrebungen, die Natur der Dinge zu ergründen, auf welche es hierbei ankommt, haben Vieles, was sonst dunkel war, aufgeklärt. Dort aber, wo das Leben Tausender davon abhing, ihre Resultate praktisch im Großen anzuwenden, blieben sie entweder vernachläßigt, oder sie wurden durch übel berechnete strategische Rücksichten vollständig bei Seite geschoben. Die furchtbarste unter den zahlreichen Geißeln jedes Krieges, der ansteckende Typhus, wüthete in Folge dessen nach wie vor. Sie ist es, die den Tapferen, welcher ruhmbedeckt aus mörderischen Schlachten hervorgegangen war, durch der heimtückisch lauernden Seuche unerbittliche Macht mit dem Feigen zugleich in das nämliche ruhmlose Grab stürzt. Auch ist sie es, die des Menschen erfinderischen Geistes spottet, der sich bemüht, weithin treffende Geschosse zu erklügeln, welche Hunderte von Feinden in einer Entfernung todtbringend ereilen, die vor Kurzem noch Sicherheit gewährt hatte. Wurde mir doch in Constantinopel aus einer Quelle, die ich für authentisch halten darf, die Versicherung ertheilt, daß in der Umgegend der Stadt allein 50,000 Franzosen als Opfer des letzten Krieges und seines Typhus begraben liegen.

Leider erneuert sich die uralte Wahrnehmung unaufhörlich, daß die ernsten Warnungen der Geschichte an den Meisten, selbst Solchen, welche die Geschicke ihrer Mitmenschen in der Hand halten, unbeachtet vorüber gehen. Wäre es anders, so würden von Denen,

welche die englischen, französischen und russischen Heere aussendeten, wirksamere Vorkehrungen gegen das Hereinbrechen so entsetzlichen Unheils getroffen worden sein. Wollte man alle Unfälle ähnlicher Art geschichtlich zusammen tragen, welche speciell diese Heere bereits in früherer Zeit irgendwo betroffen haben, so würden sich leicht bändereiche Folianten damit füllen lassen. Diese könnten eine Geschichte menschlichen Jammers in sich aufnehmen, welche zu erdenken, selbst dem verbrannten Gehirn irgend eines Timon unmöglich bleiben möchte.

Es ist hier nicht von thörichten Utopien die Rede, welche den Krieg in ein Institut zur Beförderung des physischen Gesundheitswohles der Völker könnten umwandeln wollen. Das aber wage ich kühn zu behaupten, daß wenn man die weit vorgeschrittenen Lehren vom Klima, von der Atmosphäre und ihren Niederschlägen, der Zusammensetzung der Erdrinde und ihrer Einwirkung auf den Menschen, wenn man die keineswegs mehr verborgene Kenntniß von den Gesetzen, nach welchen sich ansteckende Krankheiten entwickeln und ausbreiten, zur rechten Zeit und nach genügendem Maaßstabe praktisch zur Anwendung gebracht hätte, — so würde des namenlosen Verderbens ungleich weniger gewesen sein. Dennoch darf die Humanität niemals verzweifeln, durch ihr energisches Streben nach Aufklärung, die kommende Generation Nutzen ziehen zu lassen aus dem Unglück der gegenwärtigen. So ist es denn meine Absicht gewesen, die Ursachen des letzteren aufmerksam zu verfolgen, sie durch Untersuchungen an Ort und Stelle, oder durch Studien, möglichst aufzuklären, zugleich auch, auf diese gestützt, Vorschläge zu ihrer Nutzbarmachung für künftige Zeiten hinzuzufügen.

Sollte irgend ein Kurzsichtiger etwa meinen, eine solche Arbeit komme um mehrere Jahre zu spät, so halte ich ihm einfach die feste Ueberzeugung entgegen, daß die Geschicke und die Weltstellung Europa's nicht in dessen Westen, sondern definitiv nur im Osten ihre Entscheidung finden werden. Dort werden England, Rußland und Frankreich früher oder später zusammen treffen. Schon sind die jüngsten Mordthaten in Syrien für die beweglichste dieser Mächte Veranlassung geworden, dort vorläufig festen Fuß zu fassen. Und so werden denn fortan die Christen in Syrien sich eines eben so dauerhaften französischen Schutzes erfreuen, als Se. Heiligkeit der Papst zu Rom selbst. Wer aber im Vollbesitze aller Mittel, welche

der heutige Stand der Civilisation darbietet, den Bosporus und die Dardanellen beherrscht, wird dem Continent von Europa die Richtschnur seines Verhaltens gebieterisch vorzeichnen. Mag auch der jüngst in Italien hervorgetretene Gährungs- und Neubildungs-Proceß als unerwarteter und willkommener Hülfsgenosse der Türkei sich den Machthabern hindernd entgegenwerfen, welche die letztere näher und näher bedrängen; mag England, durch die späten Folgen des Aufruhrs in Indien noch beschäftigt, zur Zeit abwartend zuschauen; mag endlich Rußland gegenwärtig durch einen weisen, milden Monarchen beherrscht werden, der seine Hauptaufgabe richtig erkennt, wenn er Rußland innerhalb seiner bereits zu weit gedehnten Gränzen durch die allmälig einzuführenden Fortschritte neuerer Cultur intensiv mächtiger und thatkräftiger zu machen strebt, als es je zuvor war: — auf die Dauer würden die Mächtigen doch nur durch eine Achtung gebietende Zwischen-Macht aus einander gehalten werden können, an der es sowohl in Asien, als im Orient Europa's fehlt. Zufall und Zeit, die zwei größten Tyrannen der Erde, wie sie Herder nennt, werden dabei das Ihrige thun.

Die große Körperader Europa's, die Donau, hat von jeher die Heeresmassen magisch an sich gezogen, welche von Osten nach Westen, oder auch in entgegengesetzter Richtung, vorzubringen suchten. Schon die Leichtigkeit des Transportes von Menschen, Heeresgeräth und Proviant, welche sie jetzt, durch des Dampfes Gewalt noch unterstützt, darbietet, wird ihr diese Anziehungskraft für immer erhalten, sofern unsere gute Mutter Erde die Gestalt ihrer Oberfläche nicht noch einmal total umwandeln sollte. So kann es denn schon in dieser Beziehung nicht für nutzlos erachtet werden, die physischen Verhältnisse der von der mittleren und unteren Donau beherrschten Länder zu studiren.

Außerdem habe ich mein Unternehmen mit der Ueberzeugung begonnen, daß die Geschichte der Völker fortan nicht mehr ohne Rücksicht auf die Naturkräfte geschrieben werden sollte, deren Einwirkung jene unaufhörlich ausgesetzt sind. Man findet zwar, bei Abbé Giraud Soulavie, A. v. Humboldt und Cotta, den unwiderstehlichen Naturgewalten, als Bedingungen für gewisse Wendungen der Völker-Geschichte ihr Recht energisch gewahrt. Aber im Ganzen und Großen haben die Geschichtschreiber wenig auf die die Völker umgebende organische und unorganische Natur geachtet, die

doch den Menschen in so vielen Ländern den Gang ihrer Cultur mit Nothwendigkeit vorschreibt. Mit Anerkennung nehme ich wahr, daß neuerdings ein kenntnißreicher Schriftsteller, Hr. H. T. Buckle*), die Nachtheile gebührend würdigt, welche der Geschichte der Völker aus ihrer bisherigen methodischen Trennung von den Naturwissenschaften erwachsen sind. In der That haben selbst die hervorragendsten Historiker die Geschichte mit Geringschätzung der Naturkräfte geschrieben, welche das Loos der Sterblichen so mächtig bestimmen. Als ich beschlossen hatte, einen kritischen Blick auf die Geschichte und Politik der hier in Rede stehenden Völker zu werfen, hielt ich es deshalb für unentbehrlich, zuvor die sie umgebende Natur zu studiren. Ich fühle wohl, daß dies sehr lückenhaft geschehen ist, lebe aber der Hoffnung, daß nachfolgende gediegenere Kräfte die übrig gelassenen Lücken allmählig ausfüllen werden.

Die Eindrücke, welche von Natur-Gegenständen ausgehen, gestalten sich unter dem Einflusse verschiedener Zeiten in jedem der Phantasie nicht ganz entbehrenden Beobachter anders. Selbst vorübergehende Begebenheiten und Zustände werden von den einzelnen Zeugen nicht gleichmäßig aufgefaßt. Der scharfdenkende Lichtenberg ging so weit, zu behaupten, daß sich ihm verschiedene Gedankenreihen aufdrängten, je nachdem er horizontal lag, aufrecht stand, oder einherging. Somit wird man die wiederholte Beobachtung und Beschreibung bereits bekannter, aber wesentlicher Verhältnisse und Gegenstände nicht mißbilligen wollen. Aber die Wissenschaft verlangt von ihren Vertretern auch, daß das Streben nach ihrer Bereicherung nicht an den unmittelbaren Nutzen gefesselt werden möge, der sich voraussichtlich aus irgend einer Untersuchung ziehen läßt. Sie trägt den Gewinn in sich, der gewiß, wenn auch erst spät, dereinst zur Geltung kommen wird. Darum habe ich nichts von dem, was während der Reise der näheren Beobachtung werth zu sein schien, von ihr ausschließen mögen. Vorzugsweise wurde die Untersuchung indessen der organischen Natur, vor Allem den Menschen zugewendet, denn sie werden stets den mächtigsten Einfluß auf die Gestaltung

---

**) Geschichte der Civilisation in England. Uebersetzt von A. Ruge. 1. Bd. 1. Abth. Leipzig und Heidelberg, 1860. S. 30 u. f.

und Gliederung der Erdoberfläche ausüben. Um sie richtiger würdigen zu können, schien mir eine Uebersicht der Geschichte der in den durchreisten Landstrichen wohnenden Volksstämme, ihrer Charakteristik, wie sie der zweite Band geben wird, nothwendig vorangehen zu müssen; hieraus sind die mitgetheilten historischen Skizzen entstanden. Diese werden von dem Leser, welchem ein tieferes Eingehen in die Entwickelung der dortigen Volkszustände nicht zusagt, leicht übergangen werden können. — Zugleich enthalten der vierte und der neunte Abschnitt des ersten Bandes ausführliche Untersuchungen über die schädlichen Eigenschaften der Sumpfluft und über vorherrschende Krankheiten, die nur Lesern zusagen dürften, die über diese Gegenstände specielle Belehrung suchen. Für den an den Ufern der untern Donau Reisenden werden sie freilich stets überwiegende Bedeutung behalten.

Hätte ich mich in der Lage befunden, v. Hammer's tiefes Studium orientalischer Idiome der Reise voran schicken zu können, so würde ich auch vielleicht den poetischen Hauch nachzubilden versucht haben, durch welchen der treffliche Forscher seinen Schriften östliches Leben einzupflanzen strebte. Doch wird man sich überzeugen können, daß der trockene Tagebuchs-Styl mancher Reisenden vermieden wurde, der orientalischen Verhältnissen am wenigsten zusagt. Selbst die Türken haben ihre Sprache wohl herabzuziehen, deren Geist aber nicht zu tilgen vermocht. Darin läßt sich wenigstens ein Keim zur Wiederbelebung des erschlafften Geschlechtes erblicken, und die deutsche Sprache, welche sich der orientalischen Ausdrucksweise ungleich näher anzuschmiegen vermag, als die romanischen Dialecte, sollte ihrerseits nicht gleichsam absichtlich hinter ihr zurückbleiben wollen, wenn es sich darum handelt, lebenskräftige Bilder aus dem Oriente vorzuführen. Mögen auch unsere westlichen Nachbarn fortfahren, in einer Sprachweise, die sich über den leichten Conversationston erhebt, dessen Meister sie sind, nichts zu sehen als „un peu de poésie et beaucoup de brouillard“, weil sie den Reiz einer solchen nicht zu empfinden, ihren Werth mithin nicht zu würdigen wissen, — so darf uns das doch nicht verleiten mit einem um seine Provinz verdienten neueren Forscher*) zu behaup-

---

*) F. Petter, Dalmatien. 1. Th. Gotha, 1857. S. 5. 6.

ten, daß für Deutsche nur der Deutsche, für Britten nur der Britte, für den Italiener nur der Italiener schreiben könne. Von einem philanthropischen Deutschen ließ sich dergleichen am wenigsten erwarten. Dennoch darf ich nicht läugnen, daß ich den Lohn für so manchen mühsamen Schritt vorzugsweise darin zu finden wünsche, auch meines Theils in maßgebenden Regionen Deutschlands die nicht genug zu erhebende Wichtigkeit des Orients für die Wohlfahrt und Machtstellung germanischer Volksstämme zu einer thatkräftigeren Erkenntniß gebracht zu haben, als es bisher geschehen ist. Dem scharfen Beobachtungstalent Goethe's ist es leicht geworden, ein Bild für seine schwatzenden Philister aufzufinden, wenn er sie von den Völkern reden läßt, die sich „da hinten in der Türkei" herumschlagen. Seitdem ist die Türkei aber weit in den Vordergrund gerückt.

Ich schreibe unter den Eindrücken, welche meine Jugend von einer großen Zeit empfangen hat. Welche Epoche der Vorzeit Europa's mag sich an Großartigkeit würdig messen mit der, welche, langsam, aber sicher, vorbereitet, 1789 unwiderstehlich erschütternd hervortrat. Mit ihrem Beginnen trifft mein Eintritt in's Leben zusammen. So wurde schon des heranreifenden Knaben Phantasie durch die rasche Aufeinanderfolge welthistorischer Ereignisse unaufhörlich gespannt. Ihre rauhe Wirklichkeit ergriff ihn aber von dem Augenblicke an zuerst, der ihn zum Zeugen des Einzuges Napoleon's I. in Berlin gemacht hatte. Demüthigende Scenen verkündeten des Vaterlandes Sturz. Das glänzendste, mächtigste Heer der neueren Zeit führte der damals unüberwindlich scheinende Eroberer vor meinen Augen vorüber nach Rußland; bemitleidenswerthe schwache Reste davon sah ich zurückkehren. Und als 1813 des Königs Ruf den schwer darniedergehaltenen Zorn des Volkes über die erlittene Schmach zur lodernden Flamme erweckte, da zog es auch mich fort, nach der mir gegebenen Stellung zum Gelingen des großen Unternehmens der Erhebung beizutragen. Bei allen folgenden Erlebnissen einer vielbewegten Laufbahn hielt die wahrhaft stählende Erinnerung an jene mächtige Zeit den Muth stets aufrecht. Ihn hatte damals die Theilnahme an grausenhaften Scenen gekräftigt, in denen der Tod seine massenhaften Erndten unter allen Formen hielt, am meisten unter der der pestartigen Begleiter der Heere, wie sie im Kriege selten ausbleiben.

Die weitausgebreitete Energielosigkeit der gegenwärtigen Periode

hatte den Kampf kaum erwarten lassen, der 1854 im fernen Osten als blutiges Meteor auftrat. Für die jüngere Generation erschien er unerhört, für die ältere anregend genug, um ihn mit gespannter Aufmerksamkeit zu verfolgen. Diese Anregung führte denn auch die lebhaftesten Erinnerungen aus früherer Zeit für mich zurück. Nur durch ernstere Studien über den Orient wurde die Vergleichung von selbst Erlebtem mit den dortigen Vorgängen möglich. Ihnen mußte, wenn sie fruchtbringend werden sollten, wenn ich nicht als „nauta ex libro“ hervortreten wollte, die eigene Anschauung an Ort und Stelle nothwendig folgen.

Diese wenigen Andeutungen dürften genügen, um den Leser vorhersehen zu lassen, daß manche Abschweifung von dem geraden Wege der vorliegenden Untersuchungen, manche lebhaftere, vielleicht auch von dem Erwarteten abweichende Färbung des aufgetragenen Colorites, namentlich in dem Schluß-Kapitel des Ganzen, seine Nachsicht werden in Anspruch nehmen. Schließlich möchte man indessen nicht in Abrede stellen können, daß eine farblosere Haltung die Lectüre nicht anziehender gemacht haben würde; dem, welcher sie vorzieht, bietet sie sich, weitverbreitet genug, in unserer Tagesliteratur dar. Mir war es nicht gegeben, Lucian's „Philosophen ohne Geschlecht“ darstellen zu sollen.

Wenn der treffliche Volney sein vielgerühmtes Reisewerk*) damit beginnt, das Staunen und die Bewunderung des in Alexandrien zuerst ankommenden Europäers über die orientalische Physiognomie der Stadt auszudrücken, wenn er in dergleichen Empfindungen die Ursache davon sucht, daß die meisten Reisebeschreiber eine vorherrschende Neigung entwickeln, die von ihnen gesehenen Gegenstände dem Leser in möglichst glänzendem Gewande vorzuführen, so möchte ich daraus die Vermuthung folgern, daß Volney noch sehr jung war, als er seine Reise unternahm. Ich kann nur versichern, daß mir das „nil admirari“ im Orient leicht geworden ist. War es vielleicht das höher vorgerückte Lebensalter? Hatte wohl auch der mir früh schon dargebotene Verkehr mit Menschen verschiedenster Nationen und das Getümmel des Krieges seinen Einfluß geübt? Waren vielleicht die nirgends realisirten Phantasiegebilde, welche die

---

*) Voyage en Syrie et en Egypte. Sсconde edit. Paris, 1787. T. 1, pag. 2.

Märchen der Scheherazade bereits in des Knaben empfänglichem Gemüthe hervorgezaubert hatten, unbemerkt im Spiele? Mehr als das Alles, und viel gewisser war der niederschlagende Eindruck maßgebend, welchen der Anblick des durch seine gegenwärtigen Machthaber tief herabgewürdigten herrlichen Landes selbst hervorrief. So entstand die kühle Stimmung, welche der ruhigen Beobachtung so förderlich ist.

Lebendiger wirkt die unmittelbare Gegenwart der beseelten Natur auf den Beobachter; tiefer graben sich ihm die Bilder des Vorhandenen in's Gedächtniß, wenn sie, unbedeckt von dem Schatten, welchen andere Beschauer auf sie geworfen haben konnten, klar vor ihm stehen. — Ob aber der Beobachtende den richtigen Standpunkt gewählt hatte, ob er überhaupt den Beruf zur Untersuchung in sich trug, vermögen freilich nur unparteiische Sachverständige zu erkennen. Doch wird Jener zur Vermeidung menschlichen Irrthums viel beizutragen vermögen, wenn er die vor ihm niedergeschriebenen Urtheile Anderer mit den seinigen unbefangen vergleicht. Daß dies hier geschehen sei, wird sich nirgends verkennen lassen. Um die Forschung nach den benutzten Quellen zu erleichtern, habe ich es auch nicht gescheut, sie durch Citate unter dem Texte kenntlich zu machen, obgleich diese heutiges Tages oft genug als unnützer Beirath, wohl gar als Ausfluß eines Haschens nach dem Nimbus von Gelehrsamkeit angesehen werden. Freilich ist es ungleich bequemer, auch wohl dem Autor mitunter nützlicher, Federn auszurupfen, wo sie sich eben finden, ohne des Gerupften zu erwähnen, der seinen Weheruf vielleicht nicht mehr zu äußern vermag. Wem aber mehr noch daran liegt, der Wahrheit den Weg zu ebnen, darf die Forschung Anderer nicht erschweren, die vielleicht fruchtbringender werden kann, als die eigene.

Uebrigens dürfte sich nicht in Abrede stellen lassen, daß der klinische Arzt, welcher ein langes Leben hindurch die Menschen ununterbrochen studirt hat, jedenfalls viel mehr Uebung und Beruf besitzen müsse, die Eigenthümlichkeiten fremder Völker und ihre Verhältnisse richtig aufzufassen, als z. B. der Forscher, welcher seine ganze Kraft speciell den Pflanzen oder Steinen zugewendet hatte. Universal-Geister, wie etwa den unerreichten Alex. von Humboldt, schafft die liebende Natur sich zum Priester im Jahrhundert nur einmal. Wenn aber auch kaum ein anderer Lebensberuf, als

der des Arztes, eine so nahe liegende Aufforderung mit sich führt, die ihn umgebende Natur nach ihren verschiedenen Richtungen hin zu ergründen, weil sie alle mit dem Menschen in nahem Wechselverhältnisse stehen, so bedarf er dessen ungeachtet oft genug noch eines wohlthätigen Anstoßes von außen her, sich dem engeren Kreise seiner täglichen Beschäftigungen für den Augenblick zu entreißen, um jener Forderung zu folgen. Ueberhört er sie, so zieht er die Nachtheile auf sich, auf welche Burke so treffend aufmerksam gemacht hat: „When men are too much confined to professional habits, they are rather disabled than qualified for what ever depends on the knowledge of mankind or experience in mixed affairs“.

In der Rechtschreibung der Ortsnamen bin ich großentheils Hrn. Kiepert gefolgt, welcher in seiner mir von größtem Nutzen gewesenen Karte der europäischen Türkei jenem Gegenstande größere Sorgfalt zugewendet hat, als wie dies von seinen Vorgängern geschehen war.

Es hat mir selbst in der Ferne nicht an freundlich entgegenkommender Unterstützung, namentlich von Seiten lieber deutscher Landsleute, gefehlt, deren ich an geeigneter Stelle dankbar gedenken werde. An diesem Orte liegt mir aber die Pflicht inniger Dankbarkeit für meine hochverehrten Herren Collegen L. C. Treviranus und J. Noeggerath zunächst, deren ersterer auf meine Bitte die mitgebrachten Repräsentanten der herbstlichen Flora, der letztere die in geringer Zahl gesammelten Mineralien, mit nicht genug zu erkennender Bereitwilligkeit näher bestimmten.

Wie sehr mir Bescheidenheit in Bezug auf die hier niedergelegten Urtheile zieme, fühle ich jetzt tief. „Satis gratiae dicuntur habere, si tempestiva sint ac opportuna“.

Bonn, im Oktober 1860.

Wutzer.

I.

Die Donau von Wien bis Orsowa; ihre Ufer und deren Vegetation. — Preßburg. — Comorn. — Gran. — Waitzen. — Ofen mit seinen warmen Bädern und Pesth. — Semlin. — Das Felsenriff. — Versuch einer Vergleichung des letzteren Donautheiles mit dem Rheine. — Die österreichischen Contumaz-Anstalten.

Consite gramineas amnis viridissime
ripas: naviger, ut pelagus.
Ausonius. Mosella. 26.

Es war am frühen Morgen des 23. August 1856, als ich in der österreichischen Kaiserstadt ein Schiff der ersten Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft bestieg, um die beschlossene Wanderung nach dem Orient, das Ziel langjähriger Wünsche, anzutreten.

Die große Zahl der Reisegefährten aller Klassen schien außer jedem Verhältnisse zu der Capacität des kleinen Schiffes zu stehen. Ich wurde indessen belehrt, daß letzteres nur die Bestimmuug habe, die gedrängte Gesellschaft durch den schmalen Arm bis in den gewaltigen Strom selbst zu bringen, um sie dann einem geräumigeren Schiffe zu übertragen. — In früherer Zeit waren die Passagiere genöthigt, eine weite Fahrt durch den Prater, der jetzt dem kleinen Schiffe zur linken Seite liegen bleibt, zu machen, um an Bord zu gelangen. Hr. Ed. Thouvenel*) konnte 1840 noch die Reise zu einer solchen Morgen-Promenade durch die großartigen Alleen der köstlichen Insel rühmen, fand aber bei seiner Ankunft am Schiffe, daß die meisten Passagiere schon auf diesem übernachtet hatten, um die Promenade zu vermeiden. Unsere das Nützliche dem Romantischen noch in höherm Grade vorziehende Zeit hat die alten Einrichtungen fallen lassen. — In der That erreichten wir das größere Schiff, welches in der Nähe der Insel Lobau, im Angesicht von Ebersdorf, vor Anker lag, schon nach einer Viertelstunde.

---

*) La Hongrie et la Valachie. Paris, 1840. p. 1.

Es stand in richtigerem Verhältnisse zu der Wassermasse, von welcher es getragen werden sollte; deshalb zeigte es auch merklich bedeutendere Querdurchmesser, als die Schiffe, welche den Rhein befahren, denen es hinwieder an Eleganz und Comfort nachstand. Der geräumige Salon beherbergte die ansehnliche Menschenzahl ziemlich bequem; glücklich genug erlaubte indessen die günstige Witterung, seine dunstreiche Atmosphäre mit der ungleich reineren des Verdecks zu vertauschen.

Unmittelbar nachdem das kleinere Schiff sich vom Einschiffungsufer aus in Bewegung gesetzt hatte, boten sich interessante und mit den Windungen des Flußarmes wechselnde Rückblicke auf das eben verlassene Wien dar. Wahrhaft dominirend hob sich von hier aus besonders das neue Arsenal hervor. In der That, wenn irgend etwas die von der Natur reichgesegneten Hülfsquellen Oesterreichs klar vor die Augen zu stellen sich eignet, so ist es dieser colossale Complex von Gebäuden, deren Architectur, nach Art der egyptischen, bestimmt zu sein scheint, einer Ewigkeit zu trotzen. Vom mächtigen Rundbogen des Erdgeschosses bis zur obersten Mauerkrone begegnet der Blick nur dem solidesten Material. Dem Kunstsinne der Zeit trägt aber die sich in einem der innern Höfe erhebende Kapelle Rechnung, welche bedeutungsvoll der „Maria zum Siege" gewidmet ist; ihr Portal zieren zwei Statuen von Sandstein, deren Idee dem von ihnen eingenommenen Standpunkte in hohem Grade zusagt. Wenn der Beschauer über dem Hauptportale des Ganzen liest, daß es durch den Kaiser Franz Joseph bereits in dem für Oesterreich so schweren Jahre 1849 angefangen und 1855 vollendet worden ist; — wenn man sich dann zugleich erinnert, daß derselbe jugendliche Kaiser ebenso eine Academie der Wissenschaften gestiftet hat, die an Liberalität der Ausstattung, wie der Benutzung, viele ihrer ältern Schwestern hinter sich läßt, — so darf man der alten Kaiserstadt, in welcher damals nicht blos für den Krieg, sondern zugleich auch für den Frieden gerüstet werden konnte, mit Recht ahnungsvoll eine reichere Zukunft vorhersagen. Die 473,000 Einwohner, welche 1856 hier gezählt wurden, hatten freilich ein wohlbegründetes Recht, weitere Fortschritte auf dem damals so rüstig beschrittenen Wege, namentlich in Bezug auf die goldenen Segnungen des Friedens, zu erwarten. Leider sind diese bisher viel zu wenig realisirt worden.

Unter diesen Betrachtungen hatte des Dampfes Macht, die hier seit 1830 wirkt, uns schnell den Schlachtfeldern von Aspern und Wagram nahe gebracht; die blutgedüngte Insel Lobau lag unmittelbar vor uns, die Kirchthürme von Aspern und Eßlingen, in deren Nähe sich die österreichischen Waffen 1809 so tapfer und erfolgreich bewährt hatten, blinkten vom linken Ufer friedlich herüber. Tiefe Ruhe hatte sich über die Morgenlandschaft gelagert, auf deren weithin gedehnter Fläche sich vor beinahe einem halben Jahrhunderte so viele Tausende von Kämpfern tummelten. Welche colossale Machtentwickelungen, gefolgt von ebenso blutigen Scenen hat dieses Wien im Laufe der Jahrhunderte an sich vorüber gehen sehen! Welche ungewöhnliche Lebensfähigkeit gehörte dazu, sich dessenungeachtet unaufhörlich von neuem bis zu der gegenwärtigen Höhe zu erheben!

Das eilende Schiff lenkte die Aufmerksamkeit bald auf näher liegende Gegenstände; es zeigte uns rechts und links nichts als flachliegende Ufer, die sich auch mit geringer Unterbrechung, z. B. bei Ofen auf dem rechten, bei Preßburg und Vissegrad auf dem linken Ufer, bis zu den Felsenriffen erstrecken, welche unterhalb Drenkowa anfangen und oberhalb Turn-Severin endigen. Auffallend erscheint es hierbei, daß durchgängig das rechte Ufer das linke an Höhe übertrifft. Da, wo sich auf der linken Seite unabsehbare Ebenen hindehnen, fand ich die rechte Seite oft wenigstens zwanzig Fuß über der Stromfläche erhaben fortlaufend. Sogar noch bei dem Ausflusse des Stromes in das schwarze Meer wiederholt sich diese Eigenthümlichkeit. Das rechte Ufer des St. Georgs-Armes trägt einen Gebirgszug, das linke zeigt sich dagegen bis zum Meere völlig flach. — Das ganze Donauufer der Walachei erscheint wenig über dem Strom erhaben; das rechte, welches Serbien und der Bulgarei angehört, steigt zu den Vorhügeln des Balkan heran. Welche Vorzüge also der Boden und die Atmosphäre des rechten Ufers im Allgemeinen für das physische Wohl seiner Bewohner, dem linken, oft von langgestreckten Sümpfen eingenommenen gegenüber, haben müsse, liegt nahe. In strategischer Hinsicht wird daher die Stellung eines Heeres auf dem rechten Ufer meistens der eines auf der linken Seite stehenden überlegen sein; das letztere wird ungleich mehr durch Sumpf-Ausdünstungen decimirt werden, wo nicht etwa einzelne

locale Verhältnisse Ausnahmen bedingen. Am auffallendsten wird dies in Ungarn und der Walachei.

Im Angesichte dieser unabsehbaren Ebenen tauchte die Erinnerung an eine in früherer Zeit zu längerm Aufenthalte in Wien, von Linz aus nach abwärts gemachte Donaufahrt in mir auf, die auf einem kleinen Nachen unternommen wurde, der nur drei Personen trug. Der ungemein schnelle Strom machte dort die Anwendung von Rudern unnöthig, nur das Steuerruder forderte des erfahrenen Schiffers ununterbrochene Aufmerksamkeit. Höchst malerische Ufer ziehen dort in wechselnder Gestalt des Wanderers Auge unaufhörlich an sich; vom Gipfel bis zum Flußufer herab grün bewaldete Höhenzüge entwickeln eine großartige Scene nach der anderen. Dem für Romantik empfänglichen Gemüthe gewähren dort die zahlreichen, malerischen Reste mittelalterlicher Burgen noch reiche Unterhaltung. Unter ihnen zeigt das wohlerhaltene Greifenstein zugleich auf die rauhe Wirklichkeit jener frühen, jetzt von gewissen Seiten wieder herbeigewünschten Zeit mit warnendem Finger zurück. In dem aus mächtigen Baumstämmen gezimmerten Käfig, der sich in Greifenstein sehr wohl erhalten hat, soll, nach der in jener Gegend vorherrschenden Version, einst der König Richard Löwenherz in Fesseln gehalten worden sein. — Ist es doch, als wenn der mächtige deutsche Strom unterhalb Wien, trauernd darüber, daß er der nahen deutschen Gränze zueilen muß, seine malerischen Ufer in melancholisches Flachland umwandelte, um aus dessen zahlreichen Sümpfen verderbliche Dünste als Zeugen seines Mißmuthes ausströmen zu lassen.

Die große Körper-Ader Europa's, die Donau, erreicht nach den Angaben der internationalen Commission, welche jüngst niedergesetzt wurde, um die Schiffbarmachung ihrer Ausflüsse in das schwarze Meer zu begutachten, von seinen Quellen bis an das letztere eine Länge von 2900 Kilometern, also den Kilometer zu 3186 rh. Fuß berechnet = 9,239,400 rh. Fuß, oder den Kilometer zu $^2/_{15}$ geographischen Meilen angenommen, eine Länge von $386^2/_3$ geographischen Meilen. Eine Berechnung der von dem Strome bedeckten Erdoberfläche ergab das auffallende Resultat, daß diese nicht weniger als 808,000 Quadrat-Kilometern, die Oberfläche des gegenwärtigen Frankreichs hingegen nur 530,000□Kilometer enthält. — Das Delta derselben, soweit dasselbe nach Norden

von dem Kilia-, nach Süden von dem St. Georgs-Arme umfaßt, nach Osten vom Meere begrenzt wird, zeigt eine Bodenfläche von 2690 Quadrat-Kilometern (etwa 1000 englische Meilen) größtentheils versumpften Landes. Diese so massenhaft auftretende Donau ist dennoch unter den Strömen der Erde, dem Range nach, nur der zweiundzwanzigste. Allen voran geht der ungeheure Amazonenstrom.*) Aber auch in Europa steht noch ein Fluß an Wassermasse sowie an Bodenfläche über der Donau, nämlich die Wolga, die sich in das caspische Meer ergießt. An politischer wie an commercieller Wichtigkeit erreicht dieser der Gränze Asiens so nahe liegende Strom die Donau freilich bei Weitem nicht. — Die letztere erlangt am Eingange der Felsenriffe, welche sich mit dem sogenannten eisernen Thore endigen, eine Breite von 5400′, nachdem diese zwischen Ofen und Pesth nur 1440′ betragen hatte, wie dies die dortige Kettenbrücke nachweißt. — Zu Donaueschingen, 2050′ über dem Meere entspringend, eilt der Strom in ungewöhnlich raschem Laufe bis nach Rassowa, von wo ab die große nordwärts gerichtete Krümmung beginnt, die den raschen Lauf etwas mäßigt.

Eine einfache Berücksichtigung der zahlreichen Völker, welche sich um das Bassin der Donau gruppirt haben, beweißt, daß, wer den Strom zu beherrschen weiß, zugleich Herr des schwarzen Meeres sein muß. Die Türken haben diese Mission Deutschlands durch ihre Kriege und Raubzüge, wie durch ihre Pest, aufzuhalten gewußt. Wer die Nachbarländer des Stromgebietes mit eigenen Augen gesehen hat, begreift die Bedeutung des alten Sprichwortes leicht: „Wo ein türkisches Roß den Huf hingesetzt hat, verdorrt das Gras für immer." Von dem am weitesten nach Osten hinausgeschobenen Gränzflusse Oesterreichs, der Czerna, hat die Donau noch etwa 200 Lieus zurückzulegen, auf welchem Wege links die Walachei, die Moldau, das dieser letzteren im pariser Frieden im März 1856 von Rußland zurückgegebene Stück von Bessarabien, rechts Serbien und Bulgarien den Fluß begränzen. Ihre christlichen Bevölkerungen harren der Befreiung von einer Herrschaft, die sich bis jetzt vergebens abmüht, die Fesseln ihres Ursprungs, der Barbarei, abzustreifen. Rußland, welches seit 1829 die Mission übernommen

*) Vergl. Handbuch der physischen Geographie, von G. A. von Klöden. Berlin, 1859. S. 372.

hatte, die jetzt noch allein schiffbare Mündung der Donau unter seine Obhut zu stellen, hatte sich derselben, zum Nutzen Odessa's, so entledigt, daß die Sulina großentheils versandet war, und jedem Schiffe, dessen Tiefgang über 9′ beträgt, eine unübersteigliche Barre entgegenstellte. Es handelt sich um viele Millionen, wenn der an diesem hochwichtigen Punkte allein aufgehäufte Nachtheil wieder ausgeglichen werden soll.

Wenn die Donau jemals die Correction ihrer Ufer erfahren sollte, deren sie von der deutsch-ungarischen Gränze an, durchaus bedarf, um über ihre Bewohner alle jene Segnungen zu verbreiten, die sie unzweifelhaft in ihrem Schoße trägt, so würde sie einer langen Reihe von wohlwollenden Herrschern unterthan sein müssen, die mit der Macht eines Trajan auch dessen Humanitätssinn verbänden. Der Pariser Frieden vom 30. März 1856 spricht den humanen Grundsatz der freien Donauschifffahrt aus. Aber die Ufer-Staaten wollen sie nur für sich vollgültig werden lassen, Frankreich und England verlangen, ihn auf alle Schifffahrt treibende Nationen gleichmäßig auszudehnen. Die kaum für den Rhein überwundene holländische Deutung des jusqu'à la mèr wiederholt sich also nach kurzer Zeit in ähnlich subtiler diplomatischer Wendung für die Donau. — Und so werden es gewiß noch für lange Zeiten nicht die Genien der Freiheit sein, welche sich in den Fluthen des mächtigen Stromes baden; sie werden von den Genien des Neides und der Mißgunst zurückgewiesen.

Unbekümmert um arme Menschlichkeiten jeder Art führte der schnelle Strom sich fort und fort krümmend zwischen flachen Ufern das Schiff nach dem Städtchen Hainburg, welches auf einem Hügel der rechten Seite eine kleine Citadelle, am Fuße desselben eine große kaiserliche Tabaksfabrik zeigt. Der malerisch liegende freundliche Ort hat die zweimalige Zerstörung, welche er von den Türken erlitt, augenscheinlich längst schon überwunden. — Die häufigen Windungen des Stromes erfordern die ganze Kraftanstrengung von zwei Steuerleuten, um das Schiff im rechten Fahrwasser zu erhalten. Viele Inseln unterbrechen das letztere. Mehrere von ihnen zeigten, vollkommen flach und also den Ueberschwemmungen ausgesetzt, eine unfruchtbare Sanddecke; andere, etwas mehr über die Stromfläche hervorragend, ergötzten das Auge durch saftig grünen Graswuchs. Die Zahl der Donau-Inseln nimmt abwärts,

nach Osten, mehr und mehr zu. Nahe bei Silistria wird sie so ansehnlich und ist so schwer zu übersehen, daß sich in neuerer Zeit auf diesem kleinen Insel-Meere, ein die Schifffahrt beherrschender Räuber zwei Jahre lang den Verfolgungen der türkischen Behörden entziehen konnte. Nicht selten verbergen sie das nahe Ufer, sogar den Eintritt kleinerer Flüsse, dergestalt, daß der letztere dem Reisenden, selbst wenn er die Karte stets zur Hand hat, verborgen bleiben kann, sofern er sich von dem erfahrenen Schiffer nicht belehren läßt. Der Gränzfluß zwischen Mähren und Ungarn, die March, Morava, wälzte indessen ihre gelbe Wassermasse zur Seite eines mächtigen Felsens, uns deutlich wahrnehmbar, in die Donau. Die kleinern Karpathen senden jenen 400′ hohen Ausläufer dem linken Ufer zu, der sich wahrscheinlich quer durch das Strombett bis zu kleinern Hügeln fortsetzt, welche das rechte Ufer krönen. Der Fels unterbricht die Einförmigkeit der linken Seite um so malerischer, als er von ansehnlichen Ruinen überragt wird, den Resten der ehemaligen Feste Theben. Der Standpunkt auf ihnen soll gegen Osten bereits die Fernsicht bis zum Schlosse von Preßburg gewähren. Von hier an wird die Donau ungarisch, sofern man ihr den europäischen Charakter wieder rauben will, den ihr der Pariser Frieden zu geben beabsichtigte. Glücklich genug hat ein Fortschritt der jüngsten Zeit die Zollgränze fortgerissen, welche Jahrhunderte lang zwischen Oesterreich und Ungarn an der March aufrecht erhalten worden war, obgleich der nämliche Scepter beide regierte.

Schon um 9½ Uhr Morgens erreichte unser Schiff die ehemalige Hauptstadt Ungarns. Preßburg, Posonium, wird auf seiner Westseite von einem Hügel beherrscht, dessen Fuß sich in die Donau taucht, welche hier schon ungefähr 10 Fuß von den 133 Fuß an Höhe über dem Meere verloren hat, die sie bei Wien noch besaß. Er trägt die Umfassungsmauern eines 1811 ausgebrannten Schlosses, welches ein Viereck bildet, dessen Ecken von Thürmen flankirt werden. Die Stadt verbirgt sich, vom Flusse aus gesehen, zum Theil zwischen jenem Schloßberge und einem nördlich daran hinstreichenden, niedrigen Gebirgszuge, dem Zuckermandl; dadurch erscheint sie unbedeutender, als sie es ist, obgleich ihr Wohlstand auch in der That seit 1790, wo sie aufhörte, Hauptstadt zu sein, wesentlich gelitten hat. Von den vornehmern Gebäuden des Ortes

sieht man wenig, obgleich es in dem neuern Theile der Stadt nicht an einigen ansehnlichen Straßen fehlt; nur der 210′ hohe Thurm der Domkirche, eine vergoldete Königskrone tragend, fällt in die Augen, — in diesem einfachen alten Dome werden seit Ladislaus die Könige von Ungarn gekrönt. Der Stadt gegenüber läßt das flache rechte Ufer der Donau herrliche Baumgruppen, die Au, einen Vergnügungsort der Preßburger, wahrnehmen.

Unterhalb Preßburg wird die Wassermasse der Donau wahrhaft ungeheuer und umschließt immer mehr Inseln, welche das Auge im schnellen Vorüberfahren oft schwer vom Festlande abzulösen vermag. Am meisten gilt dies von der größten derselben, der Insel Schütt, die zwölf Meilen lang und 7 breit, unterhalb Preßburg anfängt und bis nach Komorn reicht; sie bietet das reichste Kornland Ungarns dar. Eine kleine Insel Schütt liegt zur Seite, neben ihr ergießt sich die Raab in den schmalern Donauarm.

Die Ufer bleiben weithin flach. Der Reisende, welchem die städte- und volkreichen Ufer des Rheins vorschweben, wird hier von der öden Einförmigkeit doppelt betroffen, welche sich über diese Ufer, besonders das linke, lagert. Dörfer erspäht man selten in weiterer Ferne. Die Menschen scheinen das Ufer klüglich zu meiden, wohl wissend, daß seine an so vielen Orten hervordringenden Sumpf-Ausdünstungen ihnen leicht verderblich werden. — Je weiter nach unten je zahlreicher beleben dagegen Heerden von Rindvieh mit ihren Hirten die flache Landschaft. Auffallend herrscht die weiße Farbe bei diesen Thieren vor, deren Raçe bekanntlich ausgezeichnet ist. Seltener bemerkte ich Schaafheerden am Ufer, obgleich Ungarn doch so reich an ihnen ist; wahrscheinlich verscheucht sie von hier die Feuchtigkeit des Bodens, nur wenige Ziegen wandern mit ihnen. Schweine werden, besonders gegen die östliche Gränze Ungarns hin, am meisten auf der Margitten-Insel, zahlreich cultivirt und stehen hier mit den Menschen in ziemlich traulichem Verhältnisse.

Aufwärts fahrende Segelschiffe oder Barken begegneten uns auf der ganzen Tagesfahrt äußerst selten. Die schweren ungeschlachten eichenen Boote, welche Mich. J. Quin*) noch sah, und deren beschwerliche Führung gegen den reißenden Strom er so humoristisch

*) A steam-voyage down the Danube. III. edit. Paris, 1836. p. 12.

beschreibt, sieht man jetzt kaum mehr. Erst in der Walachei stößt man noch häufiger auf sie, sieht hier auch öfter Ochsen als Pferde zum Ziehen verwendet. Sie sind durch die Macht des Dampfes verdrängt worden, namentlich innerhalb Oesterreichs Gränzen, seitdem neben den Dampfschiffen eine Eisenbahn auch Pesth mit Wien verbindet, welche die aufwärts gehenden Lasten zum Theil fördert. Ehedem mußten diese durch Schiffe allein transportirt werden, deren jedes einzelne, je nach seiner Ladung, mehr oder weniger Zugpferde, bis zu 50 oder 60 hinauf, fordert. Gewöhnlich sind sie paarweise angespannt, der Besitzer des Pferdepaares läßt es sich selten nehmen, es selbst zu leiten. Er sitzt entweder auf einem der Thiere, oder watet an manchen Stellen nebenher bis zum Gürtel im Wasser. Ununterbrochenes gellendes Geschrei treibt die übermäßig arbeitenden Thiere an, und indem die Schiffer vom Verdecke her es ihrerseits gleichfalls nicht unterlassen, aufmunterndes Geheul dem Ufer zuzusenden, so wird die Luft dadurch weithin mit einem wahrhaft ohrzerreißenden Zeterlärm erfüllt, dem selbst die zahlreichen Schwärme von Wasservögeln eilig zu entfliehen suchen, welche so rauh aus ihrer Ruhe gestört wurden. Ich bedauerte indessen die hier gemarterten Hörorgane weniger, als ich mich erinnerte, daß in unserer hochgeschraubten Kunstperiode keine Oper mehr ihr Publikum anzieht, ja sogar kein Tanzvergnügen als vollgültig erkannt werden darf, wenn nicht Trompetengeschmetter, Trommelwirbel, Posaunen und Becken die erschlafften Ohrnerven zum Erzittern bringen. Manche heutige Componisten dürften an den ungarischen und walachischen Stromufern eben so fruchtbare Studien machen können, als dies ja in Arabiens Wüsten bereits geschehen ist.

Die Goldwäscher, welche Hr. A. v. Demidoff*) ihren kärglichen Erwerb suchen sah, indem sie den goldhaltigen Sand einiger Donau-Inseln durch ein grobes Seihetuch hindurchwaschen, erlaubte uns das eilende Schiff nicht zu bemerken. Stundenweit sich hindehnendes, einförmiges Weidengebüsch, häufig unterbrochen von hohem Rohr in langen Strecken, mitunter überragt von etwas höher stehenden Erlen, gewährt dem bald ermüdeten Auge wenig Unterhaltung. Nur in kaltem Winter, wenn die sumpfigen Ufer

*) Reise in das südliche Rußland. I. Th. Breslau, 1354. S. 40.

hart gefroren sind, vermögen die Einwohner sie in Sicherheit nutzbar zu machen; in warmer Jahreszeit ist dergleichen Arbeit gefährlich.

Komorn, Comaronium, welches in dem jüngsten Revolutionskriege durch seine von Klapka geleitete Vertheidigung die Augen von Europa auf sich gezogen hat, liegt vollkommen in der Ebene der rechten Seite der Insel Schütt, oberhalb des Einflusses der Waag in die Donau, nachdem jene sich kurz vorher mit der Neutra verbunden hatte. Die tiefe Lage der wohlgebauten Stadt erlaubt nur wenig, sie von der Donau aus zu übersehen; dagegen bietet sich die regelmäßige Citadelle, welche sich an das rechte Waagufer lehnt, vom Schiffe aus vollständig dar.

Moräste in weitem Umfange machen den Ort zwar gleichsam unnahbar und unbezwinglich, zugleich aber auch durch oft herrschende Sumpffieber den Menschen gefährlich. Soweit sich die Lage von Komorn aus einem allgemeinen Ueberblicke erkennen läßt, würde eine regelmäßige und langwierige Belagerung unsägliche Opfer an Menschen durch endemische und epidemische Krankheiten kosten. Traurige Erfahrungen früherer Zeit bestätigen das. Auffallend ist es, daß auch in dieser ungeheuren Ebene ein Erdbeben verwüstend auftreten konnte. Die 1783 unter seiner Einwirkung zusammengestürzten Bastionen sind erst 1805 wieder aufgebaut worden.

Nachdem die Donau bei Komorn neuerdings einen äußerst ansehnlichen Zufluß an Wasser, mit ihm auch häufiger Holzflöße erhalten hat, erscheint sie vollständig wie ein gewaltiger See. Die Gegenstände an den Ufern werden bei der ansehnlichen Entfernung undeutlich. Nur hatte sich bei Komorn noch eine Reihe niedriger, mit Reben bepflanzter Hügel wahrnehmen lassen.

Der nächste ansehnliche Ort ist nun Gran, Strigonium, der Sitz des Erzbischofes Primas von Ungarn. Der Stadt gegenüber fällt der kleine Granfluß in die Donau, bei einer Höhe von 120′ über dem schwarzen Meere. Der Boden der Stadt Gran erhebt sich bis zu 136′. — Schon von fern glänzt der auf einem hohen Felsvorsprunge des rechten Stromufers seit 1821 neu erbaute Dom dem Herabfahrenden entgegen und nimmt seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Architektur der Kirche erscheint als Nachahmung des St. Peter in Rom und der Karlskirche zu Wien.

Ein ansehnlicher Dom wölbt sich über das, die Form eines griechischen Kreuzes zeigende Hauptgebäude; zwei viereckige, stumpfe Thürme begrenzen rechts und links die Façade, — einer von diesen war indessen noch unvollendet. — Eine elegante Granit- und Porphyrbekleidung deckt die Ziegelmauern. Dem von der Donau aus Schauenden trübt die Bewunderung ein unbehagliches Gefühl, daß der Dom seine hintere Seite dem mächtigen Strome zuwendet, dessen colossale Macht alles nachbarliche Menschenwerk schon an und für sich kleinlich erscheinen läßt; — wie viel mehr nicht die kahle Seite eines hier in seinen Verhältnissen nothwendig zurücktretenden Gebäudes. Dem gesunden natürlichen Sinn der alten klassischen Zeit wäre dergleichen gradezu unmöglich gewesen; sämmtliche am Meere gelegene alte Tempelreste aus römischer oder griechischer Zeit, die mir zu sehen vergönnt gewesen, wenden ihre Vorderseite dem beherrschenden Elemente, dem Meere zu; und der hohe künstlerische Sinn des königlichen Erbauers der Walhalla bei Regensburg würde nimmer die Façade von der Donau abzuwenden vermocht haben. Mag nun die Ursache, welche der hier gewählten Stellung den Vorzug eingeräumt hat, in einem herrschenden kirchlichen Gebrauche, oder mag sie in dem Umstand begründet sein, daß der hinter der Anhöhe unfern liegende Pallast des Erzbischofs, der des Domcapitels und des Seminars ihre breite Vorderseite dem Strome, zugleich auch dem Dome, der beide von einander trennt, zurichten und es vielleicht unschicklich erschienen sein würde, dem Oberhirten der ungarischen katholischen Kirche seine Metropolitankirche von hinten betrachten zu lassen, — immerhin dürfte ein geschickter Baumeister doch beide hervorragende Gebäude durch eine von den Endpunkten der langen Reihe jener Palläste auslaufende Colonade haben in nahe Verbindung bringen können, welche der vor der Peterskirche ausgeführten in kleinerem Maßstabe ähnlich gewesen wäre. Der Dom würde dann als dominirender Schlußstein des Ganzen im Vordergrunde seine Façade ganz folgerichtig dem mächtigen Strome haben zuwenden dürfen. Doch auch so, wie der Dom von Gran jetzt dasteht, wird er stets als ein majestätisches Denkmal für seinen hochherzigen Begründer, den Primas Alex. von Rudnay, sowie für seinen gelehrten und humanen Nachfolger, den Erzbischof Ladislaus Pyrker, dastehen, der ihn der Vollendung entgegenführte, ohne diese zu erleben.

Unser Dampfschiff hatte von oben herab eine Anzahl ungarischer Geistlicher mitgebracht, die sich in magyarischer Sprache lebhaft miteinander unterhielten. Sie stiegen in Gran aus, um der Ende August's stattfindenden feierlichen Einweihung des Dom's beizuwohnen. — Abends spät desselben Tages in Pesth ankommend, erfuhr ich, daß man dort so eben dem anwesenden Franz Liszt zu Ehren eine Festoper mit magyarischem Texte bei glänzender Beleuchtung aufgeführt hatte. Ihm, dem als National-Ungar hier Hochverehrtem, war nämlich die Composition eines Theils der Messe und die Direction ihrer Aufführung bei der Weihefeier zu Gran aufgetragen worden.

Das alte Gran, die frühere Residenz der Könige von Ungarn, erhielt sein Erzbisthum von dem heil. Stephan im Anfang des 11. Jahrhunderts. Und obgleich die Stadt von den Türken mehrmals verwüstet wurde, kehrten doch die Verwalter desselben stets dorthin wieder zurück, und trugen auch wesentlich dazu bei, ihr neuen Glanz zu verleihen. Man hält das Bisthum Gran für das reichste in Europa. Außerdem liegt die Stadt malerisch anziehend an dem sanft sich erhebenden Fuße des Matragebirges. Der Fels, welcher jetzt den Dom trägt, wurde ehedem durch ein festes Schloß gekrönt.

Zunächst wird die Donau nun in ein schmaleres Flußbett eingeengt und eilt mit gesteigertem Falle vorwärts. Die Ufer erheben sich und zeigen hier und da reiche Laubholzwälder; mächtige Eichen kommen zum Vorschein. Häufiger Wechsel der Vegetations-Ansichten gibt der Reise fortan einen heiterern Charakter; Kalk- und Porphyrgebirge bilden den entsprechenden Hintergrund.

Höchst malerisch bietet sich das geschichtlich interessante Vissegrad (Vicegradum) mit seinen immer noch großartigen Ruinen dar. Unter den dort residirenden Königen Ungarns hatte besonders Mathias Corvinus das sich auf einem ansehnlichen Hügel erhebende Schloß und seine Umgebungen prachtvoll eingerichtet. Später hielt dort Carl Robert von Neapel seinen schwelgerischen Hof. Ein noch stehender, ansehnlich fester, viereckiger Thurm und die zu dem Flusse nach zwei Seiten herablaufenden Umfassungsmauern lassen auf den bedeutenden Umfang der königlichen Anlagen schließen. Die Barbarei der Türken hat sie zerstört, und Kaiser Leopold I. ließ endlich die letzten Befestigungen sprengen. Der kleine Markt selbst

erscheint, an den Schloßberg gelehnt, zwischen den alten Mauern jetzt sehr unbedeutend. — Die Ufer werden nun wieder flach. Die Donau umfaßt später mit zwei Armen die 5 Meilen lange Insel St. Andreas und beginnt jetzt ihre einem rechten Winkel nicht ferne Windung nach Süden zu, die sie viele Meilen weit abwärts verfolgt.

Das auf dem linken Ufer folgende Waitzen gewährt durch die Eigenthümlichkeit seiner Lage auf niedrigen Hügeln und in dazwischen verlaufenden Thälern vom Flusse aus eine viel bequemere, ausgedehntere, zugleich auch erfreulichere Uebersicht, als irgend eine andere ungarische Donaustadt, selbst Pesth nicht ausgenommen. Sogar die drei durch Nationalität und Cultus von einander geschiedenen drei Abtheilungen der Einwohner fallen durch ihre besondere Quartiere in die Augen. Das der Katholiken zeichnet sich durch die seit 1777 gebaute imposante Kathedrale aus. Diese, die gleichfalls nach dem Muster von St. Peter erbaut zu sein scheint, wendet ihre, von zwei viereckigen Thürmen flankirte Façade dem Strome zu; ein mächtiger Dom beherrscht das Ganze. Obgleich dieser Dom bei weitem so vortheilhaft nicht liegt, als der zu Gran, macht er doch einen ungleich wohlthuendern Eindruck. — Die Raitzen, ein slavischer, theils dem katholischen, theils dem griechischen Cultus zugethaner Volksstamm, sondern sich von den übrigen Einwohnern am meisten ab. Die Protestanten sind größtentheils deutschen Ursprunges.

Unser Schiff brachte uns Abends noch zeitig genug so weit nach abwärts, daß wir uns des Anblicks der auf dem rechten Ufer hochliegenden Festung und des Schlosses von Ofen (ungar. Buda) erfreuen konnten. Das gegenüber, auf dem niedrigen linken Ufer sich ausdehnende Pesth gewahrten wir indessen erst, nachdem wir die 1000 Schritte lange und 400 breite Margarethen-Insel umschifft hatten. Der Boden von Pesth erhebt sich nur noch 117 Fuß über das Meer, dahingegen die Höhe von Ofen 155 Fuß beträgt. Man machte mich auf den großen Hausenfang aufmerksam, der nahe bei der Ueberfahrt zu den vielbesuchten Promenaden dieser Insel liegt; der Hausen gewährt nämlich den Fischern hier alljährlich bedeutenden Gewinn. Rasch fuhr der Dampfer jetzt unter der mächtigen Kettenbrücke hindurch, welche beide Städte miteinander verbindet, ohne seinen Schornstein niederzulegen, und lan-

dete dann nahe unterhalb derselben an dem großartigen Quai von Pesth. Inzwischen war es dunkel geworden. Die großen Gasthöfe der Stadt, welche an dem Quai liegen, waren durch den Markt und die Festtage mit Reisenden überfüllt, und ich sah mich genöthigt, mich mit einem bescheideneren Unterkommen im „Erzherzog Palatin" zu begnügen. Dieser gewährte mir dagegen seinerseits den Vortheil, die ungarische Lebensweise näher kennen zu lernen, welche am Quai durch die modisch-europäische verdrängt worden ist, die allenthalben die nämliche Physiognomie zeigt. Mein „Palatin" bildet ein großes Viereck von Gebäuden, mit einem baumbesetzten Hofe im Innern, welchen man unbelästigt von der Sonne allenfalls zum Speisen benutzen kann. Die an zwei Stockwerken der innern Seite des Vierecks rings herumlaufenden hölzernen Balkons gaben dem ganzen Aehnlichkeit mit der altspanischen Bauweise. Fenstern und Thüren erlaubten freilich bei ihrem antiquirten Zustande der äußern Atmosphäre einen freieren Eingang, als es im Winter wünschenswerth sein mag; aber im August konnte man sich damit einverstanden erklären. Dies und der sich hierzu gesellende Schmutz erinnerte lebhaft an ähnliches in Italien oft Erlebtes.

Der frühe Morgen des 24. August's zog mich zuerst zu der schon im Halbdunkel des vorigen Abends bewunderten Kettenbrücke hin. Der Sonntag schaffte den Vortheil, viele Einwohner in gewählter Kleidung zu sehen, die sonst die öffentliche Plätze und Promenaden zu meiden pflegen. Die zum Strome führenden, und außerdem drei mit diesem parallel laufende Straßen scheinen die belebtesten zu sein. Die Glanzseite von Pesth bildet aber offenbar der das nördliche Ufer der Donau einnehmende massiv steinerne Quai, mit der ihm zugewendeten Reihe palastartiger großer Gebäude, unter denen das deutsche Theater, das trefflich eingerichtete Casino, mehrere Gasthöfe u. s. w. hervorragen. Der breite Quai zeigt das Getümmel des täglichen Verkehrs und des Handels am meisten; Schiffe, Barken und Nachen mancherlei Größen und Formen kommen und gehen fast unausgesetzt. Alles deutet darauf hin, daß Pest die erste Handelsstadt Ungarns ist, die dadurch um so mehr Recht hatte, eine feste, stets sichere Verbindung mit der gegenüber liegenden Residenzstadt Ofen zu fordern, welche den größern Theil der Beamtenwelt in sich faßt. Dieser Forderung ist durch eine Kettenbrücke genügt, welche unter denen, die mir zu Gesicht

kamen, bei weitem die imposanteste ist. Die Donau soll an diesem Punkt 1500 Fuß breit sein (nach andern Angaben 1440 Fuß). Außerdem vermehrt jenen Eindruck die Höhe dieser Brücke über dem Wasserspiegel, wie sie durch das oft plötzliche Anschwellen des Stromes und seinen Eisgang im Winter nothwendig gefordert wurde; ferner der am südlichen Ufer steil ansteigende Felsen, der den Palast des Statthalters von Ungarn, eine stattliche Reihe von ansehnlichen Verwaltungs-Gebäuden und die Festung trägt; endlich die in westlicher Richtung von der Festung und hinter ihr sich ausbreitende alte Stadt mit ihren Kirchen, wesentlich genug, um eine Scene zu bilden, die an Großartigkeit im Innern des Festlandes von Europa wenig ihres Gleichen finden dürfte. Es kommt aber hinzu, daß der Hintergrund von Ofen durch einen ziemlich rasch und im Halbkreise ansteigenden Gebirgszug dargestellt wird, dessen Hügel mit einer reichen grünen Vegetation und mit mehreren zerstreut liegenden Landhäusern bedeckt sind. Rechnet man zu dem allen noch, den zwischen beiden Städten stolz dem Meere zueilenden ersten Strom Europa's, so wird man gestehen müssen, daß ein solcher Zusammenfluß von großartigen Werken der Natur und der Kunst zugleich allein schon eine Reise hierher vollkommen rechtfertigt.

Die Kettenbrücke, welche man im August 1842 zu bauen anfing, wird von zwei starken Pfeilern im Strome selbst und einem solchen an jedem Ufer getragen. Sie ist breit genug, um einen geräumigen zweifachen Fahrweg in der Mitte, zugleich an jeder Seite einen Fußweg darzubieten. Ihr gegenüber hat man in der jüngsten Zeit die Felsmasse des südlichen Ufers mittelst eines Tunnels durchbrochen, der den Zugang zu dem dahinter liegenden südlichen Theil Ofens sehr erleichtert.

Bis zum Jahre 1844 wurde die Kommunikation zwischen Ofen und Pesth durch eine Schiffbrücke mühsam und unzureichend vermittelt; die in jedem Winter, für den größern Theil desselben, abgefahren werden mußte.

Nachdem ich den geräumigen Tunnel durchschritten hatte, gelangte ich durch den Garten des Sommertheaters von Ofen an den Aufgang zur Festung. Der südliche Theil der alten Stadt, der sich bis zu dem Fuße des Blocksberges erstreckt, kam mir dabei zu Gesicht. Hr. E. Thouvenel*) hat von diesem Theile Ofens

*) A. a. O. S. 20.

eine so abschreckende Beschreibung gegeben, daß ich angenehm überrascht war, zwar ärmlich, aber ziemlich rein aussehende kleine Häuser zu finden, die freilich gegen die Paläste der nahen Berghöhe sehr abstachen, aber doch nicht die Bezeichnung einer „Kloake" verdienen, deren pittoreske Wirkung Hr. Thouvenel 1838 vom linken Ufer aus genoß. Immerhin mag das Bombardement, welches Görgey 1849 vom Blocksberge aus gegen die Festung von Ofen richtete, zur Zerstörung und zum verbesserten Neubau jenes Stadttheiles wesentlich beigetragen haben, denn er befand sich zwischen beiden kämpfenden Partheien sehr unglücklich gestellt. Bei allen Kämpfen um die Herrschaft Ungarns, von Attila an, hat Ofen stets das traurige Schicksal gehabt, als Kampfespreis zu gelten. Die Belagerung von 1686, durch welche sie den Türken entrissen wurde, führte eine fast totale Zerstörung herbei; außerdem nahm eine Feuersbrunst 1810 noch 800 Häuser fort. Doch hat das stets aus der Asche neu erstehende Ofen bei seiner länglich gestreckten Form jetzt einen Umfang von 3½ Stunden und 21 Kirchen, obgleich ihm die gegenüber auf dem linken Ufer liegende jüngere Schwester den größern Theil des Handels und die wichtige Landes-Universität entzogen hat. Nur die Sternwarte ist ihr durch die vortheilhafte Lage auf dem Blocksberge erhalten worden; sie ist mit guten Instrumenten ausgestattet.

Der oben erwähnte Blocksberg, richtiger wohl „Blockhausberg", liegt östlich von der Festung und beherrscht sie, durch einen Thaleinschnitt von ihr getrennt. Daher suchte Görgey sich seiner vor allen Dingen zu bemächtigen, was ihm bei der ungenügenden Befestigung des wichtigen Punktes bald gelang. Der Augenschein lehrt, daß die Festung einem von dort aus richtig geleitetem Bombardement auf die Dauer nicht wiederstehen konnte. Eine in anziehendem Colorite ausgeführte Darstellung von der Aussicht, zu der die 246 Fuß hohe Spitze des Blocksberges einladet, hat uns Hr. G. Elsner*) geliefert. Ihrerseits beherrscht die Festung von Ofen das gegenüber, jenseits der Donau liegende Pesth so vollständig, daß man die unter rechtem Winkel auf den Fluß stoßenden Straßen dieser Stadt bequem übersehen kann, die außerdem eine Ebene einnimmt, welche nur wenige Boden-Erhebungen von einigem

*) Ungarn, durchreiset u. s. w. 1. Bd. Leipzig 1840. S. 67.

Belange darbietet. Der von Ofen her zur Festung hinaufführende breite Fahrweg läßt sich bequem ersteigen. Der Schloßplatz ist durch das wohlverdiente Denkmal des tapfern Generals Henzi geschmückt, der bei der durch ihn geleiteten, muthigen Vertheidigung von 1849 hier fiel. Man vermißt an demselben ungerne das Bildniß des hier gefeierten Mannes, welches durch kriegerische Embleme und die Inschrift nicht ersetzt wird. Die Spuren des damaligen Bombardements sind verschwunden. Der Platz selbst wird durch den Palast des Statthalters und seine beiden einspringenden Flügel gebildet; eine Seite desselben schließt sehr ansehnliche Gebäude, theils vier-, theils dreistöckig, die hier und da neu scheinen und gut unterhalten sind, ein. Sie dienen sowohl den Verwaltungs-Behörden, als auch zu Offizier-Wohnungen. Die unansehnliche Kirche wurde so eben fleißig von Einwohnern des südlichen Stadttheiles besucht. — Der Festung fehlt es an Brunnenwasser; man ist daher genöthigt, das Wasser von drei Quellen durch ein Druckwerk den Berg aufwärts zu treiben oder das Donauwasser zu benutzen. — Die westliche Seite des Felsens ist ungleich steiler, als die östliche; sie gewährt aber mit jedem Schritte nach abwärts wechselnd überraschende und großartige Ansichten von Pesth und der jenseit sich hindehnenden Ebene, auf den gewaltigen Strom, mit dem ihm in der Kettenbrücke aufgelegten Joche, sowie auf den westlichen Theil von Ofen, der sogenannten Wasserstadt, in weiter Ferne auf Alt-Ofen.

Der letztere Ort war es, der mich durch seine wohleingerichteten, seit der grauen Vorzeit gerühmten Bäder zunächst anzog. Ein kleines, stündlich hin- und herfahrendes Dampfboot führte mich, längs des rechten Ufers aufwärts in kurzer Frist dorthin; die Entfernung beträgt eine Stunde Fußweges von der Brücke an. Theils auf diesem Wasser, theils auf dem Landwege wird Alt-Ofen als Vergnügungsort sehr häufig besucht, es fehlt deshalb dort an Gasthöfen nicht.

Wie hoch die Römer schon die warmen Quellen von Ofen geachtet haben, geht daraus hervor, daß sie die dort angelegte Colonia Aquincum oder Acincum, Aquae quinquae, nach ihnen nannten. Diese Colonie erstreckte sich von dem Schloßberg Ofen's bis in die Nähe des gegenwärtigen Kaiserbades, und soll 200,000 Einwohner gezählt haben. Ihr gegenüber lagen auch schon befestigte

Positionen, die den Namen Contra-Aquincum trugen. Eine Schiffbrücke soll dort beide Ufer verbunden haben, was jedoch wegen der zu bedeutenden Breite, die die Donau hier zeigt, wahrscheinlich auf einen weiter abwärts gelegenen Punkt zu beziehen sein dürfte. Münzen Diocletians mit dem Prägzeichen S. M. A. Q. (signata moneta Aquinci) werden nicht selten gefunden. Attila baute auf den Trümmern der von ihm zerstörten Römerstadt, eine Burg und soll diese nach seinem Bruder Budavár genannt haben; denn den Namen trug wenigstens der Ort lange Zeit. Gewiß ist, daß Arpad in der eroberten Burg Attila's (Etzelburg) mit seinen Magyaren Freudenfeste feierte. Die Geschichte des Orts tritt in bestimmteren Umrissen von der Zeit an hervor, wo Stephan der Heilige 1022 dort eine Kirche zu bauen anfing, die er den Aposteln Peter und Paul widmete und sie reich dotirte. In der Burg zu Ofen residirten dann die Könige Ungarns von Bela IV. an. Ludwig der Große ließ sie neu errichten und der gegenwärtige Palast der Regierung steht mit seiner 564 Fuß langen Fronte auf der Stelle, welche das von dem für seine Zeit hochgebildeten Mathias Corvinus erbaute Schloß ehedem einnahm. Von den Türken, in deren Besitz Ofen sich nahe an 150 Jahre lang, von der Eroberung durch Sultan Soliman 1541 an bis 1686, befand, sind gegenwärtig außer einem Bade und dem Grabmal eines Derwisches wenig Spuren mehr sichtbar. Hr. Elsner*) begegnete in Fünfkirchen einem Derwisch aus Bagdad, der sich auf der Reise nach Ofen befand, um dort an dem Grabe eines muhamedanischen Heiligen zu beten.

Das sogenannte Kaiserbad, zu Alt-Ofen, besteht aus einem geräumigen Viereck von Gebäuden, dessen innerer Hof, mit Bäumen besetzt, einen angenehmen Aufenthalt gewährt; in jeder Saison halten sich dort zahlreiche Besucher auf, großentheils Ungarn; besonders wird es durch die wohlhabenden Einwohner von Pesth zum Baden wie zum Trinken fleißig benutzt. Ich fand den Geschmack des + 48° R. heißen, völlig klaren Trinkbrunnens dem des destillirten Wassers nahe stehend; von Kohlensäure-Gas ergab sich keine deutliche, von Schwefelwasserstoff-Gas gleichfalls eine kaum wahrnehmbare Spur. Die Bade-Cabinette sind im ersten Stockwerk

*) A. a. O. 2. Bd. Leipzig, 1840. S. 100.

geräumig, hell und trocken, man badet hier in hölzernen Wannen. Zu geringeren Preisen werden Bäder im Erdgeschoß, sogenannte Türkenbäder, benutzt, denen es freilich an jedem Comfort fehlt. — Nach der 1839 von Dr. Sigmund mit der Trinkquelle und mit dem sogenannten Wäscherbrunnen (Temp. + 51° R.) vorgenommenen Analyse stehen beide sich qualitativ sehr nahe; sie sind schwache alkalische Glaubersalzquellen, die in einem Pfunde 10 Gran fester Bestandtheile und ½ Gr. Kohlensäure enthalten. Die zahlreichen heißen Quellen, welche vom Fuße des Blocksberges an bis hierher aus Spalten des Gesteins hervorsprudeln, dürften sämmtlich denselben Gehalt, mit geringen Varianten, haben. Sie sind das Blocksbad, das Bruckbad, das Neue oder Raigenbad, das Königs- oder Sprengerbad, endlich das Kaiserbad mit dem Trink- und dem Wäscherbrunnen. Ihre Temperatur variirt von + 35 bis 51° R.

Nach Hrn. Roßt ist der Blocksberg ein Trachyt-Kegel, der bei seiner Erhebung Jurakalk und Kalktuff durchbrach, von welchen der en erstern dem Schloßberge zuwarf, den letztern auf seiner Spitze erhielt. Auffallender Weise hat man in Pesth 609 Fuß tief nach jenem Kalklager vergebens gebohrt; man hatte damit den blauen Thon noch nicht durchbrochen, auf welchem diese Stadt erbaut ist, doch hat man dabei eine Eisenquelle gefunden. — Am Fuße dieser Trachytmasse unfern der Brücke, befindet sich ein uraltes, später von den Türken nach ihrer Art eingerichtetes Bade-Bassin. Acht starke Säulen tragen hier ein ansehnliches Gewölbe; der innere Raum ist durch schmale Fenster spärlich beleuchtet und mit den aus der Therme aufsteigenden heißen Wasserdämpfen so erfüllt, daß das Athmen durch sie erschwert wird. Personen beiderlei Geschlechts aus der untersten Volksklasse baden hier gemeinschaftlich. Selbst der kurze Aufenthalt in diesem Becken soll in so hohem Grade widerlich sein, daß mein Führer dringend abrieth, es zu betreten. Die Mittheilung, welche Thouvenel*) darüber macht, hatte übrigens bereits genügt, davon zurückzuschrecken.

Rheumatism, Gicht und Hautkrankheiten, werden durch diese Thermen häufig mit großem Vortheil behandelt; der Nutzen bei andern Leiden bleibt jedenfalls problematisch. Offenbar ist es hauptsächlich die durch sie in hohem Grade gesteigerte Thätigkeit der

*) A. a. O. pag. 25.

Haut, welche ihre Wirksamkeit vermittelt. Der Reichthum an Thermalwasser, welchen der Boden von Ofen und Alt-Ofen umschließt, ist übrigens ein so enormer, daß bei zweckmäßiger Benutzung aller Quellen, eine fast unbeschränkte Menge von Bädern täglich verabreicht werden könnte. Das Sprengerbad gibt allein 800 Eimer Wasser in einer Stunde. Jedenfalls sollte man den Ueberfluß dazu benutzen, jene wohlthätige Einrichtung ins Leben zu rufen, durch die während des Badens ein ununterbrochener Zu- und Abfluß die Wassermasse in jedem Augenblicke erneuert. — Es leidet wohl keinen Zweifel, daß zu Diocletian's Zeiten der Gebrauch dieser Thermen nicht blos ein ungleich ausgedehnterer, sondern auch ein durch zweckmäßigere Einrichtungen mehr begünstigter gewesen sein mag. Viel bleibt zur bessern Verwerthung dieses Reichthums zu thun übrig, den man bis jetzt, nicht wie er es verdiente, zu würdigen scheint.

Nachmittags fand ich in Pesth auf der Promenade und einigen größern Plätzen, z. B. dem umfangreichen neuern Markte, zahlreiche Spaziergänger. Die Stadt macht allenthalben den Eindruck der Wohlhabenheit; das Mißgeschick von 1849 scheint längst überwunden. Der Baustyl der Häuser ist zwar höchst einförmig, aber ihre glatten Façaden sind in der Mehrzahl anständig und wohl erhalten. Nur einige Vorstädte zeigen noch die Kehrseite dieses erfreulichen Bildes. Das 1786 durch Kaiser Joseph II. hergestellte Universitäts-Gebäude steht als ein wohlthuendes Denkmal des dem Zeitalter voraus geeilten liberalen wissenschaftlichen Sinnes seines trefflichen Erbauers da. Die Universität Pesth ist von da unablässig bemüht gewesen, die bei ihrer Errichtung auf wenige Schichten der Bevölkerung beschränkte Civilisation des Landes mehr und mehr zu erheben. Wenn dies bis heute nicht in dem wünschenswerthen, großartigen Maaßstabe, auch nicht in der das ganze Land umfassenden Ausdehnung geschehen ist, so darf dies nicht etwa in einem Mangel an Pflichteifer der Vertreter der Wissenschaft gesucht werden, sondern vielmehr in den für ihre großen Zwecke ihnen zu spärlich zugemessenen Mitteln und Anerkennungen. Wir dürfen hoffen, daß, wenn die Mitglieder des begüterten hohen Adels und der übrigen intelligenten Schichten des magyarischen Volkes in ihren gegenwärtigen Bestrebungen zu einer liberaleren politischen Verfassung mit Erfolg fortfahren wollen, sie nicht übersehen werden, daß einer

solchen Tendenz nur eine allgemeinere Ausbreitung der geistigen Cultur im Volke die sicherste und festeste Grundlage gewähren kann. Ist dies einmal anerkannt, so werden die der Universität für ihren höheren Flor unentbehrlichen Unterstützungen aus dem Innern des Landes selbst in gemeinschaftlichem Wetteifer gewiß reichlicher zufließen. — Es verdient volle Anerkennung, daß hier schon 1727 ein wahrhaft großartiges Invalidenhaus gebaut worden ist, als man sich im größern Theile von Europa das Schicksal alter braver Soldaten noch wenig angelegen sein ließ. — Das wichtige National-Museum mit seiner Naturalien-Sammlung zu besuchen, erlaubte leider die Kürze des Aufenthalts nicht.

Die zahlreichen Israeliten bauten bei meiner Anwesenheit einen Tempel, der, nach seiner Vollendung gewiß die Aufmerksamkeit der Kunstverständigen auf sich ziehen, und der an Monumenten bis jetzt ganz armen Stadt in seiner Art ein solches bringen wird. Später, im Jahre 1859, meldeten die öffentlichen Blätter die feierliche Einweihung. Der damals bereits fertige Theil desselben, sowie eine bildliche Darstellung des Ganzen, erregte bedeutende Erwartungen. Das Material bestand aus gepreßten und solid gebrannten Ziegeln, schlanke Säulen und Kapitäle von Gußeisen standen zu geringerm Theile schon, zu größerm harrten sie noch der Aufrichtung am Boden. Man scheint bei dem Entwurfe zum Bau den maurischen Styl vor Augen gehabt zu haben, wie er sich in Spanien durch kostbare Ueberbleibsel bis jetzt noch erhalten hat. Das ganze Unternehmen deutet auf große Wohlhabenheit, zugleich aber auch auf verständig geleiteten Kunstsinn der dortigen israelitischen Gemeinde hin. Bei der Wahl des Styls könnte möglicher Weise der Umstand mitgewirkt haben, daß einzelne jüdische Familien von Voreltern abstammen, die zu den unter Ferdinand und Isabella aus Spanien Vertriebenen gehörten. Von diesen sind notorisch mehrere die Donau hinabgestiegen. M. Quin*) reiste mit einem in Serbien ansäßigen Juden, welcher sich mit seiner Tochter geläufig in spanischer Sprache unterhielt. Die Tochter sang abwechselnd zur Mandoline theils maurische theils serbische Lieder. Mit der Sprache hatte sich bei ihnen die Tradition von ihren ehemaligen Wohnsitzen gut erhalten. Mit Rücksicht auf jenen Auf-

*) A. a. O. pag. 19. u. 20.

schwung ist es auch wohl geschehen, daß in Temesvar am Ende des Jahres 1857 eine israelitische Muster-Hauptschule auf kaiserl. Befehl errichtet wurde, die den Fortschritt hoffentlich ferner begünstigen wird.

Abends besuchte ich das vom Mittelpunkt der Stadt ziemlich fern liegende ungarische Theater, in welchem ein National-Schauspiel „Cikosz" dargestellt wurde. Der geräumige Saal erschien mit auffallendem Luxus decorirt, die Brüstung der vier Reihen Logen mit Gold beladen. Obgleich die magyarische Sprache mir fremd ist, so bewirkte doch die große Lebendigkeit des ausdrucksvollen Spiels, daß ich dem Laufe der Intrigue großentheils zu folgen vermochte. Außerdem war mein deutscher Nachbar, den ich für einen kaiserlichen Beamten hielt, so freundlich, meiner Unkunde etwas aufzuhelfen. Als die Decoration eine ungarische Pußta darstellte, gab sich allgemeiner Beifall kund. Man muß freilich Magyare sein, um an einer unabsehbaren Ebene ohne Baumvegetation, ausgestattet mit einigen ärmlichen Hütten und einem den Urtypus tragenden Ziehbrunnen, Wohlgefallen zu finden. Als sich aber die Pußta mit einem Nationaltanze belebte, bei dem auch die unvermeidliche Figur des musicirenden, stets geneckten und gehänselten Zigeuners nicht vermißt wurde, so erklärte ich mich mit dem Beifalle vollkommen einverstanden. Die einzelne Paare führten ihre Wendungen und Drehungen, in dem nämlichen engen Kreise verbleibend, aus. Das Gefühl lebhafter Befriedigung begleitete mich auf dem Rückwege durch die stark belebten breiten Straßen nach meinem Palatin; die einem heißen Tage gefolgte erquickende Abendkühle hatte zahlreiche Lustwandelnde aus den Wohnungen gelockt.

Das ungarische Theater wird von dem Adel des Landes reich unterstützt. Es ist allerdings ganz besonders geeignet, das nationale Element in der wohlhabendsten Stadt Ungarns zu kräftigen und zu unterstützen. Das deutsche Theater, dessen Gebäude auf dem Donauquai imponirt, wird dagegen von den magyarischen Ultra's gemieden, oder wenigstens nicht unterstützt. — Dennoch ist die deutsche Sprache, die in der Stadt vorzugsweise von allen Klassen der Einwohner benutzte. Die magyarische Sprache hat bis jetzt in der Hauptstadt des Landes die von Vielen gewünschte Herrschaft nicht erlangt. Wenn die ungarischen Magnaten ihren Winteraufenthalt von Wien nach Pesth verlegen sollten, wozu sich

bei ihnen in der jüngsten Zeit vielleicht Neigung kund gegeben haben soll, so könnte sich in dieser Hinsicht vielleicht Einiges ändern.

Pesth hat mit seinen vier Vorstädten einen Umfang von etwa anderthalb Meilen. Von den 106,379 Einwohnern, welche die Stadt 1856 enthielt, bekennt sich die große Mehrzahl, etwa $^5/_7$ zum katholischen Cultus, es folgen an Zahl zunächst die Juden, dann die Evangelischen, hierauf die Reformirten, endlich die Griechen. In den verschiedenen Kirchen, welche durch ihre Architektur zur Verschönerung der Stadt freilich nicht beitragen, wird deutsch, ungarisch, slavisch, griechisch, walachisch gepredigt; zwei große Synagogen dienen dem hebräischen Cultus. Der Bischof der nicht unirten Griechen residirt in Ofen, obgleich er seine meisten Gemeinden in dem nicht fern liegenden St. (Szent) Andreas an der Donau hat. Diese sogenannten Raizen sind großentheils von Serbien her eingewandert.

Höchst erfreulich wirkt die in Ungarn schon seit früher Zeit her gewährleistete Gewissensfreiheit und der Schutz für die äußere Uebung des Cultus. Damit verbindet sich freilich keine Gleich-Berechtigung, und leider scheint die neueste Zeit hierin einen Rückschritt gemacht zu haben.

Auffallend klingt die Behauptung, daß die Sterblichkeit in Pesth geringer, als in Ofen sein soll, obgleich letzteres doch höher über dem Strome, luftiger, trockener liegt. Sollte sich dies bestätigen, so würde man die Ursache davon nur in dem größern Wohlstande, in der regelmäßigern, der Luft leichter zugänglichen Bauart der Häuser, der breiten Straßen, in einer zweckmäßigern Lebens- und Kleidungsweise suchen müssen, wie dies durch einen im ganzen mehr gehobenen Bildungsgrad der Einwohner von Pesth leichter vermittelt wird, auf den die Universität und der ungemein lebhafte Verkehr Einfluß geübt hat. Dem gegenüber erscheint Ofen zwar durch seine vielen Kirchthürme, die amphitheatralische Lage und die malerische Naturumgebung von außen her ungleich anziehender; aber im Innern zeigt es enge, winklichte, schmutzige Gassen, — was aber hierin besonders maßgebend ist — mehr Armuth. Am Stromufer der Wasserstadt Ofens fehlt ein gehöriger Damm und bei Regenwetter ist deshalb der Koth schwer zu bewältigen; die große Ueberschwemmung vom März 1838 traf sie deshalb auch

früher, als das flacher liegende Pesth. Diese Nachtheile zusammen genommen, dürften die Mortalität von Ofen freilich begünstigen.

Sowie die Donau einestheils einen ungemein segensreichen Einfluß auf Pesth durch Förderung seines Handels und der Schifffahrt ausübt, so bedroht sie doch anderntheils, namentlich während des winterlichen Eisganges, leider die gewerbfleißige Stadt stets mit dem Ueberfluthen ihres dann furchtbar wüthenden Elements. Wir besitzen eine interessante Darstellung der oben erwähnten letzten Ueberschwemmung von Pesth durch Hrn. Prof. Schoepf*) aus der wir zunächst die Thatsache entnehmen, daß in jenem Klima die gewaltige Wassermasse bisweilen drittehalb Monate lang ununterbrochen eine feste Eisdecke trägt. Selbst Ende März und Anfang Aprils fand sich dort noch „recht compactes" Eis in allen Gassen, obgleich doch nahe bei Pesth ergiebige Weingärten liegen. Man hatte damals einen drei Fuß hohen Damm gegen die Donau gebaut, vertrauend, daß der Strom nie höher steigen werde, als dies bei der Ueberschwemmung von 1775 der Fall gewesen war. In den Tagen vom 13. bis zum 17. März 1838 stiegen indessen seine Fluthen bis zu 30 Fuß über die gewöhnliche Wasserhöhe, und die ganze Stadt, mit Ausnahme weniger, am höchsten gelegener öffentlicher Gebäude, wurde von drei Seiten her zugleich überfluthet. Am 15. März war nur noch die Umgegend der evangelischen Kirche, des Comitats- und des Invalidenhauses, nebst einigen Plätzen, trocken. So plötzlich und unaufhaltsam drang das Wasser in die Gebäude, daß deren Bewohner häufig nur das nackte Leben retteten und Hr. Dr. Schoepf, welcher Augenzeuge der Katastrophe war, es bewundert, daß kaum „einige Hunderte von Menschen" ein Opfer der Fluten oder einstürzenden Häuser wurden. In der That auffallend aber bleibt es, daß diesen jammervollen Scenen keine epidemische Krankheit, überhaupt kein allgemeiner hervortretendes Körperleiden folgte. Panischer Schrecken, unmäßige Anstrengung, Jammer um die verlorene Habe, vielleicht auch um theure Familienglieder, Sorge um die Zukunft und ähnliche Seelenleiden verbanden sich mit 24- bis 48stündigem Aufenthalte im Wasser, oder in einer nebelerfüllten

---

*) Die umstimmenden Einwirkungen und die Krankheiten des Körpers und der Seele, während und nach der Ueberschwemmung von Pesth. Leipzig, 1839.

und regnichten Atmosphäre bei + 3 bis 5° R. Vollständiger Mangel an Nahrungsmitteln kam mitunter hinzu.

Als das Wasser die Wohnungen verlassen hatte, blieben diese begreiflich Monate lang feucht und dumpfig; dessenungeachtet wurden sie von manchen obdachlosen Armen sogleich wieder bezogen. Alle diese krankmachenden Ursachen, deren jede einzelne, unter gewöhnlichen Umständen, im Stande gewesen wäre, die stärksten Constitutionen umzuwerfen, brachten hier so geringe Körpernachtheile, daß selbst verhältnißmäßig nur wenige Katarrhe oder rheumatische Affectionen folgten. Wir müssen Hrn. Schoepf beistimmen, wenn er den Grund dieser außergewöhnlichen Erscheinung in der gewaltigen Aufregung des Geistes sucht, mit welcher gleichzeitig die Reizempfänglichkeit des peripherischen Nevensystems vermindert, oder abgestumpft worden sei. Dennoch bleiben diese Umstände, welche, wie es scheint, von allen Aerzten der Stadt in ähnlicher Weise constatirt worden sind, immerhin darin merkwürdig und der Aufbewahrung werth, daß nicht später im Zustande der nachfolgenden Abspannung, vielleicht nach längerer Zeit mancherlei Körperleiden zum Ausbruche kamen. Jedenfalls darf man der Bevölkerung von Pesth, in der sich so verschiedene Nationalitäten begegnen, zu der so abgelegten Probe Glück wünschen. Ich habe im Kriege unglaubliche Anstrengungen und Gefahren mit gesund bleibendem Körper muthig bestehen sehen. Aber die nachfolgende Periode der Ruhe und Erschlaffung wurde stets Vielen, besonders den geistig Armen durch Krankheit noch verderblich. Die Erfahrung der meisten Feldärzte stimmt hiermit überein. Man erinnere sich des fürchterlichen Typhus, welcher 1812 den schwachen Rest der französischen Armee decimirte, nachdem diese dem Tode in Rußland glücklich entronnen war. In Pesth fand aber in der That Thouvenel*) der es zwei Monate nach dem Unglück besuchte, schon in der innern Stadt und am Quai wenig Spuren mehr von demselben. Die Geschäftigkeit hatte wieder begonnen, und die völlig zerstörten Vorstädte Franz und Joseph wurden nach verbessertem Plane schon wieder aufgebaut.

Der erzählten Katastrophe gegenüber kann ich mein Erstaunen darüber nicht unterdrücken, daß man oberhalb der Stadt so wenig

*) A. a. O. pag. 24. u. f.

wirksame Anstalten gewahr wird, um einer Wiederkehr derselben vorzubauen. Aber über das, was man in dieser Hinsicht zu beschaffen vermag, bin ich durch Betrachtung der berühmten Murazzi von Palestrina belehrt worden, welche die gewaltigen Springfluthen des adriatischen Meeres von Venedig abhalten; freilich sind sie mit venetianischen Zechinen gebaut worden, die gegenwärtig nur noch in Münzsammlungen vorkommen. Die Einwohner von Pesth und der Wasserstadt Ofens vertrauen ihrem guten Glücke vorläufig gleich den Anwohnern des Vesuvs. Möge die Donau ihnen mild gewogen bleiben!

Der 25. August war zur Weiterreise nach abwärts bestimmt. Das große Eildampfschiff fuhr indessen erst um 9 Uhr ab. Ich gewann dadurch einige heitere Morgenstunden, die ich im Menschengewühl genußreich zu Beobachtungen der sich hier kreuzenden verschiedenen Nationalitäten benutzte. Es waren glücklich genug Individuen der mittleren und untern gewerblichen Volksklassen, mit vielen Landleuten zugleich, die sich dazu darboten. Der gestrige Sonntag hatte nur bestätigt, daß die höheren Stände sich in den meisten großen Städten Europa's mehr und mehr zu nivelliren streben.

Ein unglaublich buntes Gedränge belebte besonders den Quai. Bedeutende Massen von Früchten und Gemüsen hatten ihn nahe bei dem Aufgange zur Brücke bedeckt, unter denen kegelförmig aufgehäufte tausende von süßen und Wasser-Melonen hervorstachen. Tragbare Garküchen wurden zeitig herbeigebracht; der Geruch von gebratenen Würsten schien die niedern Klassen stark anzulocken. Gekochte Krebse sah ich im Gehen verzehren. Unter den Fischen schien der wohlschmeckende Fogos oder Fogasch, Salmo Dantex, am meisten gesucht. Reich erschien auch der Geflügelmarkt besetzt. Judenweiber boten Heiligenbilder zum Kaufe und wußten durch naive Erzählungen von christlichen Legenden ihr Publikum anzuziehen. Ungarische Landleute drängten sich hier und da mit ihrem Vieh durch das Gewühl; die Außenseite ihres Costums mahnte, die Berührung mit denselben möglichst zu vermeiden, — ein Murillo würde hier die reichsten Studien für seinen Pinsel zu machen im Stande sein. Ihm würde vielleicht auch das hier sehr beliebte Handeltreiben mit alten Kleidern zur Beachtung zu empfehlen sein, dem die Juden mit besonderm Geschick und Eifer obzuliegen scheinen.

Doch die Glocke des nahen Eil-Dampfschiffes rief die Reiselustigen an Bord, welche nicht das schon zwei Stunden früher abgegangene, kleinere und langsamere Boot vorgezogen hatten. Letzteres dient hauptsächlich dem Local-Uferverkehr Ungarns und des Banats, stellt auch mäßigere Preise.

Der Rückblick auf das allmählich schwindende Ofen, und Pesth, vom Verdecke aus, ist so genußreich, daß der rasche Lauf des Schiffes mein lebhaftes Bedauern erregte. Die malerische und zugleich großartige Wirkung, welche die beiden Schwesterstädte, deren eine die andere so glücklich ergänzt, auf einen so vortheilhaft, zwischen beiden gestellten Schauenden bei klarer Beleuchtung ausübt, läßt sich mit Worten nicht wohl beschreiben. Eine reicht der andern in der colossalen Brücke die eiserne Hand zur festen Verbindung. Das altehrwürdige Ofen aber, von Festungswerken und grünen Höhen umgürtet, blickt mit seinen vielen Thürmen und einer Krone von Palästen aristokratisch vornehm herab auf die gegenüber sich ausstreckende, jüngere, rasch aufblühende merkantilische Schwester; dazwischen wälzt der majestätische Strom, welcher an diesen Ufern seit der frühesten Zeit die Menschen wechselsweise bauen und zerstören sah, seine Fluten mit gleichgültiger Ruhe, wie es der Größe ziemt, unaufhörlich dem Meere zu. Welche Betrachtungen ließen sich an dieses Bild knüpfen!

Unterhalb der Schwesterstädte setzt die Donau ihre große Krümmung nach Süden fort. Der Gebirgszug bei Ofen schwindet bald aus dem Gesicht; das rechte Ufer wird wieder flach, und zeigt sich nur hier und da von niedrigen Hügeln unterbrochen. Die Ebene auf der linken Seite setzt sich als solche unabsehbar fort. Stets jedoch wird das Auge durch lebhaftes Grün der Vegetation erfreut. Herrliche Wiesen nähren immer zahlreicher werdende Rindvieh-Heerden; kräftige Eichen, Buchen und Pappeln wechseln mit niedrigem Erlen-Gebüsche ab, je nachdem der Boden entweder trokkener oder feuchter ist. Kaum zu zählende Inseln bieten gleichfalls in der Regel eine dem Auge wohlthuende Vegetation dar. Die Männer, welche auf den Wiesen mit dem Heumachen beschäftigt waren, tragen sehr weite grob leinene Beinkleider, die bis zu den Knöcheln herabfallen, ein kurzes Hemde, aus demselben Stoffe, welches über der Hose getragen, bis zur Hälfte der Oberschenkel reicht und um die Hüften durch einen Gurt mit den Beinkleidern

zugleich festgehalten wird. Ein runder, grauer Hut vervollständigt den Anzug; seine breite Krämpe kann nach unten wie nach oben umgeschlagen werden; in letzterem Zustande wird er auch wohl als Trinkgeschirr benutzt. Dem einfachen Anzuge läßt sich Zweckmäßigkeit nicht absprechen; er erleichtert jedenfalls die Körperbewegungen ungleich mehr, als die eng anliegende Kleidung der meisten deutschen Landleute.

Die abwärts gehenden Holzflösse, denen wir begegneten, sind bei weitem nicht so umfangreich, als die, welche man in jedem Sommer auf dem Rhein nach Holland hinunter schwimmen sieht. Wahrscheinlich würden sie auf der reißenderen Donau zu großen Gefahren ausgesetzt sein.

Auffallend erschienen mir die ziemlich umfangreichen, ungeschickt aussehenden Ruderschiffe, deren Schnabel ungefähr eben so breit ist, als der Hintertheil, ohne Mast und ohne Segel, regiert durch lange Ruder, deren Führer auf dem Vorder- und dem Hindertheile nach beiden Seiten hin gleichmäßig vertheilt sind. Uns begegneten zwei zusammengekoppelte Schiffe der Art, an deren Seite man schmale Nachen angebunden hatte, in welchen sich die Ruderer befanden. Sie rufen unwillkührlich die Ruderschiffe der Alten in's Gedächtniß, als deren directe Nachkömmlinge sie die Familienähnkeit bis heute treu bewahrt haben.

Die Donau trägt zahllose Schiffmühlen, theils nur in des Ufers Nähe, theils im Strome vor Anker liegend. Der letztern Art sind die zahlreichen Wassermühlen unterhalb Pesth. Sie mögen dem flachen Lande von großem Nutzen sein: der Schifffahrt setzen sie jedoch schwer zu überwindende Hindernisse entgegen. Ihre Bewohner hörten wir nicht selten schimpfen und drohen, wenn unser großer Dampfer sich ihnen nachbarlich näherte. Dieser verfolgte seinen Cours mit der größten Sicherheit, wenigstens stieß er niemals auf irgend ein unerwartetes Hemmniß. Gewiß hat die große Uebung, welche die Schiffsführer und Lootsen bei den ununterbrochen fortgesetzten regelmäßigen Fahrten auf- und niederwärts erlangen, hieran großen Theil. Denn da die Donau zahllose Windungen macht, an Inseln, Sandbänken und Untiefen reich, bis Rassowa hin auch reißend schnell ist, so muß sich gediegene Erfahrung hier mit nicht gewöhnlicher Geschicklichkeit und Festigkeit verbinden, wenn Unglücksfälle vermieden werden sollen. Daß diese Sicherheit nicht

immer mit der Dampfschifffahrt hier verbunden war, ergibt sich aus den Mittheilungen von M. J. Quin*) dessen Dampfer, durch einen englischen Capitain geführt, auf eine Sandbank aufrann. Bei den ehemaligen Ruderschiffen war die Gefahr dadurch noch bedeutender, daß die Schiffer ihre Fahrt durch Benutzung der Seitenarmen des Stromes gerne abkürzten, und so leichter auf Untiefen geriethen. Die Wiener Dampfschifffahrts-Gesellschaft hat viele Capitaine aus Dalmatien, namentlich aus Ragusa, in ihrem Dienste, die wegen ihrer Zuverlässigkeit nicht blos hier, sondern auch im mittelländischen und schwarzen Meere allenthalben hoch geachtet sind.

Die großen Eilschiffe, welche von Pesth aus die Donau hinabfahren, verdienen alle Anerkennung. Sie sind so geräumig, daß z. B. ihr Salon doppelt so groß ist, als der der großen englischen Dampfschiffe, welche von Ostende direkt zum Katharinen-Dock von London fahren. Die im Salon ringsherum angebrachten Bänke sind mit Sammtpolstern belegt. Die in den Fahrpreis (40 fl. von Pesth bis Orsowa) einbegriffene Mittagstafel mit dem Thee u. s. w. zum Abend genügen mäßigen Ansprüchen vollkommen. Besonders verdient das über dem Salon sich zu ahnsehnlicher Höhe erhebende zweite Verdeck, erwähnt zu werden. Mit eisernem Geländer umgeben und vielen Bänken, wie Tischen, ausgestattet, gewähren sie den Passagieren bei geeigneter Witterung einen trefflichen Aufenthalt, um die Ufer bei gleichzeitiger Körperbewegung im Freien zu betrachten, indem sie zugleich der Berührung mit den zahlreichen Deck-Passagieren und ihrem Gedränge entgehen. Zu den letztern gesellen sich von Belgrad an Türken in orientalischem Costüme, deren jeder seinen mitgebrachten Teppich auf dem untern Verdeck ausbreitet, um sich darauf zu lagern, oder auf den Fersen zu kauern. Daß der Raum hierdurch sehr beschränkt werden müsse, leuchtet ein; dem, vom obern Verdecke ruhig herabschauenden Beobachter gewähren indessen diese Türken, außer ihnen zahlreiche Juden, Serben, Slavonier, Griechen, Armenier reichen Stoff zu ethnographischen Belehrung. Diese wird dadurch um so gediegener, als die so verschiedenartig gekleideten, auch eigenthümlich auftretenden und sich bewegenden Menschen sich bei der Langwierigkeit der Fahrt allmählich darstellen, wie sie wirklich sind, ohne auf die Zu-

*) A. a. O. pag. 20 u. 45.

schauer sonderlich zu achten. Jeder macht es sich nach seiner Art bequem. Die derselben Nationalität angehörenden Individuen pflegen sich im Kreise zusammen zu setzen und lassen das ihnen geläufige Sprachidion vernehmen. Der orthodoxe Türke verrichtet Morgens bei dem Hervortreten der ersten Sonnenstrahlen sein Morgengebet, das Angesicht nach Mekka wendend und mit der Stirn wiederholt den Boden berührend, nachdem er die vorgeschriebene Waschung hat vorangehen lassen. Unmittelbar darauf greift er zu der Tabakspfeife mit langem Rohr und kleinem Kopfe aus röthlich gebranntem Thon, oder zu der Wasserpfeife, dem Nargileh. — Den höhern oder niedern Stand des Rauchenden erkennt man hier schon an der Wahl seines Pfeifen-Mundstückes. Ersterer bedient sich dazu des Bernsteins, der deshalb so hoch geachtet wird, weil der allgemein verbreitete Glaube ihm die Kraft beilegt, keinen Schmutz und keinen ansteckenden Stoff an sich zu halten, — denn die Begrüßung eines eintretenden Fremden, dem irgend eine Rücksicht gewidmet werden soll, fordert vor allen Dingen Darreichung der brennenden Pfeife, deren Zurückweisung als Beleidigung gelten würde — der niedere Stand begnügt sich mit Pfeifenspitzen aus gefärbtem, meistens gelblich grünem Glase. — Ist der Fremde hohen Ranges, so ehrt man ihn durch eine mit Edelsteinen besetzte Bernsteinspitze, — die nun freilich auf dem Schiffsverdecke nicht zum Vorschein kam. — Am beweglichsten, am schwatzhaftesten erschienen hier die Griechen, am ernsthaftesten, am würdevollsten die Armenier. Diese übertreffen hierin den stolzen, aber lebhaften Ungarn bei weitem.

In dem Salon unserer Kajütte wurde, besonders von dem Dienstpersonale, vorherrschend deutsch, mehr aber noch italienisch, nächstdem französisch, dann wallachisch, neugriechisch mitunter auch russisch gesprochen, denn wir hatten das Personal der Gesandschaft des Hrn. von Butenieff an Bord, welches sich, in Folge des Pariser Friedens, jetzt wieder nach Constantinopel begab. Außerdem befanden sich die Gemahlin und der Sohn des Fürsten Stirbey auf dem Schiffe; letzterer trug die Uniform der École polytechnique von Paris, von woher beide zu kommen schienen. Drei junge Gesellschafterinnen der Fürstin, unter denen ich zwei für Engländerinnen hielt, verdienten und fanden durch ihre, einen höhern Bildungsgrad ausdrückende, anziehende Conversation, die gebührende Aufmerksamkeit. Die kleine Walachei hatte einen jungen Juristen

hergeliefert, der, nach zweijährigen Studien in Paris, zum ersten Male wieder das väterliche Haus in Krajowa, zu besuchen gedachte. Er hatte dort mit der Sprache sich so vollständig den anziehenden Conversationston der Franzosen zu eigen gemacht, daß ich erst durch nähere Unterhaltung mit ihm Aufschluß über seine Abstammung, zugleich auch manche Belehrung über Zustände in der Walachei, erhielt. Ich würde der Walachei dazu Glück wünschen müssen wenn sie viele ihrer Söhne von dorther so wohl unterrichtet und mit so gesundem, unverdorbenen Urtheile zurück erhielte. — Die Plutokratie wurde im Salon durch einen wohlgenährten, ansehnlich breiten Herrn repräsentirt, der mit seiner Familie aus Deutschland gekommen zu sein schien, um stets den Vorsitz an einer Tafel einzunehmen, und durch eine weithin mißtönende Stimme die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. — Einige vornehme walachische Damen befanden sich auf der Rückreise von Baden-Baden, wo man, wie sie sagten, einen Theil des Sommers ausgezeichnet zweckmäßig hinbringen könne. Eine derselben, die alljährlich diese und ähnliche Reisen unternommen zu haben schien, fand es von ihrem Standpunkte aus amusant, daß man die sterilen Ufer der Donau mit Aufmerksamkeit betrachten, ja sogar auf die Idee kommen könne, ihr Vaterland der Belehrung wegen zu besuchen; sie wünschte im Voraus Glück zu einem Versuche mit der walachischen Postfahrt. Sie stellte — mit einem Worte — den Typus einer walachischen Dame du monde vor. — Als diese Damen unter sich walachisch sprachen, ließen sich dabei so zahlreiche italienische Accente vernehmen, daß ich Anfangs wirklich verleitet wurde, zu meinen, es werde italienisch gesprochen, bis allmählig die slavische Beimischung deutlicher hervortrat.

Wie nun alle menschliche Dinge ihre Kehrseite haben, so zeigte denn auch unser Dampfer, der „Erzherzog Albrecht", seinem Namen zum Trotze, eine recht erhebliche der Art in der Schlaf-Cajüte. Kaum hatte mich überhand genommene Ermüdung schnell in des Schlafes Arme gewiegt, als ein über die Haut allgemein verbreitetes Stechen mich wieder aufstörte.

Ungeachtet der Dunkelheit verrieth die schmerzerregenden Plagegeister bald ihr böser Geruch; zahllose Wanzen rächten mein Eindringen in ihre Behausung. Kein Insektenpulver, kein offener Kampf vermochte die Zudringlichen abzuwehren. Glücklicherweise

war meine Schlafabtheilung mit einem kleinen runden Fenster versehen, dessen Oeffnung wenigstens mit der eindringenden frischen Nachtluft für Verbesserung der dumpfigen Atmosphäre sorgte und dem Dulder tröstende Kühlung zuführte. Mit dem Bösen ging denn hier wenigstens der Vortheil Hand in Hand, daß der erste Strahl, den Aurora der Donau zusandte, mich bereits auf meinem Observatorium, dem obern Verdecke, fand. Dennoch war ich dort nicht der erste; in manchen mürrisch und schlaftrunken aussehenden Gesichtern glaubte ich Leidensgefährte zu erkennen. — Als ich später das Schiff verlassend, den Bädern von Mehadia einen Besuch abstattete, beklagte ich mich bei dem Herrn „Arendator", daß man mir ein Zimmer gegeben habe, in welchen sich Wanzen zu Mitbewohner aufgeworfen hatten. „Die werden uns stets nur von den „Dampfschiffs-Passagieren hierhergebracht", war die Antwort; „ohne „diese wiederholte Zufuhr würden wir von dieser Plage völlig „frei sein".

Nachdem des Fahrzeuges und seiner Freuden und Leiden Erwähnung geschehen, wende ich mich zurück zu seiner Tagesfahrt. — Je weiter wir südwärts auf dem Strome hinabsteigen, je häufiger sendete dieser seeartige Ausbuchtungen in das flache Land hinein, die fast nothwendig zu eben so vielen Sumpfbildungen Veranlassung geben müssen. Weithin gedehnte Rohrteiche sprechen dafür noch mehr. — Vor den kleinen Orten Packs, Tolna und Baja dient nur letzterer durch seine malerische Lage dem rechten Ufer zur Zierde. Unterhalb Batta schließt der sich in zwei Arme theilende Strom die acht Stunden lange, sumpfige Brigitteninsel ein. Seine Ufer werden von da ab wo möglich noch flacher. In einer solchen Niederung gewahrt man endlich das ungesunde Mohacs am rechten Ufer, der erste Ort, welchen unser Schiff seit Pesth einer Landung würdigte. Vorher schon hatten wir aus weiterer Entfernung das Vilani-Gebirge wahrgenommen, einen ziemlich spitzen Kegel, der auf breiter Basis ruht; rechts neben ihm ein niedrigerer aber weiter ausgedehnter Gebirgszug, — beide in einer Entfernung von mehreren Stunden landeinwärts. Wir langten gegen 6 Uhr bei Mohacs an, hatten also von Pesth hierher eine neunstündige Fahrt zurückgelegt. — Die hiesige Festung verdankt ihre große Sicherheit dem Umstande, daß sie, von Wasser und Sümpfen umgeben, fast unnahbar ist. Die feuchten, dumpfigen Staatsgefäng-

nisse derselben sind mit Recht übel berüchtigt durch ganz Europa. Bei unserer Ankunft war der Wasserstand der Donau ein niedriger und es hatte lange nicht geregnet; dessenungeachtet fanden wir an vielen Stellen des niedrigen Ufers stehen gebliebene Pfützen. Hr. A. v. Demidoff*), der bald nach einer der häufigen Ueberschwemmungen der Donau hier anlangte und die Stadt besuchte, sah die Straßen mit Koth und Mist bedeckt. Zahlreiche quakende und hüpfende Gäste hatten sich, von den Wellen zurückgelassen, in die ärmlichen Häuser der Einwohner geflüchtet; der Landungsplatz zeigte sich ihm in einen Kothpfuhl verwandelt, den Hunderte von kohlentragenden Weibern und neugierigen Männern durchwateten. Wir fanden weder Beruf noch Zeit, seine trostlose Excursion nachzuahmen, sondern begnügten uns, über das Ufergedränge und die niedrige Stadt hinausschauend, die Ebene zwischen dem Vilani-Gebirge und der letztern zu durchmustern, welche das Schicksal Ungarns zweimal nach entgegengesetzten Richtungen hin hatte entscheiden sehen. Hier starb König Ludwig II. mit der männlichen Blüthe Ungarns 1526 unter dem Schwerte türkischer Barbaren den Heldentod, wurde aber auch an ihnen 1687 durch den Prinzen Eugen, auf demselben Felde, glänzend gerächt.

Um 6 Uhr 55 Minuten schloß die rothuntergehende Sonne den reich unterhaltenden und belehrenden Tag, — immer noch zu früh, denn wir passirten die blühende Handelsstadt Neusatz und das ihr auf dem rechten Donauufer gegenüber liegende feste Peterwardein, das sogenannte Donau-Gibraltar, in der Dunkelheit. Letzterer Umstand war mir um so unangenehmer, als mir die Gelegenheit geraubt wurde, den Vergleich der Lageverhältnisse dieser beiden Schwesterstädte mit denen von Pesth und Ofen anzustellen. Auch hier ist es das höhere Ufer der rechten Seite, welches die Festung trägt; es ist die ebene linke Seite, welche dem Handelsverkehr und dem Gedeihen des rasch von Neuem aufblühenden Neusatz dient. — Jenes Mißgeschick veranlaßte mich außerdem, hier an Ort und Stelle die traurige Katastrophe näher zu betrachten, durch welche das frühere Neusatz am 12. Juni 1849 zerstört wurde.

---

*) A. a. O. S. 48.

Hr. Kappert*), der den Ort bald nachher persönlich besuchte, entwirft von ihr ein lebensfrisches, aber grausiges Gemälde. Die Serben hatten eine Deputation an die ungarische National-Versammlung gesendet, um ihren Beitritt zur nationalen Erhebung erkennen zu geben. Diese wurde mit einem lebhaften Eljen begrüßt. Aber schon an demselben Tage, den 8. April 1848, erklärte Kossuth, daß nur die Magyaren im Lande vollberechtigt seien, und das Nationalgefühl der Serben entbrannte nun im Zorn. Von diesem Augenblicke an verfolgten sich die beiden Nationen im blutigen Streite, der besondrrs in der hiesigen Gegend bei Karlowitz, Szent Tomas u. s. w. ausgefochten wurde. Als endlich der Banus Jellachich Neusatz besetzt hatte, bombardirte der magyarische General Hrabowski von der Felsenveste Peterwardein aus die unglückliche Stadt durch Brandgeschosse, so daß von ihr nur Trümmer übrig blieben. Am inhumansten scheinen damals, wie es zur Schmach der Christen leider früher auch an anderen Orten geschehen, die Juden behandelt worden zu sein; sie wurden von den Magyaren erschlagen, weil sie bei diesen im Verdacht standen, serbisch gesinnt zu sein, und sie wurden von den Serben getödtet, weil diese sie den Magyaren geneigt wähnten. — Während dieser traurigen Erinnerungen hatte unser Dampfschiff seinen Landungsplatz bei Neusatz verlassen. Indem wir zwischen der banatischen und slavonischen Militärgränze hindurchfuhren, blieb uns auch der Einfluß der Theiß in die Donau verborgen, die durch unermeßliche Ebenen sich krümmend, endlich das Banat und mit ihm das linke Stromufer erreicht. Ihre Wassermasse ist eine der ansehnlichsten, welche die Donau überhaupt empfängt. Wie richtig schon die Römer die Wichtigkeit dieses Punktes erkannten, beweisen die merkwürdigen Ueberreste der von ihnen erbauten Schanzen, die von Neusatz bis an die Theiß und weiter verlaufen. Auch in der neuern Zeit suchte man an dem nämlichen Orte die sogenannte Militärgränze durch die eigenthümliche Einrichtung der Tschaikisten (von dem ungarischen Csaika) Flußbote, mit Bewaffneten bemannt, zu verstärken. Ehedem hat sich diese Einrichtung gegen die räuberischen Einfälle der Türken trefflich bewährt.

*) Südslavische Wanderungen. Leipzig, 1853. S. 2 u. f.

Unser Schiff ruhte nicht eher, bis es Semlin, (Zimony, Semuny) erreicht hatte, welches uns am frühen Morgen des 26. August zu sehen vergönnt war. Der lebhafte Handelsverkehr fesselte das Schiff hier geraume Zeit. Dieser ließ sich schon nach den vor der Stadt liegenden zahlreichen Segelschiffen bemessen, denen sich sogar eine Anzahl von Dampfern hinzugesellt hatte. Ein großer Theil der der Türkei und dem Oriente überhaupt bestimmten Waaren, welche die Donau herab kommen, werden hier ausgeladen, und den Spediteuren dieser Stadt übergeben, die der Zahl nach vorherrschend Serben, dann zunächst Griechen, doch auch Türken und einige Deutsche sind. Ebenso vermittelt Semlin den Handel zwischen Constantinopel und Wien, und hieraus mag es sich erklären lassen, daß Hr. Professor Koch*) Semlin eine halbdeutsche Stadt nennen konnte. Dieses lebhaften Verkehrs wegen hat die österreichische Regierung eine ansehnliche, mit 12′ hohen Mauern umgebene Contumazanstalt hier errichtet, welche zwischen der Stadt und der eine halbe Stunde unterhalb dieser in die Donau fallenden Sawa, unfern des rechten Donauufers, liegt. Der Raum, welchen die Stadt auf letzterem einnimmt, erscheint ansehnlich; desto weniger besitzt sie im Verhältnisse zu ihrer Einwohnerzahl ansehnliche Gebäude. Mir fielen blos mehrere hervorragende Kirchthürme auf, die mit zwei oder drei senkrecht übereinander gestellten rundlichen Kuppeln ausgestattet sind; sie glänzten, mit Weißblech beschlagen, weithin in der Morgensonne. Nach vertheidigungsfähigen Befestigungen sah ich mich vom Schiffe aus vergebens um. Ein wenig hervorragender Hügel scheint Ruinen zu tragen, wahrscheinlich die des Schlosses des tapfern Johann Hunyad, der in ihm 1456 starb. Man nennt diesen Hügel jetzt den Zigeunerberg. Im Verhältniß zu andern Donau-Handelsstädten hinterläßt die Ansicht von Semlin keinen wohlthuenden Eindruck, und doch ist der Boden seiner Umgebung ungemein fruchtbar; Catalpen und Broussonetien sind gewöhnliche Zierbäume. Sollte wohl die langjährige Herrschaft der Türken, oder noch jetzt ihre nahe Nachbarschaft einen fortdauernd deprimirenden Eindruck ausüben? Denn nur der bedeutende Sawa-Strom scheidet hier Slavonien noch von dem auf dessen rechter

*) Wanderungen im Oriente während der Jahre 1843 und -44. S. 65.

Seite mit Belgrad beginnenden Serbien. — Ich kann den slavonischen Ort und seine Thürme nicht verlassen, ohne der Ansicht des Hrn. v. Demidoff zu erwähnen, daß der durch ganz Ungarn, die Walachei, Moldau und Bessarabien allenthalben verbreitete Thurmbeschlag von Weißblech ein Andenken an die von den Türken ebenso ausgestatteten Minarets, von diesen also hier eingeführt worden sei. Ich habe diese Art der Bedachung in Mähren, in einigen Theilen von Süddeutschland, ja sogar unerwartet in einem Thale der deutschen Schweiz gefunden, an Orten, wo man die Türken nie anders, als dem Namen nach kennen gelernt hat. Ja, in Asien, von woher die Barbaren kamen, findet sie sich spärlich. Man weiß außerdem, daß sich die Türken nach ihrem Eintreten in Europa vorzugsweise griechischer Baumeister bedient haben, daß ein solcher damals sogar nach Brussa berufen wurde, daß heute noch armenische Baumeister bei ihnen in besonderm Ansehen stehen. In allen Künsten haben diese barbarischen Sieger von den civilisirten Besiegten lernen müssen; gewiß verhielt es sich mit der Thurmbedachung nicht anders. Sie verboten allen Nichttürken den Gebrauch der Glockenthürme, wußten aber aus diesen Nutzen für ihre Minarets zu ziehen.

Nach der Abfahrt von Semlin erreichten wir sehr bald die Mündung der Sawa (Sau); sie wälzt mächtige Massen eines trüben, gelbröthlichen Wassers in die Donau. Eine französische Gesellschaft hatte so eben den Versuch gewagt, die Sawa mit einem Dampfer zu befahren; das Boot war aber, aus Mangel an kundigen Lootsen und an jeder Unterstützung von Seiten der Behörden, bald auf den Grund gerathen. Da, wo beide Ströme sich vereinigen, erhebt sich am rechten Sawa-Ufer der 100′ hohe Felskegel, welchen die starke Citadelle von Belgrad (Beograd) krönt, von der aus die Türken Serbien in Abhängigkeit erhalten, obgleich ihr innerer Zustand von Augenzeugen als ein trauriger geschildert wird. Sie hat bis jetzt keiner regelmäßigen Belagerung widerstanden; selbst der aufständische Czerny Georg erstürmte sie 1806 mit seinen Serben. Die Stadt erhebt sich amphitheatralisch vom Ufer der Sawa an zu den äußerlich gut erhaltenen Festungswerken in die Höhe. Gärten mit Fruchtbäumen zeigen sich häufig zwischen ihren Gebäuden, so daß sie im Ganzen einen wahrhaft malerischen Prospect gewährt. Ansehnliche Gebäude mit großen Fenstern und rothen Ziegeldächern wird man nur in der obern Region gewahr, wo sie

sich an die Befestigungen fast anlehnen. Unter ihnen bezeichnete man mir den Pallast (Konak) des Fürsten, das Kanzleigebäude und ein serbisches Kaffehaus. Die dem Ufer nahe Wasserstadt zeigt dagegen nur einige Reihen niedriger, mit Schindeln gedeckter, schmutzig aussehender, viereckiger Häuser, in deren innerem Hofe sich jedoch nicht selten nett eingerichtete Wohnungen der serbischen Kaufleute vorfinden sollen. Eine bei dem ersten Blick am meisten auffallende Eigenthümlichkeit bietet Belgrad aber in dem friedlichen Zusammenstehen christlicher Kirchthürme und türkischer Minarets dar. Serbien ist, soviel mir bekannt, der einzige, der türkischen Oberherrschaft unterworfene Staat, welcher gegenwärtig den Beweis liefert, daß beide Arten des religiösen Cultus gleichberechtigt sehr wohl nebeneinander bestehen können, — denn aus den beiden Donau-Fürstenthümern ist bekanntlich der mohamedanische Cultus verschwunden. In Bulgarien wartet man bis jetzt vergebens darauf, daß der Hattischerif des Sultans zur Wahrheit werde, der jene Gleichberechtigung in Worte gefaßt hat, die sich nur durch einen von außen kommenden kategorischen Imperativ zur That erheben dürften. Unter den 18610 Einwohnern, welche Belgrad im Jahre 1846 zählte, befanden sich damals 5800 Türken, 1382 Juden, 900 Fremde; die übrigeu waren Serben. Verbesserungen der städtischen Einrichtungen werden hier durch die Türken hintertrieben, denen sogar rerboten wurde, ihre Häuser an Serben zu verkaufen. Die ehedem die Stadt umgebende massive Mauer, welche von den Oesterreichern 1789 bei ihrem Abzuge zerstört wurde, liegt noch jetzt in Ruinen.

Auf der Ebene des Glacis, nahe dem Wasser, sahen wir zwei Bataillone türkischer Infanterie ihre Uebungen machen. Mit Ausnahme des Fez erschien ihr Aeußeres dem des preußischen Militärs auffallend ähnlich. Die Bewegungen wurden prompt ausgeführt und ein Musikcorps ließ zuleich die westeuropäischen Melodieen ertönen.

Somit waren wir nun in den Theil der Donau eingetreten, welcher mehr oder weniger im Bereiche der türkischen Macht liegt. Vom Anfang an ergibt sich hier bei dem Vergleiche beider Ufer der Unterschied, daß die linke Seite bis zum Ausflusse in das schwarze Meer reggelmäßig in behimmten Entfernungen militärische Wachtposten zeigt, die rechte dagegen, mit Ausnahme der Festungen, der-

gleichen nirgend wahrnehmen läßt. Es offenbart sich schon hierin eine gewisse Sorglosigkeit von Seiten der türkischen Verwaltung, die sich in allen übrigen Theilen derselben, mit wenigen Ausnahmen wiederfindet. Hinsichtlich der Wachteinrichtung würde übrigens das fast durchweg höhere Ufer ungleich mehr geeignet sein, als das linke, wenn man sie überhaupt für nöthig erachtete.

Ich mag die Hauptstadt Serbiens nicht verlassen, ohne daran zu erinnern, daß dieses fruchtbare Land unter der türkischen Oberherrschaft dahin gekommen ist, nach der Angabe des Hrn. Gavrilowitsch, vom Jahre 1846, nur 900 Einwohner auf einer Quadratmeile des Bodens zu ernähren. Die Gesammtbevölkerung betrug damals 849,286 Köpfe, unter denen nur 15,161 Türken mit Einschluß von 6370 Soldaten, zugleich auch von 6074 Zigeunern.

Von Belgrad aus macht die Donau eine Krümmung nach Nordosten zu, um die, durch das deutsche Banat und eine weite niedrige Ebene herabkommende Temes aufzunehmen. Eine kleine Stunde oberhalb ihres Einflusses in den Strom hat die Temes an ihrem linken Ufer die nicht unbedeutende Stadt Pancsowa. Unterhalb der Temes geht ein schmaler Arm der Donau in ihr linkes Ufer ab, um von diesem eine fünf Meilen lange Insel abzuzweigen, welche allenthalben morastig, mit Schilf und hohem Rohr bewachsen ist. Einige banatische Tschardacken stellen die einzigen Merkmale einer höchst spärlichen menschlichen Bevölkerung dar, welche durch das Sumpffieber ferngehalten wird. Bald darauf wendet sich die Donau wieder südöstlich, immer breiter wird ihr Strom; immer mehr bewaldet ihr rechts zu einer Hügelreihe sich erhebendes Ufer, welches bei Belgrad baumlos gewesen war. Das hochliegende serbische Dorf Rittopek blickt einladend aus grünen Bäumen hervor. Weiter abwärts zieht sich von der Höhe eines solchen Hügels Semendria, oder Semederewo, ein unregelmäßiges System von mittelalterlichen Befestigungen bis an das rechte Ufer herab, aus hohen, mit Zinnen versehenen Mauern und aus mehreren Thürmen bestehend. Der mächtige Bau, ursprünglich 1433 von dem serbischen Fürsten Georg Brankowics angelegt, scheint jetzt dem Verfall überlassen zu sein; auch ist er von dominirenden Höhen umgeben. Dadurch tritt es aus der wenig belebten, ziemlich öde aussehenden Umgebung um so malerischer hervor; jedenfalls findet sich in dieser Gegend weit und breit kein Menschenwerk,

welches gleich diesem den Blick zu fesseln im Stande wäre. Das Flüßchen Jesowa windet sich zu den Füßen der Mauern in die Donau hinab. — Zwei Stunden weiter abwärts führt auf derselben Seite die ansehnliche Morava ihre Wassermasse der Donau zu. Sie fließt in einem Bette von Alluvial-Thon, welches sie mitunter ändert; deshalb führt sie häufig Baumwurzeln und Stämme herab und ist selbst an der Mündung kaum schiffbar. Bei letzterer bildet das verfallende Fort Kulich oder Kulics wieder eine malerische Gruppe. Indem nun nicht blos die serbischen Gebirge sich mehr und mehr erheben, treten auch dem linken Ufer, als Ausläufer der Karpathen, herabkommende Höhenzüge allmälig näher. Die kurz vorher noch einem weiten See mehr als einem Strome ähnliche Donau, wird jetzt von beiden Seiten her zusammengedrängt und genöthigt, sich wieder nordöstlich zu wenden, indem sie zugleich die sechs Stunden lange Insel Osztrowa mit zwei Armen umfängt. Diese Insel trägt eine Anzahl österreichischer Wachthäuser, die man hier Tschardacken nennt und die von Gränzern besetzt sind.

Unser Schiff legte am linken Ufer zu Basiasz an, um Kohlen einzunehmen. Die Arbeit wurde von Trägern verrichtet, die in grobe Leinwand leicht genug, aber zweckmäßig gekleidet waren; diese ließ freilich unter dem Kohlenstaube von ihrer ursprünglichen Farbe nichts errathen. Sie behielten bei der harten Arbeit den ungarischen Filzhut auf dem Kopfe, indem sie mit der Last auf der Schulter, diese in raschem Lauf über schmale Bretter dem Schiffe zutrugen. Ihr Lohn dafür soll äußerst geringfügig sein.

Die fortgesetzte Reise führte uns vor dem rechts liegenden alten serbischen Fort Rama, sowie vor dem links gegenüber, dicht am Ufer liegenden Palanka vorbei. Letzterer Ort scheint ein ansehnliches Dorf zu sein; eine Donauinsel steht damit in Verbindung, auf der man Reste von einem befestigenden Pfahlwerk gewahr wird. Die Karas oder Nera fällt unfern von hier in die Donau. — Mehr und mehr treten nun die durch das Banat herabkommenden felsigten Ausläufer der Karpathen an das linke Stromufer. Von beiden Seiten her erschien endlich die bis dahin so mächtig ausgedehnt gewesene Donau zu einem gewöhnlichen Flusse zusammengepreßt. Wir befanden uns am Eingange in das von den Schiffern mit Recht gefürchtete Felsenriff. Unser großes Schiff bezeugte seine Achtung vor demselben dadurch, daß es auf der ba-

natischen Seite bei einem, erst seit 1836 aus wenigen elenden Hütten zusammengesetzten Orte, Namens Drenkowa, anlegte, indem man uns bedeutete, daß man uns hier einem kleinern, geringern Tiefgang habenden Dampfschiffe übergeben müsse, weil der Strom für ersteres zu wenig Wasser habe. Da wir um drei Uhr Nachmittags angelangt waren, so schmeichelten wir uns mit der Hoffnung, noch an diesem Tage weiter befördert werden zu können. Diese wurde jedoch getäuscht. Man wagte nicht mehr, sich dem Riff anzuvertrauen, offenbar, weil man fürchtete, in ihm von der Dunkelheit überrascht zu werden. Wir sahen uns also nothgedrungen, die durchaus nicht einladende Bekanntschaft mit der Schlaf-Koje noch einmal zu erneuern; durften uns jedoch mit dem Gedanken trösten, daß wir der „spartanischen Kost" und der „Ruderbarke" entgehen würden, die Hr. v. Demidoff seiner Zeit noch hier fand. — Ich versuchte, die Aussicht auf die zu erwartenden nächtlichen Unbilden durch eine Excursion in das nahe Hügelland zu verdrängen. Doch wurde mir von diesem nur spärliches Material zur Unterhaltung geboten. Der gute Boden erschien allenthalben in hohem Grade vernachlässigt; vielleicht fehlte es in dieser Einsamkeit, die nur durch einen militärischen Wachtposten von Gränzern und wenige Einwohner belebt wurde, an Arbeiter-Händen. Diesen ärmlichen Bewohnern des Landes konnte deshalb die Aufmerksamkeit allein nur zugewendet werden. — Die Frauen und selbst kleine Mädchen trugen einhergehend stets in der einen Hand eine Spindel mit Flachs oder Hanf, und zogen mit der andern Hand Fäden aus. Ich fand den nützlichen Gebrauch später durch das Banat und die Walachei weit verbreitet; in Deutschland ist er wohl längst, selbst auf den abgelegensten Winkeln, verschwunden. Was würden unsere heutigen Burgfräulein dazu sagen, wenn man ihnen die Spindel zumuthete? Hier zu Lande tragen die Frauen nicht selten ihr Kind auf dem Rücken, und rüstig einherschreitend, drehen sie zugleich die Spindel. Die Frauen tragen ein grobes, weißes, oft nur weiß gewesenes Hemd mit weiten Aermeln, dessen Kragen, Brust- und Schulter-Stücke bunt ausgenäht sind. Um die Hüften ist es durch einen bunten Gurt umschlossen, von welchem vorn und hinten ein breites, teppichartig buntes, wollenes Tuch bis an die Füße herabhängt, dessen unterer Rand franzenartig aufgelöst ist. Zu beiden Seiten nähern sich diese Tücher zwar, aber, da sie lose nach abwärts fallen, so

klaffen sie bei jedem Schritte, und lassen das unvollständig gedeckte Hemde sehen. Den Kopf trugen die Mädchen hier mit einem baumwollenen rothen Tuche, die Frauen mit einer Art gerollter, weißer Binde umhüllt; bei letztern war meistens zugleich die Stirn verdeckt. Am folgenden Tage, auf welchen, nach dem Kalender des alten Styls, ein Marienfest fiel, sah ich bei Orsowa dieselbe Kleidung in festlichem Putze. Hier war bei einem jungen schlanken Mädchen der Gurt mit einem Stückchen Silberblech verziert, welches auch am Halse (vielleicht in Silbermünzen) glänzte; das feine Hemde war schneeweiß, auch das lange schwarze Haar sorgfältig in Zöpfen geordnet; auf diese Weise machte die Erscheinung einen vortheilhaften Eindruck. — Die Männer tragen weite leinene Beinkleider, und das Hemde darüber nach ungarischer Sitte; auf dem Kopfe tritt jedoch die hohe walachische Pelzmütze, von weißem oder schwarzen Schaafsfell, an die Stelle des Filzhutes. Ein junges Mädchen hatte sich sogar in eine Pelzjacke gekleidet, deren Lederseite nach außen gewendet war; und doch war der Tag heiß und trocken. Beide Geschlechter bedienen sich während der kalten Jahreszeit gleicher Pelzkleidung, zu welcher ihre zahlreichen Schaafsheerden wohlfeiles Material liefern. — Angenehm fiel es mir auf, daß ungeachtet der augenscheinlichen Armuth, Niemand bettelte.

Am 27. August begab ich mich um 4 Uhr Morgens auf den kleinen Dampfer, dessen Abfahrt man uns auf 4 ½ Uhr angekündigt hatte. Diese erfolgte um 5 Uhr. Bald erreichten wir das links liegende Dorf Alt-Moldava, mit dem darüber an den Berg angelehnten Neu-Moldava. Von hier ab sahen wir eine sehr gut unterhaltene Landstraße das linke Ufer unmittelbar über dem Strome bis nach Orsowa verfolgen, so daß, wer die Wasserfahrt etwa scheut, den bequemen Landweg stets vorziehen kann. Nahe unter der kleinen Insel Moldava bot sich uns der aus dem Strombett einsam aufstrebende Felskegel Babakaly malerisch dar. Gleich unterhalb desselben wird die Donau von der linken Seite her durch den ansehnlichen Felsen Tivadicza und von der rechten aus durch den Jocz bis auf 650′ verengt. Hier zieht ein vom Kalkgebirge gebildetes Felsenriff quer durch den Strom: es zwingt ihn, in schäumenden Wirbeln und gekräuselten Wellen über das unbesiegbare Hinderniß hinweg zu springen. Von der serbischen Seite schaut aus ansehnlicher Höhe die alte Feste Gollubacz mit

einigen Thürmen auf die wild bewegte Scene hinab; auch auf der banatischen sieht man noch einige hochgelegene Mauertrümmer.

Der Felsen Gollubacz ist durch eine Höhle berüchtigt, die zu manchen Zeiten unzählbare Mückenschwärme (Simulium reptans Gollubatzense) auf die in der Nachbarschaft weidenden Heerden oder auf deren Hirten hinabsenden soll; uns bewahrte vielleicht die Morgenkühle vor diesen Plagegeistern. Diese Gollubaczer (fälschlich Kolumbatscher) Fliege oder Mücke ist aber keineswegs ein ausschließlicher Bewohner jener Höhle, die sie, wie andere Felsspalten, nur aufsucht, um sich in derselben gegen feindliche Luftströmungen oder Regen zu schützen. Das schädliche Insect kommt an der untern Donau häufig, nicht allein auf der serbischen, sondern auch in der gegenüber liegenden Banater Militärgränze vor. Aber auch weiter oben, z. B. an der untern March, ist es nicht selten. Es zieht bei günstiger Witterung in dichten Schwärmen aus, die von fern angesehen, einer dunkeln Wolke gleichen. Sie fallen auf Stücke Vieh in solcher Menge nieder, daß sie es mit einer zwei- bis drei Linien dicken Rinde gleichsam überziehen, Mund- und Nasen-Höhle, selbst die Luftröhre zuletzt ausfüllen und es zum Ersticken bringen können. Nach Schönhauer*) sollen 1783 in dem Banate 52 Pferde, 131 Rinder, 310 Schaafe und 130 Schweine von diesen Thieren getödtet worden sein. Auch einzelne Menschen sind von ihnen zu Grunde gerichtet worden. In neuerer Zeit beschäftigte sich ein serbischer Kreisarzt Dr. Medovics, mit der Naturgeschichte jener Mücke. Hr. Kollar hat dessen Arbeit, mit schätzenswerthen kritischen Erläuterungen bereichert, veröffentlicht.**) Die Gattung Simulium Latreille, Simulia Meigen, hat zahlreiche Arten, der obigen ähnlich.

Die Länge, auf welche hin die Donau von Kalkfelsen durchsetzt wird, berechnet man auf 12 geographische Meilen. In der Mitte der so entstehenden Riffe, nahe dem Dorfe Plaschiwewiza wird sie bis auf 510′ von beiden Seiten her zusammengedrängt. An diesem Orte ist es nicht zu verkennen, daß beide Ufer, ehedem

---

*) Die Geschichte der Kolumbatscher Mücke. 1795.

**) Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 2. Heft, Wien, 1848. S. 154 u. f.

vereinigt, durch irgend eine gewaltsame Revolution, wahrscheinlich vulkanischer Natur, auseinander gerissen worden sind. Die Neigungswinkel der entsprechenden blosliegenden Schichten der Gebirgszüge beider Ufer, hier und da ihre Wellenlinien, zeigen eine viel zu deutliche Uebereinstimmung, als daß diese dem Zufalle zugeschrieben werden könnte. Am rechten Ufer steigt der Höhenzug bis zu 1500′, am linken bis zu 800′, beide meistens sich steil erhebend. Die schwachen Versuche zur Sprengung jener colossalen Riffe, welche die österreichische Regierung übernommen hat, brachten der Schifffahrt bisher wenig Nutzen. Kein größeres Schiff wagt es, bei einbrechender Dunkelheit in das Riff zu fahren, oder sich in demselben von ihr überraschen zu lassen. Bei niedrigem Wasserstande werden die Schiffe zu Orsowa sogar ausgeladen, die Passagiere von dort bis Turn=Severin zu Wagen, die Effecten und Waaren auf Lichterschiffen weiter geführt.

Hr. Kiepert setzt auf seiner trefflichen Karte der europäischen Türkei an diese Stelle das sogenannte „eiserne Thor". Wiederholte Erkundigungen bei Schiffern und andern Donaukundigen lieferten mir das Resultat, daß nicht dieses oberste, sondern vielmehr das unterste Riff mit welchem die enge Felsenpassage mit Orsowa und Turn=Severin am Ostende abschließt, von Alters her jenen gut bezeichnenden Namen trägt. Dieses untere Riff verdient ihn auch wohl mehr, weil es bedeutend gefährlicher ist, als das erstere. Man wagte, uns bei notorisch niedrigem Wasserstande, mittelst Dampfschiffes bis Orsowa zu befördern, übergab uns aber an diesem Orte dem Landtransporte bis Turn=Severin. Letzteres Städtchen ist unterhalb des walachischen Dorfes Skela=Gladowa am linken Ufer nahe dem Landungsplatze der Dampfschiffe seit etwa zehn Jahren neu entstanden; es fehlt auf der Kiepert'schen Karte noch. Die Schiffe sind von hier aus der Gefahr der Felsenriffe vollständig wieder überhoben.

Unterhalb Gollubacz gestattet der etwas beruhigte Strom, das sich hier darbietende majestätische Naturschauspiel mit der ungestörten Aufmerksamkeit zu genießen, welcher es im vollsten Maaße würdig ist. Man denke sich die enorme Wassermasse von beiden Seiten in ein verhältnißmäßig enges, seichtes, steinernes Bett eingezwängt, dem er, unwillig zischend, sprudelnd, in den mannigfaltigsten Wendungen und Drehungen, den verrammelten Ausgang suchend,

hier mehr am linken, dort näher dem rechten Ufer Zuflucht findend, südostwärts zu entfliehen strebt. Aus reicher Baum-Vegetation starren allenthalben geschwärzte Kalkmassen hervor, nicht selten durch die wunderlichsten Formen die geschäftige Phantasie zu Vergleichungen anspornend. Doch reißend schnell führt der Strom das Schiff von einer Scene zur andern; es bleibt keine Muße, den unaufhörlich sich folgenden Aufforderungen zur ernsten Betrachtung oder zur Bewunderung zu genügen. Manches kleine Dorf, manche malerisch am Berge hängende Ruine bietet sich nur für wenige Augenblicke dar. Lebhaft wird der Beschauer mitunter an die „Nebelbilder" (dissolving views) erinnert, welche uns die neuere Kunst kennen gelehrt hat. — Wir hatten bereits ein zweites, den tobenden Fluß quer durchsetzendes Riff passirt, als wir den aus seinem Bette etwa 30′ hoch emporragenden Felsen Izlas, eine kurze Strecke weiter unten den noch höhern Tachtalia zu Gesicht bekamen. Ein mit ihnen im Zusammenhange stehender Felsendamm nöthigte das Boot, hart am serbischen Ufer in einem nur 12′ Fuß breiten Kanal hinzufahren; zur Linken behielten wir eine, das Wasser fast vollständig verdeckende ungeheure Schaummasse. Bald darauf erreichten wir das auf der linken Seite liegende Dorf Szvinicza, etwas weiter abwärts rechts das serbische Dorf Milanovatz, dessen mit Weißblech gedeckter Kirchthurm durch die von ihm zurückgeworfenen Strahlen der Morgensonne ein glänzendes Lichtbild in die etwas grauenhafte Scene warf. Fürst Milosch soll dieses Dorf auf den Trümmern eines ältern neu erbaut und nach seinem Sohne getauft haben.

Von hier aus wendet sich die Donau wieder nach Nordosten. Dieser Richtung folgend, gelangten wir zu dem links hervortretenden Dorfe Plavisevitza, in dessen Nähe denn abermals ein niedriges Riff sichtbar wird, welches unser Steuermann „Jusch" nannte, dessen aber die Handbücher mit der Benennung Jncy oder Jacy gedenken; ihm zur linken Seite befinden sich am Ufer die verfallenen Mauern eines gleichnamigen Forts. Zwei bald nachher aus der Mitte des Flußbettes über die Wasserfläche emporsteigende Felsen verursachen in dieser gewaltig drehende Wirbel. Ein hier zur Seite am Ufer über 350′ fast senkrecht sich erhebender Felsen steigert das Großartige der Scene. Schon fesselt aber der merklich höhere und historisch viel interessantere Schukuru oder Blutberg den Blick,

der gleichfalls sehr steil vom linken Ufer aus, etwa 50 Klafter vom Bette der Donau entfernt, in die Höhe steigt. Zwei Klafter über dem hier vorüberführenden Fahrwege sieht man den offenen Eingang zu einer Höhle, der zwei Klafter breit und vier lang sein soll. Er ist von einer überhängenden Felsmasse nach oben zu vollständig geschützt. Der innere Raum der Höhle soll 6- bis 700 Mann zu fassen im Stande sein, denen eine Cysterne schlechtes Trinkwasser beschafft. Eine Nebenhöhle dient als Pulvermagazin. General Veterani bediente sich ihrer 1692 zuerst gegen die Türken, um durch die hier aufgestellten Geschütze die Wassercommunication vollständig zu beherrschen. Sie heißt deshalb auch jetzt die „Veterani-Höhle". Zu gleichem Zwecke wurde sie 1718 von den österreichischen Truppen benutzt. In beiden Belagerungen vermochte nur Hunger die Besatzung zur Capitulation. Ein an Bord befindlicher junger Mann, welcher die Höhle besucht zu haben versicherte, gab an, daß unmittelbar nach dem Eintreten das Auge zwar nur vollständige Dunkelheit wahrnehme, daß es indessen durch allmähliche Gewöhnung an das sehr spärlich einfallende Tageslicht dahin gelange, mit Hülfe des Lichtreflexes von dem spathartigen Tropfsteine, der die innere Wand der Höhle umkleidet, alle Gegenstände genügend zu unterscheiden. — Nahe bei der Höhle sahen wir ein mit Schindeln gedecktes kleines Wachthaus, dessen Wände von Fachwerk einen weißen Anstrich zeigten, und mit Fenstern ausgestattet waren. Dergleichen sich nett ausnehmende militärische Wachtposten ziehen sich längs der ganzen Donaugränze des Banates, eine Flintenschuß-Weite von einander entfernt, hin. Ihre Besatzung besteht aus Gränzern, die sehr zweckmäßig und einfach, mit leinenem Kittel, blauer Tuchhose und Kappe montirt sind, wozu dann Gewehr und Tasche kommt. Solcher elenden Strohhütten für die Mannschaft, wie Hr. v. Demidoff eine abbildet*), sahen wir nur noch wenige weiter oben in Ungarn. Man merkt es dem Banate bald an, daß es militärisch commandirt wird. — Auf der gegenüber liegenden serbischen Seite ist es ein schmaler Leinpfad, welcher jetzt die ehemals von Trajan gebaute, großartige Landstraße ersetzt. Von ihr haben halbbarbarische Herrscher nichts weiter zu erhalten gewußt, als die ander-

*) A. a. O. zu S. 55.

wärts schon mitgetheilte*), in den Felsen eingegrabene römische Inschrift und die in die Felswand eingehauenen Löcher, die zur Aufnahme von mächtigen Balken bestimmt waren, über welche die Straße dort hinlaufen mußte, wo der Fels den Fuß steil in den Fluß taucht. Es fehlten unsere Mittel zum Sprengen. Die Felsen der serbischen Seite sind außerdem im Allgemeinen steiler und massenhafter, als die der banatischen, auf welcher sich häufiger noch mit grüner Wiesen-Vegetation bedeckte breite Thaleinschnitte herabziehen. Der Leinpfad, welcher als dunkle Erinnerung an die alte Römerstraße gegenwärtig besteht, dient hauptsächlich dazu, Barken an der serbischen Seite nach aufwärts ziehen zu lassen, weil das Fahrwasser häufig allein an dieser liegt. Auf diese Weise sind die Türken z. B. gewohnt, Salzladungen nach aufwärts zu befördern. So mächtig widerstrebt aber der reißende Strom, daß man es dort für nöthig erachtet hat, mit einer Anzahl Ochsen auch noch 120 bis 130 Menschen zugleich vorzuspannen, welche das kleine Fahrzeug durch die gewaltigen Wirbel und Strudel hindurch leiten müssen. Es steht zu hoffen, daß flache Schleppdampfschiffe diesem inhumanen Gebrauche endlich Schranken setzen werden. — Dem Schukuru folgen auf der linken Seite zunächst noch mehrere ähnliche Gebirgserhebungen, deren Spitzen, durch unregelmäßige Thaleinschnitte von einander gesondert erscheinen. Zu ihren Füßen buchtet sich der Strom etwas aus, gleichsam um von dem bisher mit den Felsen bestandenen Riesenkampfe für den Augenblick auszuruhen. Weiter abwärts folgt links das Dorf Ogradina, dem gegenüber rechts in höchst romantischer Lage die oben erwähnte Trajanstafel einen Felsvorsprung einnimmt. Unter diesem zünden seit Jahrhunderten stumpfsinnige Fischer ihre nächtlichen Feuer an; dennoch ist es ihnen bis heute nur theilweise gelungen, das Römerwerk zu zerstören, welches bestimmt war, das Andenken an den ersten Feldzug Trajan's in Dacien, 103 n. Christi, zu verewigen. Sollte die serbische Regierung ruhig zusehen können, bis die Vernichtungsarbeit vollendet sein wird?

---

*) Griselini, Geschichte des Temeschwarer Banats. I. Th. S. 238. — Neigebaur, Dacien mit den Ueberresten seines klassischen Alterthums. Kronstadt, 1851.

Nachdem sich von hier ab beide Ufer allmählig mehr und mehr abgeflacht haben, nimmt die Donau die ihr gebührende seeartige Ausdehnung wieder an. Schon bald nach neun Uhr Morgens landeten wir bei dem Städchen Orsowa (Alt-Orschowa, walachisch Ruschkava), dem letzten Orte des Banates gegen die walachische Gränze hin. Letztere wird durch das Flüßchen Czerna bezeichnet, welches eine starke halbe Stunde unterhalb Orsowa der Donau im Sande zufließt. Von Drenkowa hatte uns also der durch die Felsen reißend dahin eilende Strom innerhalb vier Stunden hierhergeführt.

Wenn ich das dem Gedächtnisse unauslöschlich eingeprägte Bild dieser Donaufahrt mit dem bekannteren vergleichen will, welches die oft wiederholte Fahrt auf der Strecke des Rheines zwischen Bingen und Coblenz zurückgelassen hat, so fühle ich, daß dieser Vergleich stark zu hinken droht. Die große Verschiedenheit der ganzen Natur hier und dort setzt ihm schwer zu beseitigende Hindernisse in den Weg. Doch fehlt es durch mancherlei Aehnlichkeiten auch nicht an Anhaltepunkten dazu. — Beide Stromstrecken empfangen gleichmäßig ihr charakteristisches Gepräge großentheils durch Felsgebirge, die ihr Bett über die Gebühr einengen, sie sind aber an der Donau durchschnittlich massenhafter, breiter, weniger zerklüftet, steigen auch häufiger fast senkrecht auf, als dies bei dem Rheine der Fall ist. Die Wassermasse des letztern übersteigt die mehrerer Strom-Zuflüsse der Donau nur wenig; die letztere findet ihres Gleichen in Europa nur an der wenig bekannten Wolga, sie verhält sich in ihrem untern Theile zum Rhein, wie sich etwa die Monsterflüsse Amerika's, der Amazonenstrom, der Missisippi u. s. w. zur Donau verhalten würden. Nirgends bietet der Rhein hier solche reißende Stromschnellen, obgleich der Anfang der beiden verglichenen Stromstrecken ungefähr gleich hoch über dem Meere liegt. Die Donau hat nämlich dort, wo sich der Sopot zwischen den Einmündungen der Morava und der ihr nahen Ulava erhebt, nur noch eine Höhe von 245′, der Rhein zu Bingen ähnlich 247 Pariser Fuß über dem Meere. Indem aber der Nullpunkt des Pegels zu Coblenz 178′ über dem Meere liegt, so hat der Rhein zwischen Bingen und Coblenz auf eine Entfernung von 7 $\frac{1}{2}$ Meilen einen Fall von 69′ gehabt. Mir steht keine Höhemessung des Ufers unterhalb des eisernen Thores bei Turn-Severin zu Gebote; da aber die Donau bis nach Rassowa hin fortfährt, rasch zu fallen, so muß

ihr Lauf durch die Riffe, etwa 129 geographische Meilen lang, ein ungleich rascherer sein. — Die Spitzen der Gebirgszüge, welche das Bett des Rheins viel bedeutender einengen, als dies an der Donau geschieht, steigen zugleich ansehnlicher in die Höhe, als die Vorhügel der Karpathen da, wo sie die Donau erreichen. Wenn diese sich über 1500′ nicht erheben, so zeigen die aus Quarzfels bestehenden Spitzen des Grauwackengebirges, dessen Rand das linke Rheinufer nördlich von der Nahe unterhalb Bingen berührt, nach Hrn. v. Dechen 2750′ bis 2040′ Höhe über dem Meere. Von Bacharach bis Coblenz betragen die Höhen 1300′ bis 1600′, und der höchste Punkt des nördlichen Endes der hier in Betracht kommenden Strecke des Rheinlaufs, der Kühkopf bei Coblenz, steigt 750 Ruthen vom linken Ufer entfernt, noch bis zu 1200′ an.*) Berücksichtigt man neben diesen Gebirgserhebungen noch die geringe Breite des Rheins, so wird man das Ueberwiegen der Schatten in der Beleuchtung vieler Windungen des Rheins erklärlich finden, welches man bei Betrachtung mancher, von wackerer Künstlerhand gelieferten Ansichten der Rheingegenden nicht selten mit Unrecht einer melancholischen Stimmung des Darstellenden zuzuschreiben sich geneigt fühlt. Das Bett der Donau behält mithin stets eine verhältnißmäßig klarere Beleuchtung. — Die Donau wird vielfach durch quer hindurchstreichende Riffe aufgehalten, der Rhein durch ein mit jenen vergleichbares nur einmal, — unterhalb Bingen, durch das sogenannte Binger-Loch. Die Sprengungs-Arbeiten, welche die preußische Regierung hier hat ausführen lassen, haben den vorgesetzten Zweck erreicht; die Schifffahrt durch das Binger-Loch bringt dem erfahrenen und vorsichtigen Schiffer keine Gefahr mehr. Die österreichische Regierung hat die in der Donau sich entgegen stellenden colossalen Hindernisse bisher nicht wegzuräumen vermocht, obgleich dies geraume Zeit hindurch versucht worden ist. Es würde jedoch bedauerlich sein, wenn man deshalb an ihrer dereinstigen Besiegung verzweifeln wollte, — die fortschreitende Wissenschaft und ihre technische Anwendung kennt kaum noch Unmöglichkeiten. Dem Projecte, statt dessen einen die Riffe umgehenden Kanal auf der serbischen Seite zu graben, welches

*) Verhandlungen des naturhistorischen Vereins der preußischen Rheinlande und Westphalens. 7. Jahrg. Bonn, 1850. S. 440.

hohen Orts im Sommer 1857 vorgelegt worden sein soll, würde wohl mehr noch an dem einer unsichern fremden Regierung einzuräumenden Aufsichtsrechte, als an den aufzuwendenden Millionen, scheitern.

Den Totaleindruck, welchen beide Ströme zurücklassen, möchte ich bei der Donau als einen tiefernsten, zur Bewunderung hinreißenden, schwächlichen Gemüthern wohl mitunter Grausen einflößenden — bei dem Rhein einen heitern, zur Freude, zur romantischen Begeisterung auffordernden — nennen. Die Rheinufer erscheinen, mit geringen Unterbrechungen, durch Rebenhügel allenthalben geschmückt, deren regelmäßig sich stets wiederholende grade Linien einen eben nicht malerischen, aber doch an den Gewerbfleiß ihrer zahlreichen thätigen Bewohner unaufhörlich erinnernden Anblick gewähren. An der Donau erblickt man vom Strome aus unterhalb Drenkowa keine Reben mehr; dagegen ist ihr Schmuck ein mehr naturwüchsiger. Wälder von Laubholz, wenngleich nicht mehr dicht, bedecken hier allenthalben, wo etwa der nackte Fels es nicht verbietet, mit wohlthuendem dunklem Grün die Uferwand. Am Rhein hat der Menschen unbarmherzige Industrie die ihm zugewendeten Bergwände längst des Baumschmuckes beraubt. Mit niedrigem Gebüsch muß das suchende Auge sich begnügen, wendet sich im Frühling auch hier und da wohl unwillig von dem wiederwärtigen Anblick aufstrebender junger Eichen ab, denen man schnöden Gewinnes halber die Rinde abgezogen hat. Vergebens klagen die zum Hinwelken verurtheilten Bäume die gelddürstenden Menschen an, in denen die Achtung vor dem hohen Werthe einer lebendigen Vegetation längst erstorben ist, welcher für die Reinhaltung der Atmosphäre, sowie für die Beschaffung des dem lechzenden Boden so unentbehrlichen Wasserniederschlages aus ihr, unberechenbar ist. Wo würde man heutiges Tages am Rheinufer die Eiche zu suchen haben, welche würdig wäre, einen Altar in ihren Schatten aufzunehmen, wie ihn unsere Voreltern der Gottheit unter dem mächtigen Natur-Dome zu errichten wußten? Sollte man den Karpathen nicht Glück dazu wünschen müssen, Bewohner zu besitzen, deren Civilisation mit der der Germanen nicht gleichen Schritt gehalten hat? — Freilich sind diese Bewohner auch wenig zahlreich; seltene geringfügige Dörfer bezeichnen ihre spärlichen Ansiedelungen an der reichen Donau. Welche ameisenartige, ununterbrochene Geschäftigkeit

treibt im Gegensatze hierzu die Rheinanwohner stets hin und her! Wohin sich das Auge hier auch wendet, gewahrt es betriebsame, heitere Menschen, deren Zahl sich auf einer Quadratmeile bis zu 10,000 erheben kann. Kaum ist der Rhein breit genug, das Zusammenstoßen auf- und abeilender Dampfschiffe zu verhüten. Düster blickt dagegen der ärmlich gekleidete Donauanwohner auf seines Flusses eilenden Lauf, den er zu benutzen unmächtig ist. Zwölf Meilen weit sieht der Schiffende hier keine Stadt, den eben der ununterbrochene Wechsel kurz nacheinander folgender kleiner netter Städte am Rhein erheitert und erfreut. Seine Ufer tragen auf den meisten hervorragenden Bergspitzen Burgen oder doch deren malerische Ruinen, ebenso viele Zeugen einer schon sehr früh hier in großem Maßstabe erwachten Menschen-Thätigkeit. Unter den verhältnißmäßig wenigen Resten einer ähnlichen Bauthätigkeit an der Donau, aus früherer Zeit, deutet keine einzige darauf hin, daß eine ausbessernde Hand sich ihrem Verfalle neuerdings widersetzt hätte; ein Neubau der Art würde die heutigen Einwohner wahrscheinlich in tiefes Staunen versetzen. Ihnen wohnt der romantische Sinn für malerische Lage irgend eines Bauwerkes schwerlich bei; er ist der Sprößling eines aus edlerer Bildung hervorgegangenen Schönheitssinnes, wie er noch in den letzten Jahrzehnden am Rhein Großes geschaffen hat. Wenn ich es mir möglich denke, daß einem mit schöpferischer Phantasie ausgestatteten Künstler die Aufgabe gestellt werden könnte, ein Panorama auf die Leinwand hinzuzaubern, welches eine der hier verglichenen Stromstrecken darstellen sollte, ohne sie mit eigenen Augen gesehen zu haben, — so würde ich ihm den Sinn eines Raphael wünschen, wenn ihm der liebliche Rhein zufiele, den eines Michel Angelo, wenn er die majestätische Donau nachzuahmen hätte.

Tausende von Touristen besuchen jährlich den Rhein, sich an ihm zu erheitern und zu erfrischen; die Donau scheint seit den Zeiten der Römer für sie vergebens zu strömen. Ich würde den obigen Versuch für belohnt erachten, wenn er auch ihr die Aufmerksamkeit zulenkte, die ihr in so hohem Grade zukommt. Eine nur flüchtige Anschauung lag jenem Vergleich zum Grunde, dessen Vervollkommnung einer fruchtbareren Phantasie überlassen bleiben mag; viel näher lag die reale Absicht, möglichst zahlreichen Deutschen den Weg dorthin anziehender zu machen, wo ihnen die Macht

und der Werth des ursprünglich und vorzugsweise deutschen Stromes so klar in die Augen springen muß.

Das kleine Städtchen Orsowa, in welchem ich den eben bestandenen aufregenden Scenen eine kurze Ruhe folgen ließ, liegt für den Verkehr äußerst vortheilhaft, nahe über dem letzten und gefährlichsten der fünf Felsendämme des Donaubettes, dem sogenannten eisernen Thore. Es bewacht mit seinen Militärposten zugleich die äußerste, östliche Grenze des österreichischen Kaiserstaates. Von den ehemals hier vorhanden gewesenen Festungswerken sind mir indessen keine Reste zu Gesicht gekommen. Dagegen wurde mir nahe bei dem Orte das Dorf Szupanek mit seiner Quarantaine-Anstalt (Contumaz) gezeigt, welche vor andern ähnlichen den Vorzug einer gesunden Lage und zweckmäßigen diätetischen Verpflegung gewährt. Gewiß ist, daß der Ort unter der Herrschaft der Römer, auch bis zu der ersten Zerstörung durch die türkischen Horden, ungleich ansehnlicher als jetzt gewesen. Selbst die Türken wußten ihn jedoch so zu würdigen, daß sie eine fünf Stunden lange Wasserleitung von Mehadia nach Orsowa bauten, von welcher noch heute 30′ hohe Pfeiler-Reste unfern des Weges Zeugniß ablegen. — Die in der Nähe befindlichen Goldwäschereien sollen lohnender, als weiter oben, betrieben werden. Jedenfalls gewährt aber der Hausenfang und die Caviarbereitung mehr Nutzen als sie. Das auf frühern Ruinen erbaute heutige Orsowa besteht aus drei, parallel mit dem Flußufer laufenden, und vier diese unter rechtem Winkel kreuzenden, senkrecht auf den Quai stoßenden Straßen. Dieser hölzerne Quai ist der Mittelpunkt des Verkehrs. Ihm wendet sich die gut gebaute breite Agentur der Dampfschifffahrts-Gesellschaft mit ihren Magazinen, sodann der erste Gasthof des Orts, der von Briedern, zu, der, wenn auch nur einstöckig, doch eine einladende Außenseite, innerhalb auch einen reinlichen Hof zeigt; an ihm läuft ein hölzerner Corridor hin, auf den sich die Gastzimmer öffnen. Die Bedienung ist genügend, wie ich, später hier übernachtend, erfuhr. Mich hatte man zunächst dem „Hirsch" zugeführt, dessen auf alte Zeiten hindeutende Einrichtung sich schon bei dem ersten Eintritte durch die Mistbedeckung des Hofes kund gab. An den nothwendigsten Lebensbedürfnissen fehlte es indessen nicht, und der „Hirsch" erwarb sich sogar meine besondere Zufriedenheit, als er mich zum Zeugen einer charakteristischen Volksscene gemacht hatte.

Der kreischende Ton einer Fiedel lockte mich nämlich zu einem nachbarlichen größeren Gemache. In diesem fand sich eine Gesellschaft von 6 bis 7 schmutzig aussehender Männer der niedern Volksklasse, mit dem unvermeidlichen grauen Filzhute auf dem Kopfe, um einen mit Weinflaschen besetzten Tisch sitzend, trinkend und rauchend. Vor ihnen hatte zugleich ein Musikant seinen Platz stehend genommen. Er trug unter den lebendigsten Geberden einen Volksgesang vor, den er mit der Geige selbst begleitete. Am Schlusse einer jeden Strophe wurde mit den Gläsern geklungen, auch des Sängers dabei nicht vergessen. Der Ausdruck des sonnverbrannten, zum Theil von ringsum herabhängenden schwarzen Haaren bedeckten Gesichts und der kleinen schwarzen Augen, vielleicht durch den Wein noch mehr belebt als gewöhnlich, war in der That bewundernswürdig. Aus dem Gesange tönte freilich das rohe Naturkind hervor; aber es ließ sich kein unreiner Ton vernehmen. Auch entbehrte die eintönige Melodie nicht ganz der graziösen Wendungen, und schloß sehr eigenthümlich jedesmal mit langsamen, abwärts sinkenden Molltönen. Ich wurde belehrt, daß der Musikant ein Walache sei, der zur Feier des Marienfestes herübergekommen war, welches man hier nach griechischem Ritus beging. Frauen und Mädchen sah ich dem Feste zu Ehren in schneeweiße Leinwand gekleidet.

Der Paß mußte zur Weiterreise von dem Komandanten visirt werden. Das unangenehme Geschick, von welchem Hr. Thouvenel hier betroffen wurde, den man nöthigte, nach Semlin umzukehren, um von dort eine fehlende Unterschrift des Passes zu holen, hatte mir in dieser Hinsicht doppelte Vorsicht eingeprägt. Ich fand, daß das von der strengen Behörde eingenommene Gebäude eines der wenigen zweistöckigen im Orte war. Einige ziemlich neu und nett aussehende Privathäuser gehören Kaufleuten. Da mein Wirth mir das Aufsuchen eines Wagens anheimstellte, so gab dies Gelegenheit, mir die Ueberzeugung zu verschaffen, daß die Mittagssonne hier noch Ende August's wohl geeignet ist, gelegentlich Sonnenstich zu erzeugen. Es gelang mir endlich, ein Fuhrwerk aufzutreiben, dessen Besitzer versprach, mich für 6 fl. Conv. nach Mehadia zu fahren. Diese vierrädrige Maschine bestand aus einem hölzernen Kasten, der unmittelbar auf den Achsen lag und mit einer Binsenmatte überspannt war. Ein Strohbund gab mit einer wollenen Decke den Sitz. Im Fahren auf der ganz guten Landstraße machte ich hernach die Erfahrung, daß die von dem Fuhr-

werke ausgehenden Erschütterungen vollkommen genügend sein möchten, die hartnäckigsten Unterleibs-Stockungen zu verringern. Vielleicht ist es Landessitte, auf diese Weise eine Art Vorbereitung zur sicherern Wirkung der Thermen von Mehadia zu beschaffen.

Die oben erwähnte Quarantaine-Anstalt erinnert mich daran, daß es einem Arzte übel anstehen würde, die Ostgränze des Kaiserstaates zu verlassen, ohne der österreichischen Contumaz-Anstalten dankbar gedacht zu haben, deren wirksame Einrichtung das ehedem nicht seltene Einschleppen der furchtbaren orientalischen Pest abgewendet hat, so daß man diese jetzt in Ungarn, Siebenbürgen und Deutschland nur noch dem Namen nach kennt. Bei einer streng-militärischen Disciplin der auf einer dünn bevölkerten Bodenfläche angesiedelten Gränztruppen ist es möglich geworden, jene entvölvölkernde Plage abzuhalten. Wer eine ausführliche Beschreibung dieser verdienstvollen Einrichtungen wünschen möchte, wird sie freilich in den darüber erschienenen Schriften suchen müssen.*) Hier möge folgende kurze Andeutung darüber genügen.

Im Anfange des Jahres 1738 wurde die Pest durch österreichische Truppen aus Siebenbürgen über Temeswar, von da über ganz Ungarn nach Krain, Oesterreich, Mähren, in die Bukowina verschleppt. Erst im Frühling 1744 hörte die Seuche auf. Man kannte nur die Pestordnung von 1713 als Richtschnur. — Hiernach wurde längs der ganzen Gränze, welche die Türkei von den österreichischen Staaten trennt, eine Militärverfassung eingeführt, deren Hauptbestimmung die Abhaltung des ansteckenden Uebels war. Im Jahre 1755 erschien das Normativum der Pestabwehr für die Küstenlande und alle Gränzprovinzen. Im Jahre 1766 erfolgten nähere Bestimmungen der Art. Indessen geschah es unter der Leitung von Gerhard van Swieten, daß die Beartung dieses Gegenstandes 1770 vollendet ward. Von dieser Zeit her datirt die Einrichtung der Gränzcontumazen und der „Rastelle", die man wohl in andern Ländern nachahmen, aber nie zu derselben Vollendung hat bringen können. Mit dem Verschwinden der orientalischen Pest aus Europa hat ihre Thätigkeit natürlich eine ansehnliche Beschränkung erlitten.

---

*) z. B. Franz von Schraud: Geschichte der Pest von Sirmeni in den Jahren 1795 und -96. I. Th. Pesth, 1801. S. 5.

II.

Die Herkules-Bäder zu Mehadia. — Das Czerna-Thal. — Bade-Anstalten. — Lage und Umgegend. Analyse der Mineralwasser. — Vorschläge zu Verbesserungen.

„Alt ist Dein Ruhm; Hygiens Priester verehrten Dich schon in den grauen Tagen der Vorzeit. O sei, Göttin, hinfort auch jeglichem hold und gewogen, der mit frommen Gelübden Dir naht."
Neubeck. Die Gesundbrunnen.
II. Ges. 43.

Der fünf Poststunden lange Weg von Orsowa nach den Bädern ist sehr gut gebahnt; ich legte ihn mit zwei Pferden in drei Stunden zurück. Unmittelbar hinter Orsowa steigt er mäßig an; der Rückblick von ihm gewährt eine reizende Aussicht über das Städtchen und den breiten Strom hinweg nach dessen rechtem Ufer hinüber, auf das serbische Dorf Tekia und die darüber am Felsen hängende Elisabethsburg. Bald sieht man sich in der vegetationsreichen Ebene, durch welche der kleine Czerna-Fluß der Donau zufließt. Sie erscheint anfänglich mehrere Stunden breit, verengert sich aber nach und nach. Rechts und links zieht sich eine Gebirgskette hin. Am rechten Czernaufer neben der Landstraße sieht man zunächst nur niedrige, später etwas höher ansteigende Hügel; die des linken Ufers zeigen, von der Straße ansehnlich fern, sogleich bedeutende, mit Wald bedeckte Erhebungen. Bei dem Dorfe Koramnik wird das Thal zu einem Engpasse. Die Straße führt dann nahe dem rechten, durch Mauern unterstützten Flußufer hin. Eine hölzerne Brücke führt über einen sich in die Czerna ergießenden Bach. Je mehr man sich Mehadia nähert, je erfeulicher cultivirt erscheint die schmale Ebene mit den ihre Seiten einnehmenden Hügeln. Die erstere zeigt herrliche grüne Wiesen, die letztern tragen entweder Weinberge oder Maisfelder. Dem Maisbau wird augenscheinlich der meiste Fleiß zugewandt, und in der

That soll der Bauer hier großentheils von „Kukuruz", dem türkischen Weizen, leben. Die Weinberge machen einem Rheinländer dagegen den Eindruck vollständiger Mißhandlung. Die höchst nachlässig aufgebundenen Reben wurden von schweren Trauben zu Boden gezogen. Dazwischen gepflanzte Maisstauden entzogen mit üppig wucherndem Unkraute zugleich diesem die Sonne. Man versicherte mir sogar, daß unmittelbar gleich nach der Weinlese Ziegen in die Gärten getrieben werden, welche die jungen Triebe fressen. Die römischen Colonisten haben einen der Cultur so feindlichen Gebrauch hier gewiß nicht eingeführt, denn Ter. Varro*) belehrt uns, daß man dem Bachus Böcke opferte, um diese gleichsam für ihr den Reben feindliches Treiben zu strafen: „proinde ut capite darent poenas." Dennoch belohnt der Wein die auf ihn verwendete geringe Mühe über die Gebühr. Es wird im Allgemeinen ein wohlschmeckendes Getränk erzielt. Als ich später durch das der Czerna nahe walachische Dorf Akuravé fuhr, hielt der Wagen vor einer Dorf-Herberge an. Man setzte uns hier einen goldgelben feurigen und süßen Wein vor, der die Vergleichung mit einem südfranzösischen nicht zu scheuen brauchte, vor diesem aber den Vorzug fabelhafter Wohlfeilheit voraus hatte. Ich bemerkte dabei, daß man dieses Getränk aus einer unter dem Hause angebrachten Erdhöhle hervorholte, welche der Mauern entbehrte. Daß sich die Rebe hier in einem ihr besonders zusagenden Klima und Boden befinden müsse, läßt sich daraus entnehmen, daß sie ohne alle Pflege nicht nur einen großen Theil der an der Landstraße stehenden Bäume umrankt, sondern daß sie auch an den Bergen und in die Wälder hinaufsteigt, sich dort von einem zum andern Baume hinziehend. Hr. Dr. Klein in Mehadia spricht deßhalb die Ansicht aus, daß die Rebe hier ursprünglich wild vorgekommen sein müsse; wahrscheinlicher ist es mir, daß ihre ungewöhnliche Ausbreitung hier auf günstigem Boden durch Vögel vermittelt wurde. Es liegen außerdem geschichtliche Data vor, daß die Rebe durch den Kaiser Probus an die Donau, nach Dacien und Pannonien verpflanzt worden sei.

Eine neuere Landstraße führt jetzt direkt nach den Bädern so, daß man den links liegen bleibenden Flecken Mehadia nicht zu

---

*) De re rustica. Lib. I. Cap. II. 19.

Gesicht bekommt, der etwa 40 Minuten weit von den Bädern entfernt liegt. Den Eingang zu den letztern gewinnt man, indem man unmittelbar vor dem Gebäude eine hübsche steinerne Brücke mit eisernem Geländer überschreitet, die beide Ufer der Czerna verbindet. — Man führte mich in die Bade-Kanzlei, zu dem Herrn „Arendator", der mir ein gegen Südost vortheilhaft gelegenes Balkon-Zimmer im Ferdinands-Bade anwies, dessen Aussicht auf eine unfern gegenüber liegende, vom linken Flußufer fast senkrecht aufsteigende Felswand hinausging, die großentheils mit grünem Gehölz bedeckt war. Das Gemurmel der plätschernd das steinbedeckte Bett der Czerna überspringenden Wellen ersetzte mir die lärmende Musik unserer Modebäder vollständig. Das reinliche, einfach mit dem nöthigen Geräthe und einem guten Bette ausgestattete Zimmer genügte mäßigen Ansprüchen sehr wohl. Auch die Bedienung war aufmerksam.

Das schmale Czerna-Thal, in welchem die sämmtlich dem „Aerar" gehörenden Gebäude des Bades liegen, streicht von Nordost nach Südwest. Alle diese Häuser nehmen, mit Ausnahme eines einzigen, des Franzenbades, das rechte Ufer ein. Zu dem linken Ufer steigt die Bergeswand ziemlich steil hinab und gewährt dort wenig Raum. Die Gebäude liegen in zwei Reihen einander gegenüber und umfassen einen zwischen ihnen übrig bleibenden freien Platz. Sie zeigen sämmtlich eine zwar einfache, aber gut unterhaltene einladende Außenseite und besitzen außer dem Erdgeschosse, zwei Stockwerke. Eine Herkules-Bildsäule aus Kanonen-Metall ziert die Mitte des freien Platzes. Sie soll einer ähnlichen, aus der Römerzeit herrührenden nachgebildet sein, die man unter Ruinen fand und nach Wien brachte. Leider hat man sie durch Anstrich mit einer schwarzen Deckfarbe verunstaltet, welche zwar den Unbilden der Witterung des rauhen Winters wehren mag, zugleich aber auch das Urtheil über den künstlerischen Werth der Statue unmöglich macht und gewiß nicht geeignet ist, eine vortheilhafte Stimmung in dem Beschauenden zu erzielen. Eine am selbigen Platze liegende Restauration mit Kaffehaus und Billard scheint bestimmt zu sein, für die leiblichen Bedürfnisse der Fremden zu sorgen. Auch fehlt es nicht an einigen Kaufläden.

Der Morgen des 28. August wurde zur nähern Betrachtung der Quellen und ihrer Umgebung verwendet. — Das Herkules-

Bad, welchem das Ganze von Alters her den Namen verdankt, erfuhr billig den ersten Besuch. Es befindet sich eine Viertelstunde nördlich vom Mittelpunkte des Platzes, hart am rechten Ufer der Czerna, nur durch den Fahrweg von ihm getrennt. Man gelangt zuerst, dicht vor ihm, zu einem einfachen, kleinen Tempel, der die Ueberschrift „Carolinenbrunnen" trägt.

Sein ohne Röhrenleitung hervorfließendes Wasser entwickelte keine Gasblasen und roch schwach nach Schwefelwasserstoffgas. Seinen Geschmack fand ich schwach salzig, etwas fade. Etwa fünfzehn Schritt weiter gegen Norden gelangt man zu dem etwas geräumigern, aber möglichst einfachen Gebäude des Herkules-Bades und Brunnens. Den hier zum Trinken bestimmten Quell, den ich vergebens gesucht hatte, zeigte mir der hier wohnende Badewärter, ein alter Invalide, indem er eine etwas baufällige Thür öffnete, durch die man in eine schwarze finstere Felsgrotte hineinblicken konnte, aus welcher Geräusch von strömendem Wasser hervordrang. Der Mann war nicht wenig erstaunt, als ich von ihm verlangte, mit diesem Wasser mein Glas zu füllen; ich mußte etwas Ungewöhnliches gefordert haben. Er entschloß sich indessen, niederzuknieen, und, tief sich in die Finsterniß hinabbeugend, brachte er mir ein klares, heiß dampfendes Wasser hervor, welches ich fünf Minuten lang abkühlen lassen mußte, um es in kleinen Zügen schlürfen zu können. Kein Schwefelwasserstoffgas ließ sich hier wahrnehmen; den Geschmack fand ich etwas salziger und weniger fade, als den des Corolinenbrunnens. Späterhin sah ich den Abfluß der Quelle, die durch einen unter der Straße durchgeführten Kanal in die Czerna fällt. So mächtig ist die hier dem Fluß übergebene Wassermasse, daß dieser eine weite Strecke hin mit heißen Dämpfen bedeckt erscheint, und sie bei gehöriger Einrichtung ein Wasserrad zu treiben im Stande sein möchte. Man hat sie auf 5045 Cubikfuß in der Stunde berechnet. Wahrscheinlich ist dieser Umstand von Einfluß auf die Benennung und die Widmung gewesen, welche die Römer für diese Quelle passend erachteten. Auch zum Baden scheint das Herkules-Wasser wenig benutzt zu werden, denn es sind nur zwei in Holz gefaßte kleine Bassins hierzu vorhanden, zu denen man auf hölzernen Stufen hinabsteigt. Der Wärter bereitete mir das Bad zur Stelle; als ich aber fand, daß es + 32° R. warm war, und ich mich über diese zu hohe Temperatur beschwerte, versicherte

er, so bade man hier allgemein. Ich vermochte nicht über 20 Minuten darin zu verweilen, fand mich jedoch hernach wieder Erwarten keineswegs abgespannt, sondern glaubte mich vielmehr elastischer, beweglicher zu fühlen. Eine ähnliche Beobachtung hatte ich in früherer Zeit durch die Bäder zu Leuk an mir gemacht, wo sie sich indessen mehr auf die lange Dauer, als auf die hohe Temperatur des Bades bezog.

Indem ich nun zunächst dem Boden der Umgebungen und seiner Vegetation die Aufmerksamkeit zuwandte, fand ich, daß das Thermalwasser der rechten Flußseite aus Spalten eines dichten Kalksteins verschiedener Art hervordrängt, welcher auf Granit aufgelagert ist. Höher oben kommt Diorit vor. Den Granit sieht man zu Bauten im Thale benutzt. Am linken Flußufer findet sich Kalkspath, Grünstein, Feldspath, Quarz und Hornstein vor. Thonschiefer und Kalkmergel bedeckten beide Flußufer im Thale. Von der Gegend des Herkules-Bades an treten die Gebirgswände zu beiden Seiten des Flusses so nahe heran, daß am rechten Ufer nur noch Raum für eine Landstraße übrig bleibt, die sich nordwärts weiter zieht. Die Bergabhänge zeigen sich allenthalben mehr oder weniger steil. Man besitzt noch keine Höhenmessungen derselben. Die meiner Wohnung gegenüber vom linken Ufer aufstrebende Felswand schätzte ich zu 16- — 1800′; ihre Fortsetzungen nach Norden geben ihr hierin wenig nach. Die Höhen des rechten Ufers mögen sich zu 15- — 1600′ erheben. Es geht daraus hervor, daß die Sonne in das schmale Thal spät eindringt, auch sich schon früh wieder aus ihm verabschiedet. Deshalb fand ich es auch Morgens um 7 Uhr, bei Nordwind, im Thal noch merklich kühl, obgleich das Thermometer + 13° R. zeigte. Dagegen kann die Temperatur während des hohen Sommers am Mittage durch Reflex der Sonnenstrahlen von den naheliegenden Kalkwänden bis zu + 26°—29° R. steigen.

Die Bergwände tragen Laubholz bis nahe zu ihrer Spitze. Der Gebirgskamm ist dagegen häufig mit Nadelholz z. B. Pinus Pinaster, besäumt. Die große Masse des Gehölzes wird durch Weißbuchen gebildet. Rothbuchen finden sich nur in geringerer Zahl hoch oben und von sehr mäßiger Höhe. Dazwischen zeigen sich häufig Linden von einer großblätterigen Varietät, welche, indem sie dem Hinaufschauenden die grau schimmernde untere Seite ihrer

Blätter zuwenden, eine dem Auge angenehme Schattirung mit dem helleren Grün der Buchen hervorbringen. Diese Linden sieht man an den Ufern des Flusses am häufigsten als Alleebäume benutzt. Zu demselben Zweck pflanzt man hier ferner den Sumach (Rhus Typhinum), der ziemlich rasch, mitunter bis zu 25′ Höhe aufwächst und mit seinen großen gefiederten Blättern der Landschaft eine zierliche Abwechslung bringt. Auch Rhus Cotinus (der Perückenbaum) wächst an den Thalrändern wild. Der Hagedorn (Crataegus Oxyacantha) erreicht hier dieselbe baumartige Höhe, wie in Italien, wo er von den Winzern so häufig, mit Pappeln und Ulmen zugleich, benutzt wird, um Reben an ihm in die Höhe, und festonartig von einem Baume zum andern zu ziehen. Auch ohne der Menschen Zuthun umrankt ihn die verwilderte Rebe im Banate gern; beide scheint der über dem Boden allenthalben ausgebreitete Mergelschiefer wohlthuend anzuziehen. Wallnußbäume gedeihen im Czerna=Thale ausgezeichnet. Am südlichen Ende des Thales hat man eine kleine Anhöhe mit einem Tempel geschmückt, der auf acht aus Ziegeln aufgeführten jonischen Säulen ruht; offenbar soll er den Spaziergängern zum Ruhepunkte dienen, die von hier aus eine freie freundliche Uebersicht des mit Gebäuden ausgestatteten Thalabschnittes gewinnen. Die Rückenseite dieses Tempels ist mit einem Halbkreise von colossalen Nußbäumen umgeben, wie ich sie von solchem Umfange und solcher Höhe mich nicht erinnerte, schon gesehen zu haben. Ihre Früchte scheinen nicht hochgeachtet zu werden, denn an der Landstraße wurden sie von Vorübergehenden ungehindert nach Belieben abgeschlagen. Feigenbäume sind mir nicht vorgekommen. Auch zweifele ich, daß der Rosmarin hier im Freien aushält, weil das Thermometer im Winter bis zu — 11° R., in besonders kalten Jahren bis zu 16° R. sinkt.

Eschen, Weiß= und Schwarzpappeln sind im Thale sehr häufig; Eichen aber selten. Cytisus Laburnum und einige andere Arten von Cytisus vermehren die Abwechselung. Sambucus Ebulus (Attich) wuchert an den Thalrändern ungemein üppig aus dem steinigen Boden hervor; seine Beeren fingen bereits an, schwarz zu werden. Unter ihm bedeckt Huflattich (Tussilago Farfara) den feuchten Boden weithin. In üppigster Blüthe standen außerdem Eupatorium cannabinum, Solidago Virgaurea, mehrere Campanulaceen, eine gelblichblühende Salvia, ein zierliches Verbascum u. s. w.

Im kühlen Schatten jener Vegetation bieten beide Flußufer leidenden Kurgästen bequeme und liebliche Spaziergänge; zu ihren Füßen windet flüsternd und murmelnd das Flüßchen seinen glänzenden Silberfaden hin. Die im Bergsteigen geübten, kräftigern Spaziergänger benutzen die Höhen des rechten Ufers am passendsten. Nach halbstündigem, langsamem Steigen auf gebahntem Fußwege gelangt man südöstlich auf einem Felsvorsprunge zu einem kleinen hölzernen Tempel, dessen Frontispiz die Inschrift „Schneller Höhe" trägt. Man genießt von hier aus einen lohnenden Ueberblick der steilen Gebirge des linken Ufers, der steinernen Brücke und der sämmtlichen Badehäuser. Ein hinter der kleinen katholischen Kirche nach oben und nordwärts hinaufführender Pfad leitet zu der Csorich-Höhe, die eine weitausgedehnte Fernsicht erlaubt. Jene Namen sind die ehemaliger Corps-Kommandanten des Banates, die im Sommer das durch Sumpfausdünstungen ungesunde Temeswar zu verlassen und das heitere, ruhige Czerna-Thal zu besuchen pflegten, welches 24 Meilen von jenem Orte entfernt liegt. Dennoch werden durch gewisse Luft-Strömungen jene Sumpfdünste mitunter bis in dieses sonst so gesunde Thal getragen und erzeugen dann auch hier Wechselfieber. Die einzelnen Jahre weichen hierin von einander sehr ab. Die hinter dem Carolinenbade steil sich erhebende Höhe ist dort ungefähr, wo ihr oberstes Dritttheil beginnt, mit einem weißen Kreuze bezeichnet, welches kühnen Bergsteigern als Zielpunkt winkt, die indessen wohl nicht an Neigung zum Schwindel oder an gichtischen Gelenken leiden dürfen.

Bis zum Jahre 1848 sollen ungarische Magnaten und walachische Bojaren diese Bäder im Sommer ziemlich regelmäßig besucht haben. Seitdem aber die politischen Wirren jenes Jahres, ebenso auch das Verbot, Hazard-Spiele zu treiben, wirksam wurden, sind jene Gäste ausgeblieben. Die ungarischen Edelleute lieben es zur Zeit, auf ihren Gütern zurückgezogen zu leben, wozu man dem Lande selbst wohl auch nur Glück wünschen kann.

Der frühe Morgen des 29. August fand mich im Ludwigs-Bade, welches vorzugsweise zum Baden benutzt wird. Es enthält 30 „Badkasten", deren je zwei, durch eine hohe Bretterwand von einander geschieden, unter demselben Mauergewölbe liegen, ganz so, wie es auch im Herkules-Bade der Fall ist. Die Einrichtung scheint der zu Baden bei Wien nachgeahmt zu sein, wo

ich sie vor Kurzem kennen gelernt hatte. Die einzelnen Kasten sind aus Tannenholz zusammengesetzt, welches 9 bis 10 Jahre ausdauert, aber steter Ausbesserungen bedarf. Die einzelnen sind geräumig genug, um zwei Personen zugleich aufzunehmen; auch hörte ich die Unterhaltung eines nebenan badenden Ehepaares. An der äußerst einfachen Einrichtung ist die zu Gebote gestellte, ansehnliche Wassermenge das Anerkennenswertheste. Zwei hölzerne Röhren führen warmes und kaltes Wasser zu; können aber nur mit hölzernen Stöpseln verschlossen werden. Man läßt das heiße Wasser zwar einen Tag abkühlen, um es als kaltes benutzen zu können; aber es bleibt stets lauwarm.

Der K. Badearzt Hr. Dr. Klein hat mich durch freundliche Mittheilnngen über die Wirksamkeit der Quellen von Mehadia, welche er der eigenen, mehrjährigen Erfahrung entnahm, zu besonderm Danke verpflichtet. Durch ihn erhielt ich auch die Resultate der chemischen Analyse, welche Hr. Dr. Ragsky 1847 an Ort und Stelle, mit den verschiedenen Quellen im Auftage der kaiserl. Regierung ausgeführt hat; nachdem die früher von Zimmermann unternommene Analyse den heutigen Ansprüchen nicht mehr zu genügen schienen. Aus jenen Mittheilungen führe ich Nachstehendes hier an.

Die gegenwärtige Bade-Anstalt besteht aus folgenden Theilen:

1) Herkules-Bad sammt Brunnen;
2) Karlsbrunnen;
3) Ludwigs-Bad. Es enthält 30 Badkasten und einen Trinkbrunnen;
4) Carolinen-Bad, mit einer allmählig versiegenden Quelle;
5) Kaiser-Bad;
6) Ferdinands-Bad;
7) Franzensbad, unmittelbar am linken Ufer der Czerna. Es enthält zahlreiche Wohnungen für kranke Militär-Personen und die dazu erforderlichen Bäder.
8) Der Josephsbrunnen;
9) das Augendunstbad;
10) das Fußbad;
11) zu Flußbädern eine kleine hölzerne Vorrichtung oberhalb des Herkules-Brunnens.

Unter diesen Quellen führen einige Schwefelwasserstoff-Gas, andern fehlt dasselbe. Der mächtige Herkules-Brunnen ergiebt z. B. keine Spur davon. Dagegen zeigt es sich in dem kaum 15 Schritt davon befindlichen Carolinen-Brunnen. Vier derselben, die Ludwigs-, Franzens-, Kaiser- und Carolinen-Quelle, incrustiren bei ihrem Ausflusse die Steine mit weißlich-gelbem Kalksinter. Am Ausflusse der Herkulesquelle findet sich ein smaragdgrüner Schlamm, welcher allen übrigen fehlt.

Analyse des Herkules-Brunnens, nach Dr. Ragsky.

16 Unzen, enthalten a) an fixen Bestandtheilen:

Chlornatrium	10,779.	
Chlorcalcium	7,800.	
Schwefelsauren Kalk	0,645.	
Kohlensauren Kalk	0,364.	
Kieselerde	0,142.	
Jod- und Brom-Calcium		Spuren.

b) an Gasen:

Kohlensäuregas	0,56.	eines österreichischen Cubikzolles.
Stickstoffgas	0,50.	

Die Temperatur variirt zwischen 20°—39° R., je nachdem trockenes, oder Regenwetter vorwaltet. Das specifische Gewicht bestimmte Zimmermann bei 14° R. auf 1006. — Wir haben hier also eine Halotherme, der Dr. Ragsky den Platz neben der von Abano anweist.

Analyse des Ludwigs-Brunnens, nach Demselben.

In 16 Unzen sind enthalten a) an fixen Bestandtheilen:

Chlornatrium	9,916.	
Chlorcalcium	5,213.	
Schwefelsauren Kalk	0,782.	
Kohlensauren Kalk	0,101.	
Kieselerde	0,112.	
Bromcalcium		Spuren.

b) an Gasen:

Schwefelwasserstoffgas . .	0,48.	eines österreichischen Cubikzolles.
Kohlensäuregas	0,60.	
Stickstoffgas	0,59.	
Kohlenwasserstoffgas . . .	0,41.	

Temperatur: 37° R. Specifisches Gewicht nach Zimmermann: 1005. Wassermenge in einer Stunde: 960 Cubikfuß. — Der hier zum Baden vorzugsweise benutzte Ludwigs-Brunnen stellt sonach eine alkalisch-muriatische Theiotherme dar.

Analyse des Josephs-Brunnens, nach Demselben.

In 16 Unzen a) an fixen Bestandtheilen:

Chlornatrium	32,502.
Chlorcalcium	19,245.

Im Uebrigen wie der Ludwigs-Brunnen.

b) an Gasen:

Schwefelwasserstoffgas . .	0,70.	eines österreichischen Cubikzolles.
Kohlensäuregas	0,65.	
Stickgas	0,51.	
Kohlenwasserstoffgas . . .	0,42.	

Temperatur: + 39° R. Geschmack: auffallend bitter und salzig zugleich.

Der Josephsbrunnen dürfte nach meinem Urtheile mehr Aufmerksamkeit verdienen, als ihm gegenwärtig hier geschenkt wird. Ich fand ihn in einen viereckigen, hölzernen unbedeckten Kasten gefaßt, der sich auf einer kleinen Anhöhe, nahe dem rechten Flußufer befindet. Blätter und anderer vegetabilischer Abfall schwammen in dem Wasser herum und mochten wohl zur Vermehrung seines Schwefelwasserstoffgehaltes beitragen. Durch eine Röhren-Leitung wird das Wasser einem dicht am Flusse stehenden kleinen Tempel zugeführt, der keine Ueberschrift trägt. Ein vereinzelter Trinker leistete mir dort Gesellschaft, der, wie er mir sagte, ihn sich selbst verordnet hatte. Unter allen hiesigen Quellen scheint der kräftige Josephsbrunnen sich für einen solchen unvorsichtigen Gebrauch am wenigsten zu eignen, der, wie ich von Hrn. Dr. Klein erfuhr, unter den dortigen Landleuten zur Ungebühr verbreitet ist. Diese kommen, je nachdem ihre Arbeiten es erlauben, bisweilen spät im Herbste, wenn schon Schnee liegt, mit den ihnen passend scheinenden Victualien ausgestattet, um mittelst einiger heißen Bäder, langjährige Uebel — eher zu verschlimmern, als — zu verbessern. Freilich mögen auch die Chirurgen des Banates, wie sie aus der jüngsten

Zeit ein Dr. W. schildert,*) nicht geeignet sein, den Landleuten ein lebendiges Vertrauen einzuflößen.

Frequenz der Badegäste: im Jahre 1855 = 3658.

Nach den Nationalitäten fanden sich im Militärjahre 185³/₄ ein:

aus Rußland	. . . .	2
„ England	. . . .	3
„ der Türkei	. . . .	19
„ „ Moldau	. . . .	3
„ „ Walachei	. . . .	490
„ Serbien	. . . .	98
„ den österreichischen Staaten	. .	1712
	Summa	2327

In diese Ziffern sind jedoch auch Passanten einbegriffen, die sich nur wenige Tage im Bade aufhielten. Die Mehrzahl gehörte den niedern Ständen an; das ansehnlichste Contingent lieferten die Werschetzer Weinbauer.

Die Wirkung der Bäder übertrifft, nach Hrn. Dr. Klein alle Erwartung, und kann nicht genug bewundert werden 1) bei chronischer Gicht und ihren Folgen, z. B. Gelenkanschwellungen und und Anchylosen; 2) bei halbseitigen Lähmungen, die, wenn sie durch apoplektische Blutablagerungen im Gehirn oder Rückenmark bedingt waren, im zweiten Jahre oft total geheilt wurden, nachdem die Besserung in den Füßen angefangen hatte; 3) bei Gelenksteifheiten, die nach Verrenkung oder Verstauchung zurückgeblieben waren; 4) bei Leber- oder Milz-Leiden.

Krankheiten, gegen die, außer den genannten hier sehr gewöhnlich Hülfe gesucht wird, sind: Rheumatosen, langwierige Hautausschläge, Scrofeln, Gebärmutterleiden, veraltete Geschwüre.

Civil-Kranke finden ihre Wohnung im Ferdinands-Theresien- oder Franzens-Hof, im Gartenhaus oder im Franzens-Bade. Die für die wohlhabenden bestimmten Zimmer genügen dem einfachen Bedürfnisse. Die der ärmern Klasse entbehren aber jedes Comforts nicht nur, sondern erscheinen hier und da sogar sanitätswidrig. Viele zu ebener Erde liegende Zimmer sind, z. B.

*) Wiener medicinische Wochenschrift. 1859. Nr. 5. S. 77.

im Theresienhofe feucht. Im Ferdinandshofe sind manche Zimmer einem geschlossenen Hofe zugewendet. Man soll indessen den Neubau eines Wohngebäudes beabsichtigen, wie mir gesagt wurde, um den laut gewordenen Klagen abzuhelfen.

Die der Bäder bedürftige Militärmannschaft wird theils in einem geräumigen Militärspital, theils im Franzensbade untergebracht.

Die Verwaltungs-Behörden stehen, mit Ausnahme des Finanzfaches, in der österreichischen Militärgränze unter dem General-Commando. Soviel Lobenswerthes in diesen an der Peripherie des Staates gegen Osten ferngelegenen Ländergebieten durch die militärische Ordnung bereits erzielt worden ist und noch gegenwärtig beschafft wird, so liegt es doch in der Natur der Sache, daß einem Militär-Commando tausend Dinge ungleich wichtiger erscheinen müssen und näher liegen, als eine derartige Heilanstalt, die, wenn sie ihrem Zwecke und den Ansprüchen der heutigen Zeit nur einigermaßen genügen soll, einer durch die Wissenschaft aufgeklärten Sorgfalt und Liebe in keiner Weise entbehren kann. Die wohlhabenden Klassen bleiben vielleicht großentheils deshalb von hier fern, weil sie die Bequemlichkeiten nicht finden, die sie mit Rücksicht auf die ihnen zu Gebote stehenden Mittel und auf ihre Kränklichkeit zu fordern berechtigt sind. Ich mache nur auf den fühlbaren Mangel eines für das gesellschaftliche Leben so unentbehrlichen gemeinsamen Kursaales, auf die fehlenden, steinernen oder mit Fajence-Platten auszulegenden Badewannen aufmerksam. Auch möchte ich daran erinnern, daß der enorme Vorrath des Herkules-Bades an Thermalwasser, der jetzt nur den Fluß speiset, äußerst nützlich verwerthet werden könnte, wenn man steinerne Bassins anlegen wollte, in denen das Wasser unaufhörlich über den Badenden erneuert zu- und abfließt. Die hölzernen Krähne in den „Badkasten" sind plump und lassen sich schwer handhaben; die zu Badewärtern bestellten alten Soldaten werden schwerlich jemals die Geschmeidigkeit erlangen, welche zur genügenden Bedienung eines gebrechlichen Kranken im Bade unentbehrlich ist. Vom Frottiren, Massiren und dergleichen, wie es von den Türken gewiß hier geübt worden ist, würde heutigen Tages wohl kaum die Rede sein können.

Die Fesseln, welche die Schwierigkeit und Langwierigkeit der Communication mit der äußersten östlichen Gränze des Kaiserstaates

dem Gebrauche dieser Bäder früher angelegt hatte, sind durch des Dampfes Kraft gelöst worden. Durch ihn ist die oben beschriebene Fahrt auf der Donau eine der angenehmsten und unterhaltendsten geworden, die man sich überhaupt verschaffen kann. Die Reichthümer, welche die liebende Hand einer begünstigenden Natur über das Czerna=Thal ausgeschüttet hat, verdienen eine dankbare Anerkennung vollkommen. Diese Ueberzeugung ist es, welche mich vermocht hat, den Herkules=Bädern eine weiter ausgedehnte Aufmerksamkeit zu widmen, als wie dies im Verhältniß zu den übrigen Abschnitten dieser Schrift vielleicht erwartet werden durfte.

Es möchte schwer fallen, Mehadia wieder auf die Höhe zu erheben, welche es zu der Zeit erstiegen hatte, als römische Colonieen Dacien bevölkerten. Für diesen Glanzpunkt sprechen die hier aufgefundenen Trümmer von Tempeln des Hercules und des Aesculap und von sieben Bildsäulen des Herkules, die vielen von Trajan bis auf M. A. Philippus reichenden römischen Münzen, auch Votivtafeln, von denen allein man einige sehr beschädigte für den Ort noch gerettet hat, dem sie ursprünglich gewidmet waren. Zwei derselben sieht man auf dem Wege nach dem Herkulesbrunnen in eine Mauer eingefügt, welche den Sturz des Bergabhanges zu verhindern bestimmt ist. Einige andere sollen in dem feuchten Gange eines Badhauses dem Tageslicht entzogen sein. — Es ist aber kaum denkbar, daß nicht schon die Urbewohner der Gegend durch das auffallende Schauspiel eines hier aus der Erde hervorstürzenden heißen Wasserstromes sollten zur Bewunderung hingerissen worden sein. Und wenn dann die Richtung, welche die von den Türken angelegte, kostspielige massive Wasserleitung einnimmt, kaum einen Zweifel übrig läßt, daß sie das Wasser von Mehadia zu führen bestimmt war, und dies noch mehr dadurch bestätigt wird, daß es Alt=Orsowa an gutem Trinkwasser durchaus nicht fehlt, so muß man staunen, daß nach den Türken hier eine Generation leben konnte, die von den berühmten Thermen kaum eine Ahnung behalten hatte. Denn wir lesen, daß der österreichische commannirende General Graf Hamilton die Bäder in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wieder auffinden und einige Wohnhäuser errichten lassen mußte. Auch spricht von dieser wichtigen „Entdeckung" der erste Schriftsteller über die Thermen, Pasquale Garofalo, schon

auf dem Titel seiner Dissertationen*). Der Wunderglaube an die Heilkraft der Quellen, der gegenwärtig noch im Volke weithin verbreitet ist, besteht aber gewiß seit dem grauen Alterthume. Schon in diesem Volksglauben, durch den zu allen Zeiten große Wirkungen hervorgebracht worden sind, liegt eine ernste Anmahnung für eine erleuchtete Regierung, ihn durch zweckmäßige Maßregeln in richtige Bahnen zu lenken, auch durch heilsame Einrichtungen der Bevölkerung den Beweis zu liefern, daß man ihrem wohlbegründeten Sehnen nach dem Vollgenuß dieser reichen Naturheilmittel billige Rechnung trage. Ein dankbar anzuerkennender Grund dazu ist dort schon gelegt; es gilt jetzt, auf ihm rüstig fortzubauen.

---

*) **Paschalis Caryophilus**, Diss. epist. de thermis Herculanis nuper in Dacia detectis. Viennae, 1737. — Jd. Diss. de usu et praestantia thermarum Herculanarum etc. Mantuae, 1739. — Die ausführlichste unter den verschiedenen Schriften über Mehadia ist aber auch jetzt noch: J. H. Schwarzott, die Herkules-Bäder bei Mehadia. Wien, 1831. Mit 1 Kupfer.

III.

Die Ebenen Ungarns, ihr Boden und ihre Gewässer mit deren Erzeugnissen. — Angränzende Gebirgszüge. — Die sie bewohnenden Volksstämme, besonders die Magyaren; deren physische und moralische Stellung in der gegenwärtigen Zeit.

Et genus humannm multo fuit illut in arvis Durius,
ut decuit, tellus quod dura creasset.
Lucretius, de rer. nat. V. 323.

Im Begriff, von der östlichen Gränze des ungarischen Banates aus die Donau nach abwärts weiter zu verfolgen, darf ich es, der ausgesprochenen Tendenz dieser Schrift nach, nicht unterlassen, einen prüfenden Rückblick auf die gegen den gewaltigen Strom sich hinabsenkenden Landstriche und Flüsse Ungarns zu werfen, sofern sie Einfluß auf die Gestaltung der dortigen Menschen-Verhältnisse üben. In vielfacher Hinsicht hat dieses Ungarn das wohlerworbene Recht, eine jede humane Rücksicht von den übrigen Völkern des Continents Europa's, vornehmlich von den Deutschen zu erwarten; denn für sie hat es jederzeit zuerst gestritten und geblutet, so oft zahllose Barbaren-Schwärme aus dem fernen Osten verwüstend die Donau aufwärts vordrangen. Diesen der Civilisation dargebrachten, namenlosen Opfern gegenüber hat Deutschland in seiner Schwäche mit apathischer Gleichgültigkeit geduldet, daß in Ofen die Barbaren 145 Jahre lang, bis gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts hin, herrschen durften. Und noch heute liegen so vielfache Naturschätze des reichen Landes kaum aufgeschlossen da. Mögen die Segnungen eines langen Friedens seinem fernern Aufblühen hülfreich zur Seite stehen!

Man berechnet das Areal Ungarns, mit Einschluß des banatischen Gränzdistricts zu 3724 □ Meilen. Seine größte Länge von West nach Ost soll 136 geographische Meilen betragen, die Breite 77 Meilen. Der ebene Theil, das flache Land, übertrifft, wenn man die Ausläufer desselben nach den verschiedensten Richtungen hin mitrechnet, den gebirgigen Theil. Das angränzende

Siebenbürgen, Slavonien, sowie Croatien, werden hierbei ausgeschlossen bleiben, oder nur gelegentlich erwähnt werden können.

Das k. k. statistische Bureau zu Wien gab am Ende des Jahres 1854 für Areal und Einwohner folgende Zahlen:

1. Areal.

Ungarn . . . . . . $3265,^{85}$ geogr. □ M.
Woidwodschaft Serbien und temeser Banat $544,^{98}$ □ M.

2. Einwohner.

Ungarn, Bevölkerung: 8,744,481.
Woidwodschaft Serbien und temeser Banat: 1,574,428.

Ungarn zählt also auf die □ Meile 2799, Serbien und Banat 3020 Einwohner.

Die Einwohner Ungarns vertheilten sich im Jahre 1851 nach ihren Religions-Bekenntnissen (ohne Militär) wie folgt:

	Katholiken.		
	a. römische.	b. griechisch-unirte.	Griechen. nicht unirte.
Ungarn,	4,233,144	694,512	407,561
Serbien u. Banat.	624,839	12,756	694,029

	Protestanten.		
	a. augsburger,	b. helvetischer Confession.	Juden.
Ungarn,	743,726	1,453,000	332,229
Serbien u. Banat.	51,724	26,621	16,621

Die Geschichte der Völker, welche das heutige Ungarn, seit dem Eindringen der Römer unter den Kaisern August und Tiber, bewohnt haben, rollt bis zu dem Ende des 17. Jahrhunderts hinab ein Bild fast ununterbrochener mörderischer Vertilgungskriege vor uns auf. Wenige Länder Europa's dürften in ähnlicher Weise mit Blut gedüngt worden sein.

Das Panonien der römischen Colonien scheint der weitgedehnte Landstrich gewesen zu sein, welcher sich auf beiden Ufern der Donau bis zu der gegenwärtigen Walachei und dem gegenüberliegenden Serbien hinabzieht, oben mit seinem Westende jedoch auch einen Theil des heutigen Oesterreichs einschloß. Ob die metallreichen südlichen Vorhügel der Karpathen, welche sie bereits ausbeuteten, zu Panonien, oder vielmehr (mit Siebenbürgen) zu Dacien gerechnet wurden, ist unsicher. In jenen Ländern erhielten sie sich noch geraume Zeit, als sie durch die Westgothen bereits aus Dacien (der Moldau, Walachei mit Siebenbürgen) vertrieben worden waren. Nachdem jedoch um das Jahr 376 n. Chr. sich von den nördlichen und nordwestlichen Gränzen China's her, aus den Hochebenen Asien's, die Hunnen in Bewegung gesetzt hatten, erreichten sie, westwärts vordringend, etwa fünfzig Jahre später Panonien, verbrannten die Städte, mordeten die Einwohner, und verwandelten das schöne Land in eine Wüstenei. Der barbarischen Wildheit ihrer zahllosen Schwärme widerstand keine geregelte Kriegskunst. Auch war es schwerlich die von ihrem Führer Attila bei Chalons sur Marne verlorene Schlacht, sondern vielmehr sein zwei Jahre darauf (453 n. Chr.) in Italien erfolgter Tod, welcher den Rest von Europa vor seinen Barbaren schützte. Was die überwiegende Thatkraft eines einzigen Mannes unter begünstigenden Umständen vermag, hat dieser Attila (Etzel) bewiesen. Denn bald nach seinem Abtreten von der Schaubühne zerstreuten sich seine ohne ihn machtlosen Horden; die, welche sich in Panonien angesiedelt hatten, verschwanden in nicht gar langer Zeit fast spurlos unter dem Drucke ihnen nachfolgender, anderer barbarischer Völker. Die Ostgothen wurden bald darauf Herren des rechten Donauufers, die Gepiden nahmen das fruchtbare Land zwischen der Theiß und der Donau ein. Letztere wurden dann ihrerseits durch die Lombarden bedrängt, die der Kaiser Justinian, um die Mitte des sechsten Jahrhunderts aus Mähren zur Hülfe herbeigerufen hatte. Doch schon um 568 erschienen aus dem nördlichen Asien die Avaren, die obgleich sehr wahrscheinlich einem kaukasischen Stamme angehörend, an wilder Barbarei den Hunnen sehr ähnlich, den Rest der Gepiden vertilgten, und die Sitze der Lombarden einnahmen, welche, ihnen ausweichend, nach Oberitalien zogen. Auch jene erfreuten sich des Besitzes nicht lange. Unaufhörlich angegrif-

fen von slavischen Völkern der Nachbarländer, von Mähren, von Polen, von Bulgarien aus unterlagen sie, bereits geschwächt, endlich gegen Ende des achten Jahrhunderts dem Schwerte Karl's des Großen, der sie und ihr Land hernach jenen slavischen Völkern zum Wohnsitz überließ. Indessen war dem Lande dadurch noch keine Ruhe beschieden.

Am Ende des 7. Jahrhunderts waren neue Völkerstämme aus Asien nach Europa vorgedrungen, die sich Magyaren nannten. Nachdem diese etwa 200 Jahre lang im Norden des schwarzen Meeres gesessen hatten, wurden sie dort von den Petschenegen gedrängt und strömten nun westwärts nach Dacien, um das Jahr 896 aber unter Arpad nach Panonien, wo sie ein Reich stifteten, welches noch jetzt besteht.

Von den Deutschen wurden sie wahrscheinlich schon bei ihrem ersten Auftreten Hun-Avaren, später Hungarn genannt. Diese Magyaren überwogen an muthiger Ausdauer und Festigkeit alle ihre Vorgänger im Besitze des Landes. Sie konnten wohl besiegt, aber nicht vertilgt — sie konnten wohl unterdrückt, aber nie servil — sie konnten wohl unfrei, aber nie zu Sklaven gemacht werden.

Die Zähigkeit des ursprünglichen Volkscharakters der Magyaren zeigt sich unter manchen andern Zügen, auch in der Fechtart ihrer Reiterei. Bald nach ihrer Ansiedelung in Ungarn machten sie häufige Raubzüge nach Deutschland, und schon damals erlangten sie ihre Vortheile über die schwer gepanzerten Deutschen hauptsächlich durch die große Schnelligkeit und Leichtbeweglichkeit ihrer zahlreichen Reiterei, welche noch heute ihr Ruhm ist. Nachdem sie aber 955 von Kaiser Otto dem Großen durch die Schlacht auf dem Lechfelde bei Augsburg in ihre Schranken zurückgewiesen worden waren, traten sie späterhin den zahlreichen Angriffen von außen her stets energisch entgegen, wenn auch mit wechselndem Erfolge. Durch ihre Tapferkeit, soldatische Gelehrigkeit und Ausdauer haben sie noch vor Kurzem die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen. Auffallend ist es, daß die drei späteren römischen Kaiser welche dem sinkenden Rom wenigstens vorübergehend noch Energie einzuhauchen wußten, nämlich Claudius der Gothe, Aurelion und Probus aus den Donauländern hervorgegangen waren. Die Profile der Physiognomien auf ihren Münzen erinnern an die der Dacier, welche, vom Triumpfbogen des Trajan herrührend, noch

heute den Bogen Constantins zu Rom zieren. Emil Poujade ist durch seine Untersuchungen zu einem ähnlichen Resultate gelangt*). Hiernach läßt sich annehmen, daß die Magyaren bei ihrer Ankunft noch Reste eines kräftigen Stammes gefunden haben. Wenn aber ihre früheren Raubzüge gegen die Deutschen, obgleich sie beinahe so ein Jahrtausend hinter uns liegen, in diesen eine unangenehme Erinnerung zurückgelassen haben sollten, so würden die Magyaren wohl thun, die Berechtigung dazu anzuerkennen. Nach der Eroberung und im Besitze eines der gesegnetsten Länder Europa's hatten sie vollkommen Ursache, sich dessen in Ruhe zu erfreuen und ihre Civilisation vorzubereiten. Ihre damalige Barbarei werden sie nicht zur Entschuldigung anrufen wollen. Es leidet wohl keinen Zweifel, daß, wenn damals ein zweiter Karl der Große auf dem Throne der Deutschen gesessen hätte, sie von Augsburg zu den Ufern des schwarzen Meeres zurückgeworfen sein würden.

Daß die Magyaren seit ihrem ersten Auftreten auf europäischem Boden, zum Theil durch Vermischung mit den hier vorgefundenen Völkerstämmen, dann wohl auch durch allmählich vorschreitende Civilisation, eine glückliche körperliche und geistige Umwandlung erfahren haben, dürfte sich aus der Beschreibung ergeben, welche einige gleichzeitige deutsche Schriftsteller von ihren in das südöstliche Deutschland vorgedrungenen Horden mittheilen. Einer derselben geht so weit, zu behaupten, daß man die göttliche Geduld bewundern müsse, welche solchen menschlichen Mißgeburten erlaubt habe, ein so kostbares Land zu bewohnen. — Man wird eine solche Schilderung weniger übertrieben finden, wenn man sie mit der vergleicht, welche der Jesuit Lafiteau acht Jahrhunderte später in der Vorrede zu seiner Geschichte der amerikanischen Wilden von diesen gibt. L. behauptet gradezu, daß es nur Atheisten sein könnten, welche von den Rothhäuten sagten, diese seien auch von Gott geschaffen. Außerdem hat es Wahrscheinlichkeit für sich, daß die Magyaren die von ihnen unterjochten Ueberreste der Hunnen, Avaren u. s. w. genöthigt haben, sie auf ihren Kriegszügen nach

*) Revue des deux mondes. XXVI. année. T. V. Paris, 1856 pag. 136.

Deutschland zu begleiten und zu unterstützen. Bei einer solchen Voraussetzung würde sich das Auftreten von Heereshaufen mit auffallender mongolischer Gesichtsbildung, wie wir sie noch 1813 als Theil der russischen Armee in Deutschland gesehen haben, leicht erklären lassen.

Die Magyaren zeigen eine nicht gewöhnliche physische Kraft; sie sind sich des Uebergewichtes, welches sie in dieser Hinsicht über manche andere Völker besitzen so bewußt, daß sie Schwächlinge und verzärtelte Menschen verachten. Es ist eine jedem Arzte auffallende Erscheinung, wie die Umwohner der Sümpfe und Moräste Ungarn's oft Jahre lang den Wechselfiebern zu trotzen vermögen, an denen sie fast ununterbrochen, wenigstens oft wiederholt leiden, mit Ausnahme nur der kalten Jahreszeit. Die Gewöhnung an den schädlichen Einfluß des Sumpfmiasma von Jugend her mag viel hierzu beitragen; doch bringt sie bei anderen auf eben so nachtheiligem Boden ansässigen Völkern Europa's Aehnliches nicht hervor. In Rom und namentlich in den pontinischen Sümpfen, in den Maremmen von Toscana, sind die Einwohner meistens nur kurze Zeit fähig, den Fiebern zu widerstehn, — sie sehen sich nicht selten genöthigt, in die Berge zu flüchten, um das Leben zu retten. Von dem wahrhaft bejammernswerthen Zustande der Bewohner der sumpfigen Bresse und der Sologne in Frankreich entwirft Montfalcon*) ein trauriges Bild. Villermé**) versichert, daß das Sumpfmiasma in Frankreich den Kindern von 1 bis 7 Jahren zwar am verderblichsten sei. Die Ueberlebenden werden aber auch nicht über 50 Jahre alt und schleppen eine elende, schwächliche Existenz kümmerlich bis zu diesem Lebensziele hin. Die mittlere Lebensdauer ist bei ihnen nach Sausset und Condorcet 26 bis 28 Jahre.

Es ist bekannt, wie viele der wohlhabenderen Bewohner Rom's und seiner Umgebungen im Sommer und Herbst regelmäßig auszuwandern pflegen, um dem Verderben zu entrinnen. Auch hat die Erfahrung in Ungarn stets gelehrt, daß die Italiener dort dem Sumpfmiasma am frühesten unterliegen, weshalb es auch als eine harte Maßregel betrachtet werden muß, italienische Regimenter in

*) Ueber die Sümpfe u. s. w. A. d. Franz. Leipzig, 1825. S. 39 u. f.

**) Archives générales de méd. Paris, 1825. May.

die Donau-Festungen als Garnison zu senden. Den Italienern folgen an Empfänglichkeit für Malaria dann die aus höher gelegenen Gegenden kommenden Deutschen, besonders die Böhmen.

Die nachhaltige Ausdauer der Magyaren unter den Strapazen des Krieges ist bewunderswerth, und ihre Haltung trägt schon im Frieden etwas Martialisches an sich. Ich erinnere mich lebhaft im Frühlinge 1814 einige ausgezeichnete ungarische Grenadier-Bataillone in Paris bewundert zu haben, als damals die Vereinigung der Truppen so verschiedenartiger Völkerstämme dort den Vergleich erleichterte. Wenn sie vorübermarschirten, erdröhnte der Fußboden unter ihren Tritten; von allen militärischen Zuschauern ging ein Flüstern der Anerkennung aus, und selbst die in ihrem Nationalstolze tief gekränkten Franzosen konnten sich nicht enthalten, ihnen, wenigstens verstohlen, Blicke nachzusenden. Den ungarischen Husaren erreicht an Leichtbeweglichkeit, Energie und Ausdauer die ähnliche Waffengattung anderer Nationen nie; oft genug habe ich die spöttisch sich verziehenden Physiognomien der Ungarn beobachtet, wenn „nachgemachte" Husaren an ihnen vorüberzogen. Der festliche Anzug eines jeden etwas begüterten Edelmannes ist schon der Husaren-Uniform ähnlich, in der er höchstmöglichen Luxus gerne entfaltet. Ohne Spornen an den kurzen Stiefeln (Zischmen) zu erscheinen, würde selbst für den armen, kaum nothdürftig gekleideten Edelmann eine Schande sein. — Die Schädel- und Gesichtsbildung der Magyaren zeigt jetzt eine edle Varietät der kaukasischen Raçe, wenn auch einige charakteristische Merkmale derselben, die Blumenbach *) vorangestellt hat, hier fehlen. Die Schädel-Bildung ist keine kugelicht-runde, sondern in beiden Schläfengegenden etwas abgeflacht, indem deren halbkreisförmige Linien scharf ausgedrückt sind. Die Sirn ist hoch, und die obern Augenhöhlenränder überragen die Augenhöhlen selbst ziemlich auffallend. Daher liegen die Augen tief, und ihr Ausdruck erhält dadurch um so eher etwas Finsteres, Herrisches. Die Augenlidspalte ist bei den Bewohnern der Ebene eng, weil sie, dem grellen Lichte ausgesetzt, jene stets nur möglichst wenig öffnen. So scheinen die glänzenden, feurigen Augen viel

---

*) De generis humani varietate nativa. Edit III. Gottingae, 1795. pag. 289. „Colore albo, genis rubentibus, capillo subfusco aut nucei coloris, capite subgloboso".

kleiner, als sie es sind. Aehnlich sucht Volney sogar die Eigenthümlichkeit der Neger-Physiognomie zum Theil davon abzuleiten, daß die brennende Sonne die Neger nöthigt, die Augenlidspalten durch Zusammenziehen und Runzeln der nahen Weichtheile kräftiger zu verengern. — Bei den niedern Klassen ist die Kinnlade hervorragend breit und stark, die Muskeln, welche die Schläfegruben füllen, treten merklich hervor. Dasselbe ist mit der Nase der Fall, man sieht in der Regel grade, starke, indessen auch nicht selten Adlernasen. Die Gesichtsfarbe ist nur bei den Frauen der höhern Klassen rein weiß, bei den Männern gewöhnlich gebräunt, mindestens dunkel, ebenso die Farbe der Haut, des Halses und der Brust, die großentheils unbedeckt getragen werden. Das Roth der Wangen tritt mühsam und dunkel hervor. Das dunkelschwarze Haar hängt über dem Nacken und den Ohren lang herunter; es wird häufig mit Fett getränkt und bisweilen durch ein Band zurückgebunden. Im Allgemeinen sind die Körperverhältnisse regelmäßig, die Statur der Männer ist oft über das gewöhnliche Maaß hoch, die Brust breit; eine kräftig hervortretende Muskulatur deutet auf energischen Körpergebrauch.

Der Ausdruck der Gesichtszüge der Männer ist streng, ernst, stolz; er erscheint nicht geeignet den Fremden oder Unbekannten anzuziehen. Diese Züge werden durch zwei dunkle Augen, — düstere, tiefliegende Fenster der Seele — belebt, die dem von außen Hineinschauenden einiges Recht zu geben scheinen, auf einen ebenso düstern Einwohner hinter den Fenstern zu schließen. Wer indessen ihren etwas weit getriebenen Nationalstolz zu schonen weiß, wird sich leicht ein wohlwollendes Entgegenkommen erwerben können. Der die Augen gleichsam deckende Vorhang rollt sich dann auf, und bald schweift der entfesselte Blick klar und frei umher. Die Gastfreundschaft ist außerdem eine den Magyaren von den Voreltern her angeborene Eigenschaft. Wenn diese nach dem letzten unglücklichen Kriege gegen Deutsche weniger hervortritt, so erscheint dies der menschlichen Natur so angemessen, daß ihnen daraus kein gerechter Vorwurf erwachsen kann. — Schon in der frühesten Zeit hat ihnen fester Muth und Selbstbewußtsein die Kraft verliehen, die numerisch weit überlegenen slavischen Völkerstämme aus den fruchtbaren Ebenen, dem Centrum von Ungarn, gegen die Gebirge

hin zurückzudrängen; jene entsprachen ihrem ursprünglichen nomadisirenden Hirtenleben sehr viel mehr.

Noch bis heute ist der Magyare geneigt, seine Vorzüge zu überschätzen; selbst notorische geistige Ueberlegenheit Anderer entschließt er sich schwer anzuerkennen. Dagegen hat er von früher Zeit her liberale Achtung vor fremden Glaubens-Ueberzeugungen in lobenswerther Weise kund gegeben.

Das Toleranz-Edict Kaiser Joseph's II. hat in seinen Staaten gewiß nirgends so dankbare Anerkennung gefunden als in Ungarn. Um so unangenehmer muß es grade hier auffallen, daß, nachdem die Staatsregierung das bekannte Concordat für die römisch-katholische Kirche abgeschlossen hat, sie den Protestanten Ungarns die durch ihre „Distriktualconvente" erbetene Generalsynode Jahrelang vorenthalten zu müssen glaubte. Ein officiöser Aufsatz der österreichischen Zeitung vom 16. Februar 1858 ermahnte sie zum ruhigen Abwarten, und ließ deutlich durchblicken, daß man von der Synode ein mißbräuchliches Hinüberschweifen auf den Boden der Politik besorgte, wozu doch die Protestanten dort am wenigsten Veranlassung gegeben hatten. Sie tragen vielmehr sehr wesentlich zu dem friedlichen Zusammenwohnen von Bekennern so verschiedener Formen der Gottesverehrung bei, welches zahlreichen andern-Völkern zur Nachahmung empfohlen werden kann.

Am 1. September 1859 gelangte endlich ein k. Patent herab, durch welches der protestantischen Kirche von Ungarn die freie Verfassung gewährleistet wurde, die ihr schon 1791 durch Kaiser Leopold II. versprochen, aber nicht zur Ausübung gebracht worden war. Die Vorschläge der Synoden wurden nicht gehört und nach dem Aufstande von 1848 erfolgte endlich eine vollständige Suspension der verbrieften Rechte. Es ist bedauerlich, daß die Unglücksfälle des italienischen Krieges von 1859 vorangegangen sein mußten, um die maßgebenden Kreise Oesterreichs zur richtigen Erkenntniß der Wahrheit zu bringen, daß das mit Rom abgeschlossene Concordat für einen aus so heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzten Staat, bei strenger Durchführung geradezu verderblich hätte einwirken müssen. Ein freisinnigeres Ministerium hat dies anerkannt. Die Protestanten Ungarns besitzen hierdurch ein solches Maaß von Freiheit in ihren Cultus-Angelegenheiten, wie es unpartheiisch von fern herab betrachtet, genügen zu

können scheint. Dennoch haben sie sich damit unzufrieden erklärt, weil man ihren Synoden den Einfluß auf die Feststellung der Gegenstände des Patentes nicht gestattet hat, welcher ihnen schon vor 68 Jahren durch kaiserliches Decret rechtlich zugesichert wurde. Die Zahl der Protestanten in Ungarn, Slavonien und Croatien berechnete man neuerdings auf 2¼ Millionen; außerdem leben in den andern Kronländern noch 2½ Millionen, die an der Rechtswohlthat des k. k. Patentes noch keinen Theil haben. Man darf nicht vergessen, daß dieses Ungarn schon früh, unmittelbar nachdem es zu einer geordneten Regierung gelangt war, die Fesseln der Barbarei abzustreifen und die Vorzüge humaner Civilisation sich anzueignen bemüht war. Stephan I., der erste christliche König Ungarns, charakterisirte seine segensreiche Regierung, bald nach ihrem Beginnen, um das Jahr 1000 n. Chr., durch die Errichtung einer Universität und durch den Bau eines Dom's zu Fünfkirchen; beide dotirte er reich. Auch fehlte es nicht an trefflichen Nachfolgern hierin, unter denen namentlich Mathias Corvinus hervorragt. Erst der hereingebrochene Vandalismus der Türken hemmte dieses Anstreben zur Veredelung, und es vergingen leider einige Jahrhunderte, ehe Ungarn durch den menschenfreundlichen Joseph II. wieder zu einer National-Universität gelangte. Das Selbstbewußtsein der Magyaren ist in der neuern Zeit dadurch nicht wenig gesteigert worden, daß ihr eigenthümliches Sprach-Idiom den Vorrang bei den öffentlichen und gerichtlichen Verhandlungen erlangt hat, nachdem Jahrhunderte lang hierzu die lateinische Sprache, auf Kaiser Joseph's Befehl die deutsche benutzt worden war. Wenn man erwägt, daß sich der umfassendste Grundbesitz von frühester Zeit her in den Händen magyarischer Magnaten und Edelleute befindet, so wird man ihnen das so vermehrte sociale Uebergewicht gönnen können. Mehr noch würde man sich hierzu veranlaßt sehen, wenn diese bevorrechteten Familien sich überwinden könnten, gleiche Lasten mit ihren Mitbürgern zu tragen und die Abschaffung des Frohndienstes zur vollen Wahrheit zu machen. So lange dies nicht der Fall ist, werden sie auf nachhaltige Einwanderungen von fleißigen Colonisten nicht rechnen dürfen, die ihnen zum Nutzen ihrer unangebauten weiten Länderstrecken doch sehr wünschenswerth sein müßten. Wie sehr die Colonisten aber oft noch spät in dem freien Betrieb ihrer Gewerbe ge-

hemmt werden, denen die Magyaren selbst aus übel verstandenem Stolze sich nur ausnahmsweise zuwenden, zeigt ein von R. Walsh *) an Ort und Stelle aufgezeichnetes Beispiel, in welchem man eine Colonie von deutschen Böttchern, nachdem sie durch ihren Fleiß wohlhabend geworden war, mittelst unerwartet eingeführter hoher Abgaben zu Grunde gerichtet hatte.

Die Kumanier, welche, an der Theiß wohnend, sich noch heute fast allein mit Viehzucht beschäftigen, gehören einem magyarischen Stamme an, der dem früher vorgedrungenen Volke später nachfolgte. Dasselbe dürfte von den im Comitate Pesth wohnenden Jaszygen gelten.

Die magyarischen Frauen zeigen in den gebildeten Klassen viel Einnehmendes. Ausdrucksvolle dunkele Augen harmoniren mit ihrer Lebendigkeit, die sich durch Sprache und Geberde in der Regel kund giebt. Hr. Elsner **) hat indessen mehr Zeit und Gelegenheit gefunden, ihre socialen Vorzüge kennen zu lernen, die er begeistert rühmt. Auf ihn will ich daher hinsichtlich ihres, den Werth des Lebens so wesentlich bestimmenden Einflusses, hinweisen.

Die verschiedenen Stämme der Slaven, welche Ungarn bewohnen, Slovaken, Ruthenen, Serben und Kroaten, überwiegen die Magyaren an Zahl. Unter ihnen befinden sich die Nachkommen der frühesten Bewohner Ungarns, welche von den Magyaren bei ihrem ersten Einbruche unterjocht wurden. Von jener Zeit her betrachten sich letztere als die eigentlichen Herren des Landes; sie sehen noch heute stolz auf die von ihnen damals überwundenen Slaven hinab. Schon in diesem Zuge spiegelt sich die asiatische Abkunft der Magyaren. Ganz ebenso haben sich die Osmanen noch bis heute nicht entschließen können, die Urbewohner der von ihnen eroberten Länder als ihres Gleichen zu betrachten. Nach altem asiatischen Gebrauche mußten es damals die Unterjochten dankbar anerkennen, wenn man ihnen das Leben ließ und sie zu Sklaven machte. Ein dunkles Gefühl von diesem Verhältnisse scheint in den Magyaren zurückgeblieben zu sein. Die Slaven befinden sich jetzt häufig in dienstbarem, oder wenigstens

*) Reise von Constantinopel durch Rumelien u. s. w. und durch Ungarn. A. d. Engl. Dresden und Leipzig, 1823. S. 151.

**) A. a. O. Bd. 1. S. 61. — Bd. 2. S. 102.

abhängigem Stande. Das System des Feudalismus lastet nicht blos auf ihnen, sondern mitunter werden sie auch von Unverständigen verspottet. Ein altes magyarisches Sprichwort sagt: „Der Slave ist kein Mensch und die Hirse keine Speise.“ — Diese verächtliche Behandlung hat den Magyaren bei ihrer Erhebung von 1848 die wohlverdienten Früchte getragen. Anstatt der von den Slaven erwarteten Hülfe, verbanden sich die meisten Stämme dieser mit den gleichfalls mißachteten Deutschen, um die Magyaren zu bekämpfen. Ob diese aus der ihnen gegebenen Lehre Nutzen gezogen haben dürften, steht sehr zu bezweifeln. Auf dieser und auf jener Seite möchte der Stachel der nationalen Zwietracht für geraume Zeit noch tiefer in die Brust gedrückt worden sein; das reiche, herrliche Land wird den unverdienten Schaden davon tragen müssen. — Daß es jedoch dort nicht an Männern fehlt, die das dringende Bedürfniß einer nationalen Verschmelzung der verschiedenen Volksstämme richtig würdigen, haben in der jüngsten Zeit manche Erscheinungen gelehrt. Ein Programm des Professors Hidasy in Tyrnau empfiehlt zu jenem Zwecke die Neubelebung der lateinischen Sprache, welche, freilich sehr corrumpirt, Jahrhunderte lang die Sprache der öffentlichen Verhandlungen gewesen ist. Er sieht darin ein kräftiges Mittel, die verschiedenen Theile des nationalen Körpers in der gegenseitigen Achtung zu bestärken und einen einheitlichen patriotischen Geist zu erheben. Wie wenig indessen die Magyaren gesonnen sind, auf die eigene Sprache irgendwie zu verzichten, bewies um dieselbe Zeit ein sprechender Vorfall, der die Runde durch viele öffentliche Blätter gemacht hat. Die berühmte Schauspielerin der magyarischen Nationalbühne, Frau Buljowsky, hatte in der Wiener Zeitung ein Reise-Feuilleton in deutscher Sprache veröffentlicht. Sie wurde deshalb in den magyarischen Blättern so maaßlos heftig angegriffen, daß sie es für rathsam erachtete, sich von der Bühne vorläufig zurückzuziehen. — Das deutsche Gymnasium in dem 1848 von den Magyaren niedergeschossenen Neusatz hatte hingegen von da ab den Unterricht in der magyarischen Sprache eingehen lassen, und gerieth deshalb 1857 in einen Proceß.

Die Slovaken sind ein so betriebsames, erfinderisches und rüstiges Volk, daß sie, wo sie einmal einwandern, die andern Volksstämme, besonders die deutschen, sich allmählig assimiliren

So sollen in den Bergwerksdistricten die ursprünglichen deutschen Familien zwar dem Namen nach noch vorhanden sein; aber sie reden slovakisch, und haben sich die Sitten und Gebräuche der Slovaken angeeignet.

Die Deutschen sind auf diesem Boden Einwanderer, zum Theil von den frühern Königen Ungarns herbeigerufen. Ihre Intelligenz, ihr sprichwörtlich gewordener Arbeitsfleiß, ihre Gewerbthätigkeit, hat sie in vielen ihrer Niederlassungen bald wohlhabend gemacht. Ihre Höfe und Gebäude zeichnen sich fast allenthalben durch Reinlichkeit, Ordnung und eine sich darüber ausbreitende Nettigkeit zu ihrem Vortheile aus. Die Magyaren, welche sich vorzugsweise gerne nur mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigen, sehen auf den Gewerbfleiß, besonders den des Handwerkerstandes, als auf eine niedere Qualität herab, zu der sie sich nur ausnahmsweise bequemen. Diese Gesinnung wird denn auch auf Gewerbtreibende in Anwendung gebracht. Außerdem mögen aber auch Erinnerungen zurückgeblieben sein an die Unbilden und Ausschweifungen, deren sich früh schon durchziehende deutsche Kreuzfahrer notorisch schuldig gemacht haben, vielleicht auch an die von den Kriegen der Deutschen mit den Türken nicht immer zu trennen gewesenen Greuel, die den ungarischen Boden befleckten. Factisch ist es, daß der gewöhnliche Magyare schon den bloßen Namen der Deutschen: „Nemeth" in einem herabsetzenden Tone ausspricht. Argwöhnisch und mißtrauisch wird der Deutsche häufig, mitunter auch verächtlich angeblickt. Gewiß hat der Krieg von 1848 und 49 die Magyaren in dieser Hinsicht nicht milder gestimmt. Und doch würde es dringend in ihrem wahren Interesse liegen, die Lage der Dinge, wie sie nun einmal ist, anzuerkennen, d. h. durch freundliches Entgegenkommen die nicht magyarischen Völkerstämme sich zu verbinden, sie nicht durch übel angebrachten Stolz, oder sogar Hohn zu erbittern, sondern sie vielmehr, so viel wie thunlich, mit sich zu einem Gesammtvolke zu verschmelzen, welches in Freud und Leid zusammen stände; dann erst würde Ungarn Achtung gebietend auftreten können. Ich fühle, daß diese Idee mehr in dem Boden der Philantropie, als in dem der täglichen Erfahrung wurzelt. Am sichersten würde man ihr jedoch allmählige Geltung anbahnen, wenn man einen auf Förderung humaner Bildung und gegenseitiger Menschenachtung berechneten allgemeinen Volksunterricht selbst auf

Dörfer, Flecken und kleine Städte ausdehnte. Bei diesem wird man freilich die Schwierigkeit weiter Entfernung vieler einzelner Höfe von einander und die der oft unbrauchbaren Wege zu überwinden haben. Vielleicht würde man zum Anfange den Widerstand der rohen untern Stände durch Annahme des in Preußen so höchst wohlthätig wirkenden Gesetzes besiegen müssen, durch welches die Eltern bei Strafe genöthigt sind, ihre Kinder bis zu einem gewissen Alter regelmäßig in die Schule zu schicken. So lange der wichtige Stand des Landmannes auf seiner isolirten, fernen Pußta, in eingewurzelten Vorurtheilen befangen, fast ohne irgend einen nennenswerthen Unterricht aufwächst, wird eine humane Anerkennung des obersten Grundsatzes, daß Rechte jederzeit auch Pflichten mit sich führen, nicht zur Geltung gebracht werden können. Wenn man die Zierden eines edlen ritterlichen Benehmens, intelligenter Conversation, der Gastfreundschaft, bei den gebildeten höhern Klassen der Magyaren so häufig findet, so wird man es um so tiefer bedauern müssen, wenn ein anderer, höchst zahlreicher Theil des bildsamen magyarischen Volksstammes, auf einer so niedern Culturstufe stehen bleiben sollte. Leider giebt es in Ungarn, sowie allenthalben, Zwingherren, die es für gefährlich halten, die Unterthanen oder Gehörigen unterrichten zu lassen, weil diese dadurch zur Erkenntniß ihrer wahren Rechte gelangen könnten. Jenen muß man die Erfahrung entgegen halten, daß der rohe Fanatismus, wo er jemals aufgestachelt wurde, stets der allergefährlichste gewesen ist. *) —

---

*) Daß die Strahlen wissenschaftlicher Erleuchtung das Land auch noch nicht in den Ständen allgemein durchdrungen haben, bei welchen sie sich zunächst erwarten ließen, scheint ein kleines Schriftchen beweisen zu sollen, welches dort in der jüngsten Zeit erschienen ist (Dr. Chr. Seiz, Geschichte einer seltsamen und unbegreiflichen Krankheit u. s. w. Nebst einem Anhange von „Krötengeburten," die bei einem jungen Weibe in Unghrär vorgekommen sind. Pesth, 1858.) Charlatans, Gaukler, weise Männer und kluge Frauen, giebt es zwar in den civilisirten Ländern allenthalben; nie wird es ihnen an einem leichtgläubigen, tributpflichtigen Publikum aus allen Ständen fehlen. Wenn aber ein ehrbarer K. Comitats-Physikus, in Begleitung von zwei Doctoren, zwei Comitats-Chirurgen und zwei Hebammen, denen sich später noch ein Doctor zugesellt, von einem dem Branntwein ergebenen Weibe, vor ihren Augen lebende Kröten gebähren sehen (nach der Beschreibung

Hinsichtlich der Deutschen mögen die Magyaren in ihrem Interesse anerkennen, daß die deutsche Sprache in dem Länder-Complexe, welchem sie angehören, sich nun einmal die Suprematie nördlich der Alpen erworben hat, nicht blos in der höheren Gesellschaft, der Verwaltung und dem Heere, sondern — was noch entscheidender ist —, auch in der Region des höheren Unterrichtes, der Wissenschaften und der Künste. Ebenso können sie nicht verkennen, daß kaum ein anderer Volksstamm hinsichtlich der Colonisirung fremder Länder und einer rationellen Bodencultur, sowie an Gewerbfleiß, dem Deutschen gleich gestellt werden kann. Diese Dinge fallen um so mehr in das Gewicht, als die Magyaren mit ihrer anzuerkennenden, hervorragenden Urtheilskraft nicht jene Hinneigung zu andauernden Anstrengungen in der Cultur der Wissenschaften und der Künste besitzen, welche die erstere allein nur wahrhaft fruchtbringend zu machen im Stande sind. Uebrigens dürften

---

wahrscheinlich Frösche,) und zugleich ein abgehender fester Faden sie nicht auf die richtige Fährte des Ursprungs eines solchen Wunders zu führen vermochte, so übertrifft dies doch Alles, was in den meisten anderen Ländern Europa's in dieser Art vorkommen könnte. Ebenso verhält es sich mit den persönlichen Beobachtungen des sich auf seine vierjährige Erfahrung stützenden Hrn. Dr. Seiz selbst, dem eine in der Entwickelungsperiode befindliche junge Person allerlei wunderliche Kunststücke vormachte, zuletzt aber seiner Leichtgläubigkeit in dem Maaße spottete, daß ihr lange Stücke Fleisch aus den Genitalien abgehen, die bald wie Schaaf- bald wie Kalb- Schweine- oder Rindfleisch aussahen, auch sogar Koth aus den festgeschlossenen Wänden des Körpers, im Gesicht, auf dem Unterleib u. s. w. plötzlich hervortritt. Der Hr. Dr. gesteht endlich (S. 66), „daß sich Emiliens Zustände aus natürlichen Umständen „platterdings nicht erklären lassen," — „daß vielmehr ein muthwilliger „Dämon seine Neckereien an ihr verübt habe." In letzterer Hinsicht müssen wir ihm allerdings beistimmen. . . . . Am erheiterndsten klingt jedoch am Schlusse des Schriftchens die ernsthafte Untersuchung eines Dr. Szöke darüber, ob die Eier, aus denen sich die Kröten in jener Frau entwickelten, durch den Mund oder durch die natürlichen Theile hineingelangt seien, als sie berauscht im Garten lag. — Da nun, nach S. 73 hier ein ursprünglich magyarisch geschriebener Aufsatz „den Deutschen zu Liebe" übersetzt worden ist, so wird man es nicht übel deuten mögen, wenn ein Deutscher seine Dankbarkeit für eine so eigenthümliche Berücksichtigung durch Charakterisirung des crassen Inhalts an den Tag legt.

die Magyaren erwägen, daß es nicht ihre deutschen Mitbürger sind, von denen ein freundliches Entgegenkommen jemals unfreundlich zurückgewiesen werden würde; die Deutschen entwickeln ja allenthalben, wohin sie noch einwanderten, fast stets eine übermäßige Bescheidenheit und Schmiegsamkeit in fremde Sitten und Gebräuche, die ihnen als Schwäche gewöhnlich ausgelegt werden. Die Frage dagegen, ob das drohende Gespenst des Panslavismus, welches freilich zur Zeit vollkommen in der Luft schwebt, ihnen dereinst nicht Ungelegenheiten bereiten könnte, wird nicht leichtsinnig von der Hand zu weisen sein; die Ereignisse von 1849 mahnen wenigstens zur Vorsicht.

Die übrigen in Ungarn angesiedelten Volksstämme können hier nur kurz erwähnt werden. Die Griechen, oder wie sie in Ungarn meistens genannt werden, die Raitzen, Rascier, sehr uneigentlich Illyrier, verdienen numerisch schon Beachtung. Aber seit ihrer Einwanderung, die meistens aus Serbien her durch die eingedrungenen Türken veranlaßt wurde, haben sie stets an der Seite der Magyaren, namentlich gegen die Türken, wie z. B. schon unter König Sigismund tapfer gefochten. Sie haben sich auch durch ihr natürliches Talent für den Handel, durch ihre stets speculirende Thätigkeit, dem Lande fast unentbehrlich gemacht. Viele unter ihnen sind daher wohlhabend. Außerdem verdient ihre Hinneigung zur intellectuellen Cultur volle Anerkennung, die sie von der Epoche vor dem Einbruche der Barbaren her treu bewahrt haben. Leider finden sie nicht genügende Gelegenheit, dieser Neigung zu folgen; es fehlt sehr an höheren griechischen Schulen. —

Die Rumänen, Walachen, nennen sich selbst Abkömmlinge der römischen Colonien in Dacien. Sie stehen aber hier auf einer niedrigen Stufe der Gesittung.

Die Juden sind in Ungarn, wie allenthalben, Handelsleute; sie finden nur an den Griechen, sowie an den wenigen hier wohnenden Armeniern ebenbürtige Concurrenten. Ihrer wurde oben schon gelegentlich gedacht. — Die Zahl der herumziehenden Zigeuner, die 1417 zuerst in Ungarn erschienen, scheint etwas abgenommen zu haben, seitdem sie die Erlaubniß erlangten, sich in festen Wohnsitzen anzusiedeln. Eine geringe Anzahl ihrer Familien hat diese Begünstigung im Banate benutzt; doch widerstrebt die sedentäre

Lebensweise ihrer Neigung gänzlich. Ihrer wird noch bei der Walachei gedacht werden, wo sie an Zahl bedeutender sind.

Der verdienstvolle Freiherr v. Czörnig *) hat die zahlreichen Völkerstämme so treffend charakterisirt, daß eine weitere Ausdehnung der hier bereits gegebenen kurzen ethnographischen Notizen um so weniger am rechten Orte sein würde. Auf ihn muß deshalb verwiesen werden.

An Producten wird Ungarn von keinem Lande Europa's übertroffen, überwiegt aber seinerseits die meisten. Offenbar haben sich zu der geographischen Lage — von 33 ° 23 ′ bis 42 ° 46 ′ östlicher Länge und 44 ° 43 ′ bis 49 ° 37 ′ nördlicher Breite — noch mancherlei andere an den Boden geknüpfte Bedingungen hinzugesellen müssen, um ein solches Resultat hervorzubringen. Die Bewohner rühmen sich dessen auch in einem stolzen Sprichworte: „Extra Hungariam non est vita, si est vita, non est ita.“

Unter den Mineralien verdient das Gold und Silber von Kremnitz, Schemnitz, Nagy Banya, Vörös, Patak u. s. w. zuerst genannt zu werden; kein Land Europa's erreicht in dieser Hinsicht Ungarn. Goldwäscherei wird am ergiebigsten im Stranyos und in der Maros betrieben. Der Reichthum an Kupfer ist sodann höchst ansehnlich; der an Eisen würde unerschöpflich sein, wenn man ihn verwerthen wollte. Einige andere Metalle stehen damit im Verhältniß. Steinsalz und Soole ist in viel bedeutenderer Menge vorhanden, als dies zum Verbrauche des eignen Landes nöthig sein würde; aber die Absatzwege dafür zu den Nachbarländern werden gegenwärtig erst beschafft. Steinsalz wird besonders in der Marmarosch gefördert und die Theiß hinabgeführt, an welcher Szolnok bisher der Hauptstapelplatz dafür war.

---

*) Die Vertheilung der Völkerstämme und deren Gruppen in der österreichischen Monarchie. Wien, 1856. Mit einer Karte.
Ethnographie der österreichischen Monarchie. Mit einer ethnographischen Karte in vier Blättern. Wien, 1857. 3 Bände.
Diese ausgezeichneten Arbeiten haben bereits in Petermann's geographischen Mittheilungen, 1858, S. 298 und ausführlicher noch 1859, S. 112, die wohlverdiente Anerkennung gefunden.

Das seit etwa 14 Jahren in Betrieb stehende Schwefel-Bergwerk zu Kalinka unweit Végles bei Altsohl lieferte 1856 das Quantum von 525 Centnern Schwefel. Es findet sich hier eine Solfatara, welcher ununterbrochen heiße Wasserdämpfe entsteigen, die Schwefelwasserstoffgas enthalten, aus dem sich Schwefel absetzt. Hr. J. Noeggerath hat neuerdings die Aufmerksamkeit hierher gelenkt*). — Die Schwefelquellen von Seliacs, welche zum Baden benutzt werden, stehen damit in Verbindung.

Natron gewinnt man mit leichter Mühe aus stehenden Seeen und Morästen, wenn diese während der Sommerhitze verdunsten; besonders im Comitate Bihar des östlichen Theiles der großen Ebene effloreseirt es auf die Oberfläche und wird in Debreczin u. s. w. zur Seife-Fabrication benutzt. Trefflicher Alaun, dem römischen ähnlich, wird im Comitat Beregh bei Musas gefunden. Glauber- und Bittersalz gewinnt man aus mehreren stehenden Wassern; ebenso sammelt man Salpeter auf feuchten Weideplätzen mehrerer Comitate, z. B. Bihar, in Menge.

An Mineralquellen zählt man in der neuern Zeit gegen 400, nachdem H. J. v. Crantz**) nur 230 gekannt hatte. Das Werk von P. Kitaibel***) umfaßt sie bis auf seine Zeit ziemlich vollständig. Später zählte Prof. Tognio in seinem in magyarischer Sprache geschriebenen Cataloge sogar nahe an 1000 Oerter auf, bei welchen Mineralquellen zum Vorschein kommen, deren Mehrzahl jedoch nicht benutzt wird. Das Sarosar Comitat enthält allein 72 Heilquellen. Die Gebirgsmassen, aus welchen sie hervorbrechen, sind: Granit, Urkalk, Trachyt, Porphyr, Porphyrtuff, Ursandstein, Uebergangskalk. Die aus Alluvialboden, mit hier und da hervortretendem jungen Kalk bestehenden Ebenen sind deshalb arm an solchen Quellen. Die Thermen zu Ofen scheinen unter ihnen die am wenigsten über dem Meere erhobenen zu sein (215'). Doch würden sich in der sumpfigen Ebene Bitter- und Glaubersalz-Quellen auffinden lassen. Eine allgemeine Uebersicht der ungarischen Heil-

---

*) Westermann's Deutsche Monatshefte. Mai 1857. S. 169.

**) Gesundbrunnen der österreichischen Monarchie. Wien, 1777. — Crantz. Analyses aquarum thermalium Herculanarum Daciae, celebriorumque Hungariae. Viennae, 1777. 4.

***) Hydrographia Hungariae. Ed. J. Schuster. T. I. II. Pestini, 1829.

quellen hat auch P. Adam*), später Math. Macher**) in neuerer Zeit J. Sysmondi***) geliefert; außerdem fehlt es für die wichtigern unter den einzelnen Quellen nicht an Monographien. Hier dürfte es am rechten Orte sein, des in der jüngsten Zeit gemachten Versuches zu erwähnen, einen am rechten Ufer der Theiß in einer weiten Tiefebene gelegenen Punkt des südöstlichen Ungarns, als einen für Brustleidende besonders heilsamen zu bezeichnen. Hr. Dr. M. Altstädter****) empfiehlt nämlich Szegedin, eine Stadt mit 54,200 Einwohnern, solchen Kranken zum Winteraufenthalte. Eine Viertelstunde oberhalb dieses Ortes ergießt sich die Maros in die Theiß; er selbst liegt unter 46° 16′ 20″ nördlicher Breite und unter 37° 49′ 30″ östlicher Länge; sein Boden erhebt sich 43$^{3}/_{10}$ Toisen über das Meer. (Beudant berechnete die Elevation der Ebene von Ungarn auf 110′.) Kleine, Natron in Menge enthaltende Seeen und Moräste umgeben die Stadt, befinden sich auch zum Theil in ihr. Sie sind Folge der Ueberschwemmungen. — Die Atmosphäre des Ortes hat sich den an Tuberkulose Leidenden heilsam erwiesen, — wahrscheinlich in ähnlicher Weise, wie die Maremmen von Toscana. — Szegedin hat noch großentheils ungepflasterte, kothige Straßen; offene Gräben und Kanäle durchsetzen die Stadt und verbreiten häufig unangenehme Gerüche. Die wohlhabende Volksklasse spricht großentheils deutsch, die niedrigere magyarisch, hier und da serbisch oder walachisch. — Erfahrene ältere Aerzte des Ortes behaupten, daß die Tuberkulose bei den Eingeborenen zwar mitunter vorkomme; ihr Verlauf sei aber ein so langsamer, verhältnißmäßig gutartiger, daß man mit ihr „fett werden" könne. — Man trinkt in Szegedin filtrirtes Theiß-Wasser, welches die Darmthätigkeit befördern soll. Vom Staube hat man wenig zu leiden. — Nachdem eine Anzahl der dieser Niederung zukommenden Sümpfe und Pfützen ausgetrocknet worden sind, sollen sich die Sumpf- und

---

*) Speciale hydrographiae hungaricae. Vindob. 1780.

**) Die den Gränzen der Steiermark nahen Heilwasser in Ungarn u. s. w. Grätz 1834.

***) Synopsis fontium medicatorum Hungariae. Vindobonnae, 1840.

****) Szegedin als Winter-Aufenthalt für Brustleidende in Vergleich mit Venedig. Szegedin, 1859.

Wechselfieber merklich vermindert haben; auch dürfte der mit der Oertlichkeit in ursachlicher Verbindung stehende milde Verlauf entzündlicher Brustaffecte hier in Anschlag zu bringen sein. Hr. Dr. Altstädter läugnet aber nicht, daß hier ein häufiger Temperaturwechsel besondere Vorsichtsmaßregeln in der Kleidung und im Lebensverhalten erheische, wenn man den Rheumatismen und dem Bluthusten entgehen wolle. Wenn man mit diesen Uebelständen die Trostlosigkeit des Aufenthaltes in einer weiten, jeder Abwechselung in der Landschaft entbehrenden Ebene zusammenstellt, die besonders für solche Fremde drückend werden muß, die aus einer Gebirgs- oder Hügel-Gegend hinabgestiegen sind, so wird man zugeben müssen, daß der Vergleich von Szegedin mit Venedig, Pisa, oder gar Madeira, ein ungemein kühner ist. Wahrscheinlich wird nur Ungarn selbst von dem heilsamen Einflusse des Ortes Nutzen ziehen können. — Dabei muß noch erwähnt werden, daß es in der Nähe der Stadt an Dörfern fehlt, die Spaziergängern zum Zielpunkte dienen könnten; denn es ist bekannt, daß die Einwohner dieser Ebene sich im Allgemeinen entweder zu Städten zusammen häufen, oder in einzelnen Bauernhöfen, Pußten, die weit auseinander liegen, zerstreut wohnen.

An Steinkohlen, deren Verbrauch sich auch in Ungarn durch die Dampfschiffe und das alljährlich sich weiter ausdehnende Eisenbahnnetz während der letzten beiden Jahrzehnte colossal gesteigert hat, ist das Land, im Verhältnisse zu seinen sonstigen Bodenreichthümern bis jetzt noch arm. Außer den oben erwähnten Gruben in der Nachbarschaft von Fünfkirchen, finden sich deren zu Egregy und zu Siklos; besonders aber hat man in der jüngsten Zeit zu Erowitza oder Charowitz in der Banater Militärgränze ergiebige Kohlenlager entdeckt, die von einer Gesellschaft bereits ausgebeutet werden. Es läßt sich von weiteren Nachforschungen in dem Gebirge, welches Ungarn von dem östlichen Galizien trennt, hierin noch Manches erwarten. Braunkohle kommt an vielen Orten vor.

Das Vegetabilreich ist wo möglich noch reicher ausgestattet. Die Karpathen liefern Holz im größten Maaßstabe; selbst an Schiffsbauholz fehlt es ihnen nicht. Leider ist die Verbindung der Flüsse mit den höheren Gebirgen noch eine sehr mangelhafte, so daß man vieles Holz auf dem Stamme verfaulen lassen muß,

während sich zugleich Mangel daran in der Ebene kund giebt. Getreide aller Art belohnt den Fleiß bis zu den Gebirgen hinauf vielfach. Ein 20 bis 24facher Gewinn von der Aussaat, wird in der Theiß- und Körös-Niederung nicht als ein außerordentlicher betrachtet. Wo Weizen und Roggen nicht mehr gedeiht, baut man, mit dem besten Erfolge, Gerste, Hafer, Mais, Hirse, Buchweizen; selbst den Reis cultivirt man in sumpfigen Gegenden des Banates; auch bestanden längst schon Pläne, die drei Körösflüsse zu reguliren, um den Reisbau auch hierher zu verlegen.

Der Wein Ungarns bedarf des Lobes hier nicht. Der weiße Wein von Tokai, der rothe von Menées, bei Arad, stehen oben an. Rust und Oedenburg am Neusiedler See, Erlau im Comitate Hoves, St. Georg im Comitate Preßburg, Ofen und St. Andreas im Comitate Pesth, verdienen zunächst genannt zu werden. Auf den südwärts gewendeten Vorhügeln der Karpathen schlingt sich die wilde Rebe bis in die Wipfel der Eichen. — Tabak, von welchem im Lande übermäßiger Gebrauch gemacht wird, gedeiht so trefflich, daß alljährlich Massen davon in die Fabriken des österreichischen Staates verkauft werden.

An Thieren in freiem Zustande liefern die wasserreichen Ebenen die meisten Wasservögel Europa's in Menge. Trappen sind sehr zahlreich. Kraniche und Fischreiher umschwärmen die Moräste.

Der zwar kleinen, aber sehr dauerhaften und muthigen Pferde geschah schon vorher Erwähnung. Kaiser Joseph hat Ungarn mit Gestüten beschenkt, in denen die Raçe früher durch arabische, später durch englische Zuchthengste veredelt worden ist. Das Hornvieh ist auf den herrlichen Weideplätzen ungemein zahlreich. Ich sah silbergraue Stiere, mit eben so langen, weit von einander abstehenden Hörnern, wie ich sie früher nur in Sicilien kennen gelernt hatte. Sie sind groß und von ungewöhnlich starkem Knochenbau. Von dem Reichthum an Schweinen und Schafen war schon oben die Rede. An Fischen ist ein großer Ueberfluß vorhanden. In der Donau steigt der Hausen bis nach Preßburg und Raab in die Höhe und man soll deren ausnahmsweise von 15 bis 16 Centnern Gewicht und von 25′ Länge gefangen haben. Von der Theiß hieß es ehedem, sie bestehe aus 1 Drittheil Fische und 2 Drittheilen Wasser. Dieses Verhältniß ist zwar stark gemindert, darf aber immer noch als sehr ansehnlich bezeichnet werden. Der häufigen Schildkröten auf den feuchten Ebenen mag noch hier Erwähnung

geschehen. Die Millionen der Blutegel dürfen endlich nicht vergessen werden, aus deren Verkauf an das Ausland Ungarn alljährlich nicht unansehnliche Einkünfte bezog. Der ungarische Blutegel, Hirudo medicinalis, ist um ein Drittheil stärker an Körper und Saugkraft, als der deutsche, H. officinalis. Freilich ist Ungarn von diesen Thieren bereits so entvölkert, daß man sie seit Jahren schon in den Donau-Fürstenthümern und in Serbien aufsucht. Ja, Hr. Sandrezki fand einen italienischen Blutegelhändler zu Tokat in Kleinasien.

Die kurzgefaßte Aufzählung jener reichen Producte an diesem Orte hatte hauptsächlich den Zweck im Auge, bei Betrachtung der klimatischen Verhältnisse der großen Ebene auf sie Bezug nehmen zu können.

Man hat früher von Ungarn oft gesagt, es sei ein Land, welches in seinem Ueberflusse ersticke. Es fehlte an Absatzwegen und eine Zollschranke sperrte sogar Oesterreich von ihm ab. Diese Schranke ist gefallen, der Eisenweg reicht schon von Großwardein aufwärts nach Pesth, von da ab über die Landesgränze bis Wien u. s. w. — Die Eisenbahn von Szolnok nach Arad wurde schon Anfangs 1858 eröffnet. Wenn man nun erwägt, daß die Befriedigung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse sich mit mäßiger Arbeit hier allenthalben beschaffen läßt, so wird das Land, nach allmähliger Vollendung des Eisenbahnnetzes, in seinem Innern nicht mehr gehindert sein, seine materielle Cultur mit der der blühendsten Nationen Europa's auf gleiche Stufe zu stellen. Auf eine solche solide Grundlage läßt sich dann erst mit Erfolg die höhere intellectuelle Erhebung bauen, die einem bedeutenden Theile der Volksmasse gegenwärtig noch abgeht. Daß die Ungarn die edleren geistigen Güter ihrem wahren Werthe nach zu würdigen wissen, haben sie vielfach bewiesen; es kann ihnen fortan nicht mehr entgehen, sie auf gesetzlichem Wege, zwar allmählig nur, aber um desto sicherer, zu erreichen.

Der Erreichung eines wichtigen Cultur-Zweckes wird vor Allem die Theiß-Regulirung förderlich sein, welche durch K. Verordnung vom 11. Sept. 1856 festgestellt worden ist, indem der Staat hierzu ein Capital von 15 Millionen Gulden garantirte. Von dem colossalen Umfange der für diese Fluß-Regulirung erforderlichen Arbeiten wird man einen annähernden Begriff bekommen, wenn man hört, daß das Inundationsterrain der Theiß 1,671,220 Joch beträgt. (Das Wiener Joch zu 1600 Quadratklafter berechnet.)

Der mit der Leitung des Unternehmens betraute Ober-Ingenieur, Hr. Herrich, berichtet, daß die Theiß-Regulirung eine ungleich größere Erdbewegung fordert, als der 16 Meilen lange Suez-Kanal. Bis Ende des Jahres 1857 war bereits eine Erdbewegung von 1,736,000 Kubikklafter zu Stande gekommen und zur Ausführung der Gesammt-Arbeiten noch eine Erdbewegung von 3,363,166 Kubikklafter erforderlich. Die Abkürzung des Stromlaufes hatte bis Ende 1856 bereits 133,435 Currentklafter oder 33 1/3 Meile betragen. Es sind bei 200 Durchstiche nothwendig. Die in Ungarn, einschließlich des Banates trocken zu legenden Sümpfe betragen 1,700,000 Joch. Auf der Insel Schütt bei Preßburg hatte man durch Entwässerung in einem Jahre 15000 Joch an Flächenraum gewonnen. Die Entwässerung des 20 1/4 □ Meilen großen Berettyo-Morastes, im Großwardeiner-Bezirk, der Sarkösz im Pesther Bezirk, würde ungleich bedeutendere Resultate liefern. Die ausgedehnten Sümpfe, welche die südlichen Ufer des Plattenseees umgeben, hat man schon früher angefangen, trocken zu legen. Die Regulirung zwischen Sarokſar und Baja, sowie des Szamos und der Zagira ist noch im Werden; desgleichen ist ein ähnliches Unternehmen zwischen der Neutra und der Tsitra, sowie der Save von Agram abwärts, wenigstens im Principe genehmigt.

Welche glückliche Resultate aus den letzt erwähnten Bauten für die Salubrität der Atmosphäre Ungarns endgültig hervorgehen müssen, braucht hier nur vorläufig angedeutet zu werden. Nach einer freundlichen Mittheilung, die ich der Gefälligkeit des Hrn. Dr. Ludwig Grosz aus Großwardein im August 1858 verdankte, hatte die Regulirung der Theiß und mehrerer Nebenflüsse damals schon zur Verminderung der Wechselfieber merklich beigetragen. Ihm war nicht bekannt geworden, daß durch die umfassenden Erdarbeiten im Sumpfboden ein heftigeres Aufflackern von Wechselfiebern hervorgetreten wäre. Damals hatte sich seit der letzten großen Wechselfieber-Epidemie von 1852 keine solche mehr eingefunden. Der für das Gesundheitswohl der Ungarn aus ihnen hervorgehende Gewinn ist meines Erachtens höher anzuschlagen, als alle die materiellen Vortheile, welche den Regulirungs-Plan ursprünglich in's Leben gerufen haben.

IV.

Beiträge zur Klimatologie Ungarns. — Vorzüge und Nachtheile des Bodens und der Atmosphäre. — Sumpfluft und Miasma. — Entwickelung krankmachender Ursachen.

— — — Obnoxia cuncta putrori
Corpora, putrores insecta animata sequuntur.
Lucret.

Ungarn besitzt bis jetzt keine vollständige Klimatologie, die den gegenwärtigen Anforderungen der Wissenschaft entspräche. Die große Mannigfaltigkeit seines Klimas würde auch, um jener Forderung zu genügen, die Jahre lange, unermüdliche Arbeit einer Gesellschaft von sachkundigen Beobachtern nöthig machen, die nach gleichem Plane an Ort und Stelle arbeiteten. So lange, bis eine solche sich gefunden haben wird, möchten zu den bereits vorhandenen, dankenswerthen Arbeiten auch fernere Bruchstücke und kleinere Beiträge zu einem künftig zu errichtenden, regelmäßigen Gebäude nicht unangemessen hinzukommen dürfen. Hier ist es die Absicht, einige Untersuchungen anzustellen über die Thalebenen und das flache Land Ungarns, das Gebirgsland aber nur insofern kurz zu berühren, als es auf die ersteren entscheidenden Einfluß ausübt. Außerdem ist das Klima des letztern näher verwandt mit dem solcher Bergländer überhaupt, deren Länge- und Breite-Grade nicht zu fern von denen der ungarischen liegen. Jene Ebenen verdienen dagegen die vollste Beachtung, wo es sich um die Salubritäts-Verhältnisse eines so ausgedehnten und mit vielen Eigenthümlichkeiten ausgestatteten Ländergebietes handelt. Ein früher Vorkämpfer für die hochwichtige medicinische Geographie, L. L. Finke*), sagt hierüber: „Nicht leicht ist ein Land dem allgemeinen Tadel, seiner „ungesunden Beschaffenheit wegen, so sehr ausgesetzt gewesen, als

*) Versuch einer medicinisch-practischen Geographie. 2 Bd. Leipzig, 1792. S. 181.

„Ungarn, indem es einige für das Grab der Deutschen und an„derer Nationen, die sich dahin begeben hatten, angesehen, und es „zum Beispiel eines vergifteten Landes oft aufgestellt haben.“ Nur auf das von weitverbreiteten Sümpfen häufig durchzogene flache Land können jene Worte Bezug haben. Wie richtig schon die Alten die vergiftende Einwirkung der Sumpfausdünstungen auf den Menschen würdigten, lehrt der Umstand, daß sie die Sümpfe mit Ventilen der Unterwelt verglichen. Ter. Varro *) drückt dies treffend so aus: „Etenim ubi ratio cum orco habetur, ibi non modo fructus est incertus, sed etiam colentium vita.“ Doch sind diese Ebenen von den Gebirgen keineswegs so scharf gesondert, daß sich aus beiden zwei klimatisch streng geschiedene Seiten des Landes herstellen ließen. Im Allgemeinen wird zwar die ungarische Ebene nach Westen, Norden und Osten von dem großen Halbkreise der Karpathen mit ihren Ausläufern umfaßt, und ist dadurch vor dem Andrange heftiger Luftströmungen von jenen Seiten her bis zu einem gewissen Grade geschützt. Indessen erheben sich anderentheils von der Centralkette der Karpathen, dem Tatra-Gebirge, über dreißig hohe Felsenspitzen, unter denen die Lommnitzer-Spitze 7900′ und der große Kriwan eine Höhe von 7818 pariser Fuß über dem Meere erreichen, deren Schluchten und Spalten in manchen Sommern den Schnee, besonders am nördlichen Abhange, ununterbrochen behalten. Namentlich liegt in den Liptauer, Zipser und Marmaroscher Alpen ewiger Schnee. Dieser schmilzt in den etwas niedrigern Thälern um die Mitte Juni's, und fällt dann im September von neuem. Die von jenen starren Granitmassen herabwehenden Winde können den näher gelegenen Theilen der Ebene, selbst während der warmen Jahreszeit, mitunter schnell eine unwillkommen niedrige Temperatur zuführen. Man pflegt deshalb selbst bei der größten Sommerhitze nicht ohne Pelz zu verreisen; der Landmann trägt eben deshalb seine Bunda fast stets auf der Schulter. Sicherern Schutz gewähren die um etwa 1000′ niedrigern, jenem Granitstocke theils parallel mit ihm, theils gegen Süden, in die Gegend zwischen Kaschau und Neusohl, hinlaufenden Urgebirge, Gneiß und Glimmerschiefer führend. Aehnlich verhalten sich die aus dichtem

*) A. a. O. lib. I. Cap. IV. 3.

Kalk bestehenden, niedrigen Gebirgszüge, die von jenem Centrum aus nach Westen und nach Osten streichen. Diese alle tragen keinen, dem Sommer trotzenden Schnee. Auf dem Grobkalk an der Westseite des Neusiedler-See's gedeihen die Oedenburger- und die Ruster-Reben. Dieser Westseite des Gebirgszuges gehört auch der dichte Kalkstein des Schneegebirges an, welcher bei Theben die Donau erreicht, um sie zu durchsetzen. Daneben erheben sich zugleich auch wieder die Granitmassen der kleinen Karpathen, welche, nach Süden vorschreitend, auf einem ihrer Vorhügel die erwähnte Preßburger Schloß-Ruine tragen. — Der die östliche Gränze der großen ungarischen Ebene deckende granitische Gebirgszug, der, wie bei Mehadia und bei den großen Felsenrissen angedeutet worden, die Donau nicht blos erreicht, sondern sie auch mit seinen Ausläufern von dichtem Kalkstein weithin durchstreicht, erscheint von den Karpathen gesondert und kann als für sich bestehend erachtet werden. Er wird gewöhnlich das banatische Gebirge genannt; seine höchsten Spitzen steigen nicht über 3000′ an. Alle jene an der West- und an der Ost-Seite des großen ungarischen Thalbeckens hinziehenden Gebirge erreichen mithin jene steilen, schroffen Höhen, jene Felsenzacken des Tatra-Gebirges, nicht. Sie bilden großentheils stumpfe Kegel mit breiter Grundfläche und kuglichter Spitze, deren Oberfläche häufig noch bewaldet ist. — Der in mineralogischer Hinsicht um Ungarn wesentlich verdiente F. S. Beudant*) nimmt allein für die Nordwest-Masse der Berge Ungarns zehn solcher eigenthümlicher, von einander unabhängiger Gebirgsgruppen an, deren jede eine besondere Stellung zu den umliegenden Thälern wahrnehmen läßt, mithin also auch den klimatischen Charakter dieser letztern mehr oder weniger bestimmt. Nur nach Süden ist die weite Ebene vielfach durch Wasser begränzt, und letzteres übt, je nach den verschiedenen Verhältnissen zu seinen Umgebungen, entweder wohlthätigen oder verderblichen Einfluß aus.

Auf dem rechten Ufer der Donau streichen die Gebirge von den steirischen Alpen aus, in der Richtung von Südwest nach Nordost, dem Bogen zu, welchen der Strom zwischen Gran und

*) Voyage minéralogique et géologique en Hongrie. Vol. I. Paris, 1823. pag. 26.

Ofen nach Norden zu macht. Man hat sie die Cetzischen Gebirge genannt. Sie erreichen in der letztgenannten Gegend ihre bedeutendste Höhe. Beudant gibt der Spitze des Blocksberges bei Ofen eine Höhe von 246 franz. Metern über dem Meere. Oft fallen sie steil ab und bilden ansehnliche Thäler mit üppiger Vegetation, die besonders da, wo sie sich nach Süden öffnen, ein mildes gesundes Klima haben. Eines derselben wird von dem großen Bakonyer Walde gefüllt, eine 12 Meilen lange und 2 — 5 Meilen breite Hügelkette, deren höchste Erhebung 2020′ beträgt. Sie ist meistens mit Eichen, Buchen und Linden bewaldet. Zahlreiche Schweineheerden mit ihren halb wilden Hütern bevölkern den Wald Sommer und Winter hindurch. Jene Schweinehirten sind im Werfen eines kleinen scharfen Beiles ungemein geübt, welches sie im Gürtel stets bei sich führen. Sie treffen ein in ziemlicher Entfernung laufendes Thier damit sicher. — Der Wald enthält den 1½ Meilen Landes deckenden, fischreichen Velentzer-See. Die Hauptstadt dieses Comitats, Stuhlweißenburg (Alba regalis), liegt zwischen den Sümpfen Velentze und Sárrét, deren Wasser durch Kanäle abgeleitet wird, die an der Westseite der über 20,000 Einwohner zählenden Stadt hinlaufen. Die letztere war noch am 19. März 1858 der Schauplatz der Hinrichtung von neun Räubern, die an sechs verschiedenen Orten Raub und Mord verübt hatten. Der Bakonyer Wald ist in dieser Hinsicht von Alters her übel berüchtigt. Zu den traurigen Folgen des letzten Revolutionskrieges hat aber auch das Ueberhandnehmen von Räubereien in Ungarn gehört, die der strengen Justiz ungeachtet, bis jetzt nicht haben getilgt werden können. Das auffallendste Beispiel einer derartigen Verwilderung ergab um dieselbe Zeit die Ermordung und Beraubung eines Steuerbeamten auf der Landstraße, an welcher sich der Richter des nahen Ortes betheiligt hatte.

Dem Hauptstock der cetzischen Gebirge liegt schichtiger Kalkstein zum Grunde. In den Thälern erheben sich indessen hier und da, vollständig isolirt, basaltische Kegel mit breiter Basis und convexem, ausgedehntem Scheitel, — eine Formation, durch welche sie sich aus der Ferne von den Kalkgebirgen leicht unterscheiden lassen, deren Gipfel zackig und steil in die Höhe ragen. Jene Basaltkegel nehmen besonders das Eisenburger Comitat ein, dessen Fruchtbarkeit für Getreide, Obst-, Wein- und Flachsbau vorzüglich gerühmt wird.

— Erst weiter nach abwärts, gegen Osten, macht sich auch am rechten Ufer der Donau Tiefland mit stagnirendem Wasser und Sümpfen geltend. Namentlich ist dies in Slavonien zwischen der Drave und Save der Fall. Doch auch schon oberhalb, nordwestlich von der Drave, erstrecken sich Ueberschwemmungen, ausgesetzte, versumpfte Thalstrecken zur Donau hin z. B. in dem Baranyer Comitat, nördlich vom Vilany-Gebirge, welches Marmorbrüche enthält und an seinem Fuße trefflichen Wein erzeugt. Mohacs ist eben deshalb so uneinnehmbar, als ungesund für die in ihm Eingeschlossenen, weil die Sumpfluft sich, als Folge der häufigen Ueberschwemmungen, von ihnen nicht abhalten läßt. In der Nähe erstickte König Ludwig von Ungarn auf der Flucht, nach der von ihm den Türken gelieferten unglücklichen Schlacht (August 1526) in dem sumpfigen Bache Cselle.

Daß man den Versumpfungen auch in dieser Gegend durch Anordnung von hinlänglich ausgedehnten Entwässerungs-Arbeiten und Kanalbauten wirksam entgegentreten könne, beweisen die Anlagen der Art in der Gegend, wo die Karasicza in die Donau fällt, namentlich in der Herrschaft Bellye. Es wurden hier, als dieselben dem hochverdienten Erzherzog Carl gehörte, zugleich 5762 Joch fruchtbaren Landes gewonnen, indem man den Albrechts-Karasicza-Kanal 1810—11 anlegte, welcher 25000′ lang ist, von Vilany bis Daras gezogen, auch einen Seitenkanal von 899′ Länge hinzugefügt hat. Ebenso wurde 1816 in derselben Gegend durch Eindämmung der Donau und Austrocknen des Sumpfes Wislak abermals 5000 Joch Landes, hiermit zugleich eine, für Menschen bewohnbare, gesunde Ebene erzeugt; ja sogar durch 9400′ lange, gegen die Donau aufgeführte Dämme zwischen Albrechtsdorf und Vörrös-Math 30000 Joch Landes dem Moraste entrissen. Durch die Sümpfe der Drau führt ebenfalls dort von Bellye ein 9′ breiter und eben so hoher, 2200′ langer Damm hin. — Uebrigens befinden sich diesen Sümpfen gegenüber die Ueberreste der großartigen Brücke über die Donau, welche Soliman II. von Dárda nach Essek hinübergeführt und Mahomed IV. erneuert hatte, die hernach aber von den Ungarn jedesmal wieder zerstört wurde. — Von jenen Sümpfen weiter nach Süden entfernt, bei Fünfkirchen (Pécs, Quinque ecclesiae) und Pesvárad, liegt eine Reihe von Basalt-Erhebungen mit Feldspath. Unter diesen ist es der Mecsek,

an welchen sich die erstere Stadt lehnt, die bis zu der unglücklichen Schlacht von Mohacs durch ihre Universität der Sitz der ungarischen Gelehrsamkeit und Literatur war. Die Lage von Fünfkirchen wird als eine ungemein liebliche geschildert. In ihrer Bevölkerung waltet das deutsche Element vor. Von der Spitze des Mecsek übersieht man die ganze weite Ebene zwischen der Drava und Sava, welche durch ihre Productivität, namentlich an Taback, Wein und Obst, berühmt ist. Um Mecsek werden im Kohlensandstein vortreffliche Steinkohlen, sowie schwarzer Marmor gebrochen, und drei Stunden nordwestlich von Fünfkirchen findet sich die große Tropfsteinhöhle von Abaligeth, die in ihrer Tiefe Mauern und eingehauene Treppenstufen enthält, zum Beweise, daß sie einst einen Zufluchtsort für Menschen abgab. — Südlich von dort liegt abermals, bei Siklós, eine ähnliche Reihe von Basaltbergen, unter denen der isolirte Göntér hervorragt, der Marmorbrüche enthält. Siklós selbst besitzt Schwefelthermen und das nahe Harsány Bittersalzquellen. Zwischen beiden Orten fielen 1687 unter Sultan Soliman II. 20000 Türken in der Schlacht gegen das Heer des Herzogs Carl von Lothringen.

Für unsern Zweck verdient noch der nahe Marktflecken Szi-get-vár (Gränz-Szigeth, Neonesium) Erwähnung. Er liegt nämlich auf einer Insel des kleinen Flusses Almás, der hier weithin von Sümpfen umgeben ist. Das feste Kastell des Ortes wurde 1566 von dem Grafen Zrinyi, einer der hervorragendsten Heldengestalten Ungarns, gegen die Türken vertheidigt, in deren Belagerungsheer durch die Sumpfmiasmen ein pestartiges Fieber hervorgerufen wurde, welches 30000 Türken mit ihrem Führer, dem Sultan Soliman I., dem Großen, das Leben kostete. Ungarn und die Christen waren so von einem ihrer gefährlichsten Feinde befreit. Hier ist es, wo bekanntlich Zrinyi sich hernach, als er die Veste nicht mehr zu halten vermochte, mit seiner Familie und mit der kleinen Besatzung in die Luft sprengte. Moräste in der Nachbarschaft des rechten Donauufers setzen nicht blos über die Drau süd- und südostwärts nach Slavonien, sondern auch südwestwärts nach Croatien über. Sie sind verhältnißmäßig zu denen weniger bedeutend, welche sich von dem linken Ufer aus gegen die Karpathen weithin ausdehnen.

Die große ungarische Ebene schreitet von der Donau aus nordwärts durch das Comitat Szathmár, über den in zahllosen Windungen hinfließenden Fluß Szamos, bis in die Nähe der siebenbürger Gränze vor. Die an dieser Gränze sich dann erhebenden Grünstein-, Porphyr- und Syenit-Massen besitzen die oben angegebenen uralten Gruben von Gold-, Silber- und Blei-Erzen, namentlich bei Nagy-Bánia und bei mehreren nahegelegenen Orten in der Marmarosch, ebenso Kupfergruben unfern Iloba und Sebes-Patak. Es sollen ungefähr 10000 Bergleute durchschnittlich hier beschäftigt werden; sie sind zu zwei Drittheilen Walachen, zu einem Drittheil Magyaren. Nordwestlich von hier, nahe an der gallizischen Gränze, befinden sich in Spalten eines Trachyt-Gebirges, welches das Comitat Sarós durchzieht, nahe bei dem Dorfe Cservenicza, oder Vörös-Vágá, die bedeutendsten Opalgruben Europa's, deren Opale und Hydrophane den orientalischen kaum etwas nachgeben*).

Die große Ebene, deren ungeheuren Flächenraum Dr. Friedr. Grosz auf 800 Quadratmeilen berechnet, wird durch die Gebirge, welche Graf F. von Waldstein und Prof. P. Kitaibel**) zuerst passend die mittelländischen genannt haben, in mehrere Abtheilungen zerfällt. Namentlich ist es der nördlich von Waitzen aufsteigende, und sich nach Norden zu den Karpathen hinwendende ansehnliche Gebirgsstock, welcher die Theilung in eine westliche oder obere, und in eine östliche oder untere Hälfte erleichtert, von welchen die erste zugleich die kleinere, die zweite ebenso die größere ist. Erstere umfaßt die Comitate Preßburg, Wieselburg, Raab und Komorn; ihre größte Breite, oben vom Neusiedler See beginnend, beträgt nach abwärts ungefähr 20 Meilen. Die große untere Hälfte, welche sich nach Osten in die ansehnliche Niederung von Temesvar im Banate verliert, zeigt, bei dem erwähnten Gebirgsstocke oben anfangend, nach Osten und Südosten zu, eine Breite von etwa 60, in dem kleinern Durchmesser aber, welcher nordwärts bei dem bereits bezeichneten Punkte der siebenbürgischen Gränze und bei Großwardein beginnt, eine Breite von 40 Meilen. Die Ebene überschreitet sodann süd- und südwestwärts die

*) Beudant l. c. Vol. II. pag. 182.
**) Plantae rariores Hungariae. Vol. I. Viennae, 1802.

Theiß und die Donau, dringt bis nach Slavonien und Croatien vor und erstreckt sich ebenso vom Tokayer Gebirge im Norden bis zum Manéser Gebirge bei Arad im Süden. — Diese weite Ebene bietet nun, bei ihrem so ansehnlichen Umfange, bedeutende Verschiedenheiten des Bodens, der Fruchtbarkeit, des Klimas, sowie der Salubrität dar. Weithingedehnte Strecken zeigen Haiden mit kurzem, guten Graswuchs. Unzählige Viehheerden nähren sich von ihm, und so groß ist der Reichthum der Ungarn an Rindvieh und Schweinen, daß selbst Viehsterben und Krieg kaum eine merkliche Abnahme des Viehstandes hervorzubringen vermögen. Aber meilenweit sieht man auf diesen Haiden keinen Baum, keinen Strauch. Und doch besitzen sie einen großen Reichthum an Humus, weil sie seit Jahrhunderten, an vielen Orten wohl vom Anfange aller irdischen Dinge her, von Menschen nicht bearbeitet worden sind. Wo dies hier und da versucht wurde, belohnte der Boden den Fleiß in der Regel überraschend. Hr. Elsner schlägt die Anpflanzung der Akazie ganz zweckmäßig vor, da sie rasch emporwächst, zugleich ein dichtes schweres Nutzholz giebt und sich mit der größten Leichtigkeit vermehren läßt. Die dortigen Viehbesitzer und Hirten scheinen indessen ein solches Bedürfniß durchaus nicht zu empfinden. — Ein anderer Abschnitt der Fläche erscheint mit Flugsand bedeckt, der durch Stürme leicht wechselnde Gestalten, bald Hügel, bald Thäler erzeugt. Mühsam winden sich die kleinen, aber feurigen Pferde der Ungarn durch diese Sandwüsten, Wagen langsam hinter sich herschleppend, die bis zu den Achsen in den Flugsand einschneiden. Ob man diese Wüsten durch die Kunst nicht allmählig befestigen und zum Anbau heranzuziehen vermöchte, wie in einigen Theilen Deutschlands nicht ohne Erfolg versucht worden, ist hier nicht der Ort zu untersuchen. In Ungarn liegen so ungeheure Strecken fruchtbaren Haide-Landes brach, es besitzt Tausende von Moräften, die durch Drainiren und durch Abzugskanäle in das trefflichste Ackerland verwandelt werden könnten, daß in den nächsten Jahrhunderten an dergleichen weitaussehende Pläne nicht gedacht werden dürfte. Vorläufig würde nur darauf zu sehen sein, daß die geringe Zahl der gebahnten Straßen, bei dem wachsenden Verkehr, vermehrt würde. Die jeder gesunden Staatsöconomie widersprechende Einrichtung, daß die zahlreichen Edelleute, so wie die Bürger der freien Städte, zu den Lasten des Straßenbaues nicht beizutragen nöthig haben,

dennoch aber sich ihrer frei bedienen dürfen, hat seit den ältesten Zeiten die Bauern abgehalten, Arbeiten zu unternehmen, deren Last sie allein tragen, den Gewinn aber mit Andern theilen müssen.

Der Theil der großen Ebene, welcher für den Zustand der Atmosphäre und für die Gesundheitsverhältnisse der Bewohner am meisten der nähern Betrachtung würdig erscheint, begreift eben die mehrfach schon erwähnten zahlreichen Moräste, Sümpfe, Rohrdickichte und stehenden Wasser. Diese Eigenthümlichkeiten des ungarischen Bodens hat nun hinsichtlich ihres klimatischen Einflusses der leider zu früh verstorbene Hr. Dr. Friedrich Grosz*) nach seiner reichen ärztlichen Erfahrung in so trefflicher den Stempel der Wahrheit allenthalben an sich tragender Weise dargestellt, daß es schwierig sein würde, das Sachverhältniß passender zu zeichnen, weshalb denn folgende ihm entliehene Notizen hier an diesem Orte willkommen sein dürften.

„Die immense Fläche wird durch unzählige Niederungen, die stagnirendes Wasser enthalten, zu einem Complex von unzähligen sumpfigen Teichen. Sie wird nämlich von der Theiß, Szamos, Maros, von der reißenden schwarzen und weißen Körös, ferner von der Berethó und Err, in unzähligen Krümmungen durchschnitten. Mit ihrem ungeregelten Laufe verbinden sich nun die alljährlich zwei bis dreimal periodisch sich einstellenden Ueberschwemmungen, insbesondere der Theiß. Durch sie wird die große Ebene momentan in ein unübersehbares Meer verwandelt, welches die in den Niederungen stets stagnirenden Wasser mit frischem Zufluß vom Flusse aus versorgt. Die so verjüngten Teiche setzen sich dann in Verbindung, theils untereinander, theils mit den parallel laufenden Flüssen. Unter solchen Umständen gehen selbst die Fische des einen Flusses in den andern über**). — Nachdem die Ueberschwemmungen beendigt sind, verbleiben in den von neuem mit Wasser gespeis'ten Sümpfen Milliarden von Fischen, Amphibien, Wasserpflanzen, welche durch die nicht selten darauf eintretende heftige, trockene Hitze einer schnellen Fäulniß entgegen gehen. Pestilenzialische Sumpf-Ausdünstungen erzeugen dann Malaria und

*) Die Augenkrankheiten der großen Ebenen Ungarns. Großwardein, 1857.

**) Die reißende Körös und die Berethó erzeugen allein in dem Bezirke Sàret des Biharer Comitats 70,000 Joch Sumpfgrund.

fiebererzeugendes Miasma. Letzteres ist in Jahren, welche keine Ueberschwemmungen mit sich führen, am intensivsten. Es bleiben dann so wenige Menschen vom Fieber verschont, daß sich z. B. im Jahre 1853 zu Großwardein bei 22000 Einwohnern 18000 Fieberkranke befanden."

„Ist in glücklicheren Jahren die Entwickelung des Sumpf-Miasma's eine geringere, so bleiben die miasmatischen Fieber auf die Ebene beschränkt. Bei intensiverer Entwickelung steigen sie aber auch bis zu den Höhenzügen hinan. In ersterem beginnen sie bisweilen im Mai und Juni schon, in letzteren oft erst im September und Oktober."

„Jene Fieber tragen in der Regel den biliösen Charakter, sowie den Tertian- und Quartan-Typus an sich. Sie schleppen sich in den widerstandskräftigen Körpern der Magyaren oft Jahre lang hin. Eine aus dem Großherzogthum Baden herstammende Colonie von 100 Familien, welche sich zu Görbed im Biharer Comitate, in der Nähe der Gebirge ankaufte und durch den Verstorbenen Fürsten Alexander Hohenlohe besonders unterstützt wurde, starb dagegen innerhalb weniger Jahre an den endemisch herrschenden Fiebern und deren Nachkrankheiten, besonders Wassersucht, vollkommen aus *). Nur an Gebirgen und unter den glücklichsten Verhältnissen haben hier in früherer Zeit, Ende des vorigen Jahrhunderts, einige deutsche Colonien gedeihen können."

„Die orientalische Indolenz und der Fatalismus der Magyaren macht die endemisch herrschenden Uebel verderblicher. Sie leiden oft Jahre lang, ohne Hülfe zu suchen. Milzgeschwülste sind bei ihnen sehr gewöhnlich. Hartnäckige Augenleiden, zuletzt grauer und schwarzer Staar, sind häufige Folgen der langwierigen Fieber; der angeborene graue Staar kommt hier besonders oft bei Kindern vor, deren Mütter während der Schwangerschaft anhaltend an Sumpffieber litten. Schutz gegen die brennende Sonne ist in den weiten Ebenen kaum möglich; es giebt keinen schattigen Ort. Die Augen fleißiger Landleute erscheinen eigenthümlich in die Augenhöhle zurückgezogen, die Augenlider wenig geöffnet, die Pupille eng zusammengezogen, die Sclerotica im Sommer gelblich."

---

*) Da die Colonisation Ungarns neuerdings, 1858, zu Wien und 1860 im Banate lebhaft berathen wird, so verdienen dergleichen Thatsachen um so mehr hervorgehoben zu werden. — W.

„Um das sumpfige Trinkwasser erträglich zu machen, wird ihm Brantwein (Slibowitz) zugesetzt; dadurch werden Hypertrophien innerer Organe begünstigt.“

„Die Bekleidung des magyarischen Landvolks ist unzweckmäßig. Die Kopfbedeckung ist schwer, die breite Krämpe des Filzhutes gewöhnlich nach oben ringsum aufgestülpt. Das weite Hemd reicht nur bis zum Nabel; seine gleichfalls weiten Aermel dienen bisweilen als Handtuch. Eine kurze weite Hose wird mit einer festen Schnur in der Gegend des Nabels so fest gebunden, daß die Unterleibshöhle gleichsam in zwei Abtheilungen zerfällt wird und also die Organe des Verdauungsapparates nothwendig unter dem starken Drucke leiden müssen. — Die schwere Bunda aus Schaaffellen, sowie die Guba aus zottigem Wollengewebe, wird das ganze Jahr hindurch gleichmäßig getragen.“

So weit Hr. Dr. Grosz. — Mit dem von ihm geschilderten Boden steht eine Atmosphäre in steter Berührung, der an vielen Orten aus ihm ein Princip zugeführt wird, welches in den menschlichen Körper durch Vermittelung des Athmungs-Prozesses eingedrungen, denselben leicht zum Erkranken bringt. Es kann theils von lebenden, theils von in der Zersetzung begriffenen, abgestorbenen organischen Körpern ausgehen. Die gebräuchlichste Benennung für dieses schädliche Princip ist Miasma. Die Zeit liegt weit hinter uns, in welcher Ramel*) sagen durfte: „nous repoussons avec mépris ces certains miasmes palustres dissé minés dans l'air“.

Eine gewisse Empfänglichkeit für die Einwirkung eines solchen Miasma muß sich in der Constitution vorfinden, wenn ein Erkranken durch jenes in ihr zu Stande kommen soll. Wie leicht sich diese Empfänglichkeit jedoch entwickelt, läßt sich schon daraus entnehmen, daß selbst eine größere Anzahl gesunder Menschen, in einen geschlossenen engen Raum zusammengedrängt, die Atmosphäre durch die Hinzumischung ihrer verschiedenen Ausdünstungsstoffe nicht blos schwerer athembar machen, sondern ihr auch gradezu nachtheilige Eigenschaften mittheilen können. Diese, auf dafür geeignete Individuen einwirkend, sind im Stande sie in einen fieberhaften, mehr

*) De l'influence des marais et des étangs. Marseille, An X. pag. 94.

oder minder gefährlichen Krankheitszustand zu versetzen. Hohe Temperatur und Feuchtigkeit der Luft (der Wände eines Zimmers u. s. w.) begünstigen solche Nachtheile. Wer nur einmal des Morgens ganz früh in das geschlossene Zimmer einer Kaserne eingetreten ist, in welchem 6, 8—10 junge Soldaten die Nacht hindurch zugebracht hatten, wird unangenehm afficirt werden von dem dichten Dunste ihrer Atmosphäre. Wenn man nun hierbei erwägt, daß es keine absolute Gesundheit gibt, so wird man einräumen müssen, daß die Ausdünstung einzelner gesund scheinender Menschen auch Stoffe enthalten könne, die andern Individuen schädlich zu werden vermögen. — Langjährige Erfahrung hat mich belehrt, daß in solchen mit Menschen gefüllten Kasernen-Zimmern sich gastrisch-nervöse und typhöse Fieber erzeugen können, ohne daß irgend ein Ansteckungsstoff von außen hineingebracht worden war. Eine mit Nebel und Dämpfen beladene Atmosphäre leistet einer solchen Krankheits-Entwickelung Vorschub. So viele Vortheile also auch aus dem Kasernirungs-System, für die militairische Disciplin, ebenso für die Erleichterung der Lasten der Bürger hervorgehen mögen, so wird sich doch eine gewisse Gefährdung von Menschenleben, selbst bei der sorgfältigsten Ordnung davon nicht trennen lassen. Wie höchst gefährlich aber das Zusammendrängen vieler **kranker** Menschen in ein Krankenhaus-Zimmer wirkt, weiß jeder erfahrene, vorurtheilsfreie Hospital-Arzt. In den Räumen, welche mit Verwundeten gefüllt sind, die eiternde Wunden an sich tragen, erzeugt sich notorisch leicht die bösartige Wanderrose und die Eitervergiftung des Blutes (Pyämie). Aus solchen Anfängen entsteht in weiterm Gefolge endlich vielleicht noch das Lazarethfieber, der Hospitalbrand. Ein so trauriger Verein der bösartigsten Uebel fordert in der Regel Menschenopfer in viel erschreckenderer Zahl, als die vervollkommneten Kriegsmaschinen der neuern Zeit. Wenn man solche Erfahrungssätze auf die weiter unten aufzuführenden geschichtlichen Thatsachen anwendet, die von den zahlreichen Heereszügen her bis auf uns gekommen sind, welche sich auf dem Boden Ungarn's im Laufe der Jahrhunderte hin und her wälzten, — so wird sich nicht läugnen lassen, daß Vieles, was man dem ungesunden Klima Ungarn's zuzuschieben gewohnt war, auf die Rechnung jener Umstände geschrieben werden muß. Darum nannten auch schon viele Aerzte des 16. Jahrhunderts das „ungarische“

Fieber zugleich „Lagerfieber". Wenn nämlich das Miasma, nachdem es auf einen menschlichen oder thierischen Körper übergegangen war, in diesem einen anhaltenden Krankheitsproceß veranlaßt hat (den man füglich mit einem Gährungsprocesse vergleichen darf), so erzeugt sich unter begünstigenden Umständen aus diesem ein Ansteckungsstoff eigenthümlicher Art, der auf ähnlich organisirte Körper durch das Athmen übertragbar ist.

Strategische Rücksichten können nun allerdings das dichte Zusammenhäufen vieler Tausende von Menschen für einige Zeit gebieterisch fordern; immerhin wird aber ein intelligenter Führer zugleich den Verlust an Menschenleben dabei in Anschlag bringen müssen, der seinem Heerhaufen aus einer dichten Stellung nothwendig bald erwachsen muß, (abgesehen von jeder Salubrität oder Insalubrität des Bodens und des Klima's.

Das von abgestorbenen organischen Stoffen ausgehende Miasma tritt dort am leichtesten auf, wo die Zersetzung jener durch Feuchtigkeit und Wärme begünstigt wird. Gleichzeitig wird auch das einer Verdampfung fähige Product der Zersetzung durch gesteigerte Temperatur und Luftströmung mit der Atmosphäre den von dieser umgebenen Individuen um so eher zugeführt. In dieser dunstförmigen Gestalt wird es von den Lungen der Athmenden u. s. w. von dem Blute aufgenommen. Noch gefährlicher wirken die organischen Zersetzungsstoffe, wenn sie dem Blute, z. B. bei Verwundungen, direct von außen beigemengt werden. Es ist bekannt, welche böse Zufälle durch unvorsichtig angestellte Leichenöffnungen hervorgebracht werden können, wenn verwundete oder von der Oberhaut entblößte Theile der beschädigten Hand mit den in der Verwesung begriffenen Flüssigkeiten zusammen treffen. — Die Zahl der in England während des Laufes eines Jahrzehnts durch Leichenvergiftung gestorbenen Aerzte ist nicht unbedeutend.

Aehnlich, wenngleich in weniger hohem Grade gefährlich, wirken die Ausdünstungen verwesender vegetabilischer Substanzen. Der nachtheilige Einfluß des sogenannten Flachs-Röstens auf die Gesundheit ist gegenwärtig außer Zweifel gestellt. Die Cultur der Reispflanze, welche, wenn sie gehörig gedeihen soll, zu gewissen Zeiten bis auf eine bestimmte Höhe im Wasser stehen muß, führt fast unvermeidlich hartnäckige Wechselfieber herbei. Am schädlichsten ist aber während der warmen Jahreszeit, namentlich in der tropi-

schen Zone, der Aufenthalt in Morästen und Sümpfen, besonders nach der Regenzeit oder nach Ueberschwemmungen, wenn die brennende Sonne die Wassermasse zur Verdampfung gebracht hat. In diesen unterliegen dann Milliarden von Insecten, Reptilien, Batrachiern, Fischen, Crustaceen u. s. w. mit der untergehenden Pflanzenwelt zugleich der Verwesung.

An den Ufern der Theiß kommt in jedem Sommer, gewöhnlich für die Zeit von drei bis vier Tagen, die sogenannte Theißblüthe, d. h. die Eintagsfliege, das Uferaas, Libellula ephemera, in so enormer Menge vor, daß ihre abgestorbenen Körper den Fluß dicht genug bedecken, um den Lauf der Nachen zu hemmen. Ganze Ladungen derselben werden gesammelt, um als Viehfutter oder als Düngungsmittel benutzt zu werden.

So anerkannt jene Thatsachen seit alten Zeiten sind, so wenig abgeschlossen erscheint doch bis heute noch die Untersuchung über die Natur des der Gesundheit so nachtheiligen Princips, welches von solchen in der Verwesung begriffenen organischen Stoffen ausgeht. Der treffliche Moscati in Mailand, dessen belehrender Unterhaltung ich mich im Jahre 1818 noch erfreuen durfte, scheint der erste gewesen zu sein, der die aus sumpfigen Reisfeldern aufsteigenden Wasserdünste aufzusammeln und zu untersuchen strebte. Er füllte zu dem Ende Flaschen mit Eis, und fing die an ihrer Außenseite sich tropfbar verdichteten Wasserdünste auf. Aus diesem klaren Wasser schieden sich nach kurzer Zeit kleine Flocken ab, in denen Moscati Eigenschaften organischer Substanzen vorfand. Diese Versuche wurden auf seine Veranlassung, durch Brocchi fortgesetzt, mit dem ich damals, im Begriffe die Umgebung von Rom zu untersuchen, deshalb in Verkehr trat. — Im Jahre 1812 hatte Rigaud de l'Isle in den Sümpfen von Languedoc dergleichen Versuche mit ähnlichem Erfolge angestellt. Boussingault*) untersuchte dann 1829 die Sumpfluft im mittäglichen Amerika zu Cartago. Die Erfolge davon bestätigten Moscati's Resultate; der Zusatz eines Tropfens reiner Schwefelsäure zu dem aufgefangenen Thauwasser ließ eine schwarze Kohle in dem Glase zurück, den Beweis für einen in der Feuchtigkeit der Luft suspendirt gewesenen

*) L'institut. 2e année Nr. 67 — Annales de chimie. T. LVII. pag. 148.

organischen Stoff. Die Versuche wurden 1839 zu Paris, später zu Lyon fortgesetzt *). Als Endresultat nimmt Boussingault an, daß die Miasmen in der Luft suspendirt sind, und daß ein Princip hierbei wirksam scheine, welches wahrscheinlich Kohlenwasserstoffgas haltig sei. Mindestens kann aber irgend ein Zweifel nicht obwalten, daß in den an verwesenden vegetabilischen und animalischen Stoffen reichen stagnirenden Flüssigkeiten Wasserstoff und Kohlenstoff in Menge entwickelt werden müsse, namentlich wenn eine brennende Sonne dazu mitwirkt.

Unter begünstigenden Umständen erzeugt sich ferner Schwefelwasserstoffgas in dergleichen Flüssigkeiten, wie dies schon das Geruchsorgan oft deutlich genug wahrnehmen läßt. Bekanntlich bildet sich schon in reinen Sauerwassern jenes übelriechende Gas, wenn durch Unachtsamkeit vegetabilische Substanzen, z. B. Stückchen eines Strohhalms, mit ihm in eine Flasche eingeschlossen worden waren. In den Flüssen der heißen Zone erzeugt sich Schwefelwasserstoffgas in reichlicher Menge besonders dort, wo sie mit dem Meere zusammen treffen. Prof. J. F. Daniell**) wurde 1840 von der englischen Regierung veranlaßt, acht Flaschen Wasser zu analysiren, welches verschiedenen Flüssen Westafrika's und des Cap's vorsichtig entnommen war. Es wird ausdrücklich versichert, daß das Wasser vollkommen rein und klar war. In der Mehrzahl dieser Flaschen fand sich Schwefelwasserstoffgas in unerwartet bedeutender Menge. In dem aus der Lopez-Bai gekommenen war die Quantität dieses deleteren Gases ungefähr eben so stark, als in dem Schwefelwasser von Harrowgate. Der Kupferbeschlag der Schiffe wird an der Westküste Afrika's schneller wie gewöhnlich corrodirt; Daniell, welcher dergleichen Kupfer untersuchte, schreibt dies gleichfalls dem Einflusse des Schwefelwasserstoffgases zu. Von dem Gehalte der Sümpfe Ungarns an verschiedenen Salzen, z. B. an Bittersalz und Glaubersalz, ist früher schon die Rede gewesen. Den Exhalationen derselben kann also auch sehr wohl Schwefelwasserstoffgas beigemengt sein. Einige Sümpfe in der Gegend von Temesvar enthalten so viel Phosphorwasserstoffgas, daß, wenn man mit einem

*) L'institut. Nr. 121. pag. 283. — Poggendorf, Annalen Bd. XXXVI., Stück II. 1835. S. 436 und 456.

**) The friend of Africa Nr. 2. London, January 1841. pag. 18 u. f.

Stab hineinschlägt, eine Feuerflamme aufsteigt. Obgleich nun jenes Gas vermöge seiner Verbrennlichkeit in der Atmosphäre nicht eingeathmet, mithin auch den Menschen nicht schädlich werden kann, so ist doch durch jenes Phänomen wenigstens die Anwesenheit eines reichen Lagers von verwesenden organischen Stoffen nachgewiesen. Schwefelwasserstoffgas muß indessen eben sowohl als Kohlenwasserstoffgas, welches in ungleich ansehnlicheren Mengen vorkommt, der Atmosphäre in bedeutendem Verhältnisse beigemengt sein, wenn es dem Menschen nachtheilig werden soll. Von letzterem weiß man, daß es in manchen Gruben 16—17 pro Ctr. der Atmosphäre bildet, ohne daß die in ihnen jahrelang arbeitenden Bergleute mehr davon empfinden, als etwa einen Druck in der Stirngegend und einige Uebelkeit, wenn sie zu lange darin athmen. Mit dem vollständig irrespirablen Kohlensäuregas darf also jenes nicht verglichen werden. In der Gegend von Recklinghausen hat man 1857 ein Bohrloch 700 Fuß tief hinab getrieben, um Steinkohlen zu suchen; statt ihrer erbohrte man einen mächtig aufsteigenden Strom Mineralwassers. Mit diesem treten Milliarden von Gasblasen zu Tage, die, von den Strahlen der Sonne beleuchtet, in allen Farben des Regenbogens gleich Brillianten glänzen. Mein verehrter Freund, Hr. Gustav Bischof, hat sie chemisch geprüft und gefunden, daß sie aus Kohlenwasserstoffgas bestehen, welches mit einer Flamme in Berührung gebracht, sogleich explodirte. Wenn man nun erwägt, welche enorme Massen jenen Gases hier Tag und Nacht hindurch der Tiefe entströmen, so könnte man auf den Gedanken kommen, daß in der unmittelbaren Nähe des Bohrloches, durch Uebersättigung der Atmosphäre mit demselben Athmungsbeschwerden erzeugt werden möchten; nichts der Art hat sich dort wahrnehmen lassen. Hr. G. Bischof *) sagt über derartige Vorgänge: „Da die Bildung des Kohlenwasserstoffgases aus den Elementen „organischer Substanzen höchst wahrscheinlich an den „beschränkten Zutritt des atmosphärischen Sauerstoffes „geknüpft ist, so ist sie vorzugsweise zu erwarten, wenn, „wie in Sümpfen, die Fäulniß unter Wasser von Statten

---

*) Lehrbuch der chemischen und physikalischen Geologie 2. Bd. 6. Abthl Bonn, 1853. S. 1776.

„geht. Unter diesen Umständen entweicht daher jeden„falls ein Theil des Wasserstoffes in Verbindung mit „Kohlenstoff". Diese Verbindung ist es nun freilich nicht selbst, welche die krankmachenden Stoffe der Sumpfdünste darstellt, aber an sie hängt sich höchst wahrscheinlich das organische Substrat des Miasma's mit Leichtigkeit an; zu ihr wird es schon durch die Verwandtschaft des Ursprungs hingewiesen.

Eben so wenig wird das aus Sümpfen ausströmende Schwefelwasserstoffgas als das fiebererzeugende Princip derselben betrachtet werden dürfen. Denn obgleich ein in diese Gasart eingesperrtes Thier augenblicklich stirbt, so ist die der atmosphärischen Luft beigemengte Quantität derselben doch zu gering, um böse Zufälle hervorzubringen. Berzelius*) versichert ausdrücklich, daß er bei dem Einathmen kleiner Portionen dieses Gases niemals üble Wirkungen auf die Gesundheit verspürt habe; auch wird es bei manchen Fabrikationen von den Fabrikarbeitern täglich ohne besondern Nachtheil eingeathmet. Es muß dabei erwogen werden, daß es schwerer als die athmosphärische Luft ist, auch wenige Cubikzoll des Gases ansehnlich große Zimmer für mehrere Tage mit dem bekannten Geruch nach faulen Eiern erfüllen können. — Wenn man nun auch zugeben muß, daß allenthalben dort, wo das Wasser der Flüsse organische Stoffe dem Meere, oder auch etwa nachbarlichen Salzsoolen zuführt, durch die Zersetzung schwefelsaurer Salze Schwefelwasserstoffgas entbunden werden kann, und in der That ein Gang am Ufer des Meeres, dort wo Massen von Seetang, von Weichthieren, Krabben, Fischen u. s. w. in Fäulniß übergehen, bei einiger Aufmerksamkeit, besonders, wenn begünstigende Verhältnisse der Atmosphäre obwalten, den Geruch von Schwefelwasserstoffgas, häufiger noch von Ammoniak, von Brom u. s. w. nicht undeutlich verspüren läßt, so beobachtet man doch bei den Anwohnern solcher Ufer keineswegs jene Krankheiten, welche das Sumpfmiasma hervorzubringen pflegt. Im Gegentheil sind die den Seewinden ausgesetzten Meeresufer, namentlich wo sie aus Felsmassen oder Sand bestehen, jenen Krankheiten am wenigsten zugänglich. Auch im westlichen Afrika sind es stets nur die den ungesunden

*) Lehrbuch der Chemie. A. d. Schwed. 3. Aufl. 1. Bd. Dresden, 1823. Seite 188.

Landstrichen durch die Luftströmungen zugeführten Sumpfdünste, die die bösen Fieber veranlassen. Die dortige hohe Temperatur, sowie die reiche Vegetation feuchter Flußgebiete, müssen begreiflich den Zersetzungsprozeß organischer Substanzen in höherem Grade begünstigen. — Die von Levy*) an den Küsten der Normandie vorgenommenen Untersuchungen haben übrigens die Anwesenheit von Ammoniak eben sowohl, als die von Schwefelwasserstoff, an solchen Orten des Meeresufers bestimmt dargethan, wo organische Stoffe in Fäulniß übergehen. Die Ammoniak-Entwicklung ist gewiß großentheils den dort in Menge an das Ufer geworfenen, verwesenden thierischen Körpern zuzuschreiben. Wenn sich die Beobachtung von Payen**) auch an andern Orten bestätigen sollte, daß aus der Ebene von Grenelle die ehemals dort herrschenden Wechselfieber verschwunden sind, seitdem dort Salmiak-Fabriken angelegt wurden, so dürfte man dem Ammoniak sogar eine luftreinigende Eigenschaft zuerkennen. Diese möchte darauf beruhen, daß die in der Atmosphäre dunstförmig schwebenden vegetabilischen und animalischen Verwesungsstoffe durch das Hinzutreten des Ammoniak als solche zerstört werden. Dessenungeachtet klingt es etwas sonderbar, wenn Georg Pictorius***) von einer Epidemie erzählt, bei der sich nichts heilsamer gezeigt habe, als dreimal täglich in die Latrinen oder in einen Schaafstall hineinzuriechen. Wahrscheinlich findet hier ein Zusammenhang mit demselben Volksvorurtheile Statt, welches nach Rouland's Versicherung viele Einwohner von Madrid ernsthaft glauben macht, daß das Entleeren ihrer chaises percés auf die Straße zur Verbesserung der Atmosphäre beitragen könne. Wenn Jussieu verversichert, daß er bei seinen botanischen Excursionen am Montmartre bei Paris stets Ammoniak-Liquor mit sich geführt habe, um ihn schnell in die kleinen Bißwunden einzutröpfeln, welche seinen botanisirenden Schülern durch die dort nicht seltenen Vipern zugefügt worden waren, und, so oft dies geschehen, niemals ein böser Zufall dem Bisse gefolgt sei, so muß man zugeben, daß das thierische Gift durch Ammoniak zersetzt und unschädlich gemacht werden könne.

---

*) L'institut. 1846. p. 665 — Annalen der Chemie und Pharmacie. Bd. 1. S. 334.

**) Froriep's Notizen, Bd. III. S. 106.

***) Dial. II. de bona valetudine. — Vergl. Lancisi, de noxiis paludum effluviis. Romae, 1717. pag. 14.

Allerdings wird man hierbei erwägen müssen, daß eine ziemlich gesättigte Ammoniaklösung kaustisch, und somit um so gewisser zersetzend gewirkt hatte. Es würde versucht werden müssen, ein gewisses Quantum böser Sumpfluft mit soviel Ammoniakgas in Verbindung zu bringen, daß es, der menschlichen Lunge zugeführt, einerseits keine entzündliche Reizung derselben veranlassen, andererseits hinlänglich zersetzend auf das Sumpf-Miasma wirken könnte. Die große Schwierigkeit der Lösung einer solchen Aufgabe leuchtet ein, selbst wenn sich opferwillige Forscher dazu hergeben sollten. Es gibt bekanntlich einzelne Menschen, die keine Empfänglichkeit für die Nachtheile des Sumpfmiasmas besitzen; eine Prüfung in dieser Hinsicht müßte also schon vorangegangen sein. Sollten dergleichen Versuche mit dem erforderlichen wissenschaftlichen Ernste vorgenommen werden, so würde sich Chlorgas jedenfalls für den erwähnten Zusatz in höherem Grade empfehlen, als das Ammoniak. Thiere lassen sich bekanntlich den Menschen zu diesem Zwecke nicht substituiren, da sie entweder gar keine, oder doch nur eine beschränkte Empfindlichkeit gegen Sumpfmiasma besitzen. Viele Thiere der niedrigen Ordnungen bedürfen ja sogar der Sümpfe nothwendig zu ihrer Existenz. Mit Bezug auf den, auch in Ungarn, in der Walachei nicht seltenen Milzbrand des Rindviehes muß jedoch daran erinnert werden, daß nach den gründlichen Untersuchungen von Heusinger diese meistens tödtlich ablaufende Krankheit durch den längern Aufenthalt des Viehes auf sumpfigen Wiesen häufig genug eingeleitet wird. Zahlreiche, in Ungarn gesammelte praktische Erfahrungen bestätigen dies, und in Frankreich behauptete Huguenin*): „Quant au bétail, il est d'expérience constante, „que rien ne peut lui être plus nuisible et plus „contraire que le voisinage des étangs“. — Dagegen befinden sich die Büffel in den pontinischen Sümpfen vortrefflich. Ich sah sie im heißen Sommer sich mit Wohlgefallen in dem kühlen Moraste vergraben, indem sie nur die obere Hälfte des Kopfes allein über denselben hervorragen ließen.

Alle die bisher zur Sprache gebrachten Gasarten können also das Leben bedrohen, sie können es aufheben, wenn sie der Atmosphäre in zu starken Verhältnissen beigemengt sind. Doch niemals erzeugen sie Krankheiten, die den Sumpf- oder Malaria-Fiebern

---

*) Memoire sur les étangs, couronné par l'académie de Lyon. pag. 33.

ähnlich sind. Letztere müssen also nothwendig durch die Einwirkung eines von ihnen verschiedenen Agens hervorgebracht werden, dessen Entstehung durch die Zersetzung organischer Stoffe begünstigt und gefördert wird. Seine chemische Natur ist den darüber angestellten Untersuchungen bis jetzt entgangen, und überhaupt dürften sich von einer gediegenen Anwendung des Mikroskops in dieser Hinsicht sicherere Resultate erwarten lassen. Bis diese erlangt sein werden, dürfen selbst Hypothesen auf Analogien gegründet, nicht ganz von der Hand gewiesen werden, weil sie zu Discussionen und Controversen Veranlassung geben, die den Weg zur Wahrheit ebnen.

Die Schriftsteller, welche sich in der neuern Zeit mit der Natur des Miasma's beschäftigt haben, neigen sich großentheils der Annahme zu, daß die Sporen (Saamen) anzuschuldigen seien, welche von den Milliarden der Algen und Pilze abgesondert werden, die den ununterbrochen fortdauernden Zersetzungsprozeß der Sumpfpflanzen stets begleiten. Durch die Erhebung jener Sporen in die Luft, mit den, den Sümpfen entsteigenden Dünsten und Nebeln, soll diesen jene gefährliche Mitgift beigemengt werden, welche ihr krankmachendes Princip darstellt.

Mikroskopische Untersuchungen haben es bereits außer Zweifel gesetzt, daß vegetabilische Körper der niedrigsten Ordnung häutige Gebilde der Menschen und Thiere einnehmen können. Nicht bloß an der Außenseite des Körpers oder im Munde, sondern selbst in einem größeren Theile des Speisekanals sind sie nachgewiesen worden; namentlich gilt dies von dem sogenannten Hefenpilz dem Cryptococcus cerevisiae, der Torula Turpin's. Aber die Verfasser der beiden Haupt-Sammelwerke über diese Parasiten, die Herren Robin*) und Küchenmeister**) geben zu, daß sie, wenn sie bei Individuen beobachtet werden, welche epidemischen Krankheiten anheimgefallen sind, nicht sowohl als Ursache derselben, sondern vielmehr als Begleiter des Krankheitsprozesses angesehen werden müssen. Finden sie einen ihrem Gedeihen günstigen Grund und

*) Histoire des vegetaux, qui croissent sur l'homme et les animaux vivants. Paris, 1853.

**) Die in und an dem Körper des lebenden Menschen vorkommenden Parasiten. 2. Abtheil. Leipzig, 1855. S. 3.

Boden vor, so fassen sie in ihm mit Leichtigkeit Wurzel, indem sie mit den Filamenten ihres Mycelium die Gewebe durchdringen. Nach Robin können die Sporen sogar einfach nach dem Gesetze des mechanischen Druckes in die Gewebe vorwärts dringen. Hinter ihnen erzeugt sich Exsudat, welches durch seine Molecülen zu ihrer Weiterbeförderung beiträgt. Daß sie durch Luftströmungen meilenweit fortgeführt werden können, läßt sich schon aus dem bekannten Umstande erweisen, daß ungleich schwerere Saamengebilde, namentlich solche, die mit einem Federchen versehen sind, über weite Ländergebiete ausgebreitet, und so ehemalige Gartenzöglinge zu wildwachsenden Pflanzen umgewandelt worden sind. Hr. Lachmann versicherte mir, daß er noch nie den Staub, welcher sich an der äußeren Seite der Fenster anzuheften pflegt, mikroskopisch untersucht habe, ohne Sporen von Pilzen in ihm zu entdecken. Diese besitzen außerdem eine so zähe Widerstandskraft, daß sie selbst auf scharfen Flüssigkeiten, z. B. Chlorauflösungen, noch zu keimen im Stande sind. Aber der Umstand, daß jene Pilze und Algen eines für sie durch Krankheit gleichsam vorbereiteten Bodens bedürfen, führt eine große Schwierigkeit für die eben erwähnte Annahme herbei. Denn die Malaria-Krankheiten, die Sumpffieber, befallen die kräftigsten Menschen, die sich bis dahin vollkommen gesund fühlten, eben sowohl als die Schwächlinge, wenn auch letztere mit einiger Vorliebe. Andererseits weiß man indessen, daß die Eier von Fischen und Reptilien durch jene Sporen innerhalb zwei bis drei Tagen getödtet werden können; der künstlichen Fischzucht sind sie dadurch schon bisweilen verderblich geworden. Anders verhält es sich mit den Producten thierischer Zersetzungs- oder Gährungs-Prozesse. Das oft mit unglaublicher Schnelle wirkende Viperngift, das Gift des wuthkranken Hundes u. s. w. mögen hier unerwähnt bleiben; man könnte ihnen ebenso schnell wirkende vegetabilische Gifte, das Nicotin, das ätherische Oel der bittern Mandeln u. s. w. gegenüber stellen. Viel sicherer verderblich für den Menschen als die Effluvien abgestorbener Pflanzentheile, erweisen sich jedenfalls die Gährungsstoffe thierischer Flüssigkeiten, oder ihre in Dunstform der Atmosphäre mitgetheilten Producte, worauf auch schon oben (S. 88) hingedeutet wurde. Die Pockenimpfung gelingt z. B. am gewissesten, wenn ein Minimum des Impfstoffes so vorsichtig unter die Oberhaut eingebracht wird, daß kein Blutstropfen hervordringt.

Die Berührung von Leichnamen an gewissen Krankheiten Verstorbener ist für die Lebenden in hohem Grade gefährlich. Die hohe Gefahr, welche aus dem Angreifen eines am Milzbrande erkrankten Rindviehes für die Menschen erwächst, hat in den letzten Jahrzehnden die Aufmerksamkeit mit Recht mehr auf sich gezogen. Nach allen diesen und noch ähnlichen Umständen, die sämmtlich aufzuzählen hier der Ort nicht sein würde, muß ich mich für berechtigt halten, anzunehmen, daß die thierischen Verwesungsproducte, welche aus den Sümpfen und Morästen aufsteigen, wenn diesen durch ihre Hinneigung zur Ausgleichung der Temperatur mit der der wärmern Atmosphäre feuchte Dünste entlockt werden, ungleich verderblicher als pflanzliche Stoffe ähnlicher Art auf die Lungen und das Blut der sie Einathmenden wirken. Es sind hierbei weniger die Thiere höherer Ordnungen, als vielmehr die Milliarden von Infusorien in Betracht zu ziehen, die jedes stehende Wasser beleben.

Schon Aristoteles kannte die thierische Natur der rothen Flecke auf dem Schnee. Terentius Varro*) behauptet dann, daß in Sumpfgegenden, wenn diese austrocknen, kleine Thiere entstehen, die man mit bloßen Augen nicht sehen kann, welche dann aber mittelst der Luft durch Mund und Nase in das Innere des Körpers gelangen und hier schwere Krankheiten erzeugen. Welche bedeutende Wichtigkeit für das Gesundheitswohl er diesem Umstande beimißt, ergibt sich daraus, daß er den sehr zweckmäßigen Rath ertheilt, in ungesunden Gegenden die Wohnungen an hochgelegenen Orten zu erbauen; denn an diesen würden nicht nur die Dünste durch freiere Luftströmung leichter vertrieben, sondern die in ihnen etwa vorhandenen Thierchen würden auch durch die den ganzen Tag hindurch eindringenden Sonnenstrahlen ausgetrocknet und getödtet.**)

In ähnlicher Weise drückt sich hierüber auch Columella***) aus, obgleich weniger bestimmt und deutlich.

---

*) De re rustica. Lib. I. Cap. XII. 2. „Crescunt animalia quaedam minuta, quae non possunt oculis consequi, et per aëra intus in corpus per os ac nares penetrant atque efficiunt difficiles morbos.“

**) „Bestiolae, si quae prope nascuntur et inferuntur, aut efflantur, aut aritudine cito pereunt.“

***) De re rustica. Lib. I. Cap. V. 6.

Von Varro*) wird außerdem noch gerühmt, daß, als die römische Flotte mit einem Heere bei Corzyra lag, und dort alle Häuser mit Kranken und Leichen gefüllt waren, er seine Gefährten und Kranken dadurch rettete, daß er die Fenster verschließen ließ, durch welche die pestilenziellen Dünste eindrangen, die Thüren versetzte, der erfrischenden nördlichen Luftströmung durch Anlagen von neuen Fenstern den Eingang öffnete und in ähnlicher Weise fortfuhr, energisch einzuwirken. Vor beiden letztern hatte jedoch Empedocles von Akragant, nach der Mittheilung des Diogenes Laertius, einen Scirocco-Wind, der bösartige Krankheiten herbeiführte, mittelst einer Wand aufgefangen und von dem Orte abgehalten, welche eine Spalte zwischen zwei Bergen verschloß, durch die der schädliche Wind vordrang. Seine dankbaren Mitbürger nannten ihn deshalb den „Windebändiger." — Derselbe Empedokles brachte eine ansteckende Krankheit, die das Selinuntische Gebiet verwüstete, dadurch zum Erlöschen, daß er einen Fluß durch einen Sumpf leitete, dessen stehendes und schlammiges Wasser die ununterbrochene Quelle frischer Ansteckung war. In umgekehrter Weise hat in neuerer Zeit Joseph Barreiro, ein spanischer Gouverneur von Acapulco dieser Stadt dadurch genützt, daß er Berge durchschneiden ließ, um dem erfrischenden Seewinde Eingang zu schaffen. Auch diese interessante Notiz haben wir dem trefflichen Alex. von Humboldt**) zu danken. In höchst belehrender Weise verbreitet er sich über die Ursachen der notorischen Insalubrität von Acapulco. Die olivenfarbigen, dichten Dünste eines nahen Sumpfes, der im Sommer austrocknet, verbinden sich hier mit der nachtheiligen Lage der Häuser, welche sich an einen Halbkreis von Felswänden anlehnen, der den Hafen einschließt und zugleich ein Stagniren der heißen Luft bedingt, deren Temperatur (während des Sommers am Tage zwischen + 30° bis 36° Centigr.) durch das Zurückstrahlen der Sonne von den Felsen schwerer erträglich gemacht wird.

Von den ältesten Zeiten her sind die durch Vorurtheile noch nicht geblendeten Naturkinder immer dahin gelangt, ihren Aufent-

---

*) l. c. Lib. I. Cap. IV. 5.

**) v. Humboldt et Bonpland, Voyage en Amérique etc. III. part. pag. 750—788.

haltsort, wenn er in der Nähe der Sümpfe angebracht werden mußte, hoch über die ausdünstende Oberfläche zu legen. Namentlich gilt dies für das der nächtlichen Ruhe bestimmte Lager, weil sie, durch böse Erfahrungen gewitzigt, wußten, daß ihnen die schädlichen Dünste zwischen Sonnenunter- und Aufgang am feindlichsten sind. So fand ich schon im Jahre 1818, als ich die pontinischen Sümpfe zum ersten Male besuchte, eine ansehnliche Zahl von solchen ärmlichen Lagerstätten, die auf kegelförmig zusammengestellten hölzernen Stangen ruhten; sie dienten den Büffeltreibern zur Ruhestätte. Einige Monate später wurde ich Aehnliches weniger ausgedehnt bei Paestum gewahr. E. G. Squire*) sagt von den „Sambos" auf der Moskitoküste in Central-Amerika: „Man schläft auf sogenannten Crickeries; diese bestehen aus Pfählen, die 4′ bis 5′ über den Boden hervorragen und über welche man gespaltene Bambusstäbe legt." So erbauen auch in der Banater Militärgränze die an der Donau aufgestellten Posten der österreichischen Gränzer auf Pfählen eine Hütte, sogenannte Tschardake, gewiß nicht blos um den Ueberschwemmungen auszuweichen, wie Hr. v. Demidoff**) glaubt, sondern auch um die Sumpfausdünstungen zu meiden, die ihnen erfahrungsmäßig das kalte Fieber zuziehen. — Die höchste Position der Art habe ich auf dem walachischen Ufer in der unmittelbaren Nähe des Landungsplatzes bei Giurgewo gefunden. Sie liegt auf einem erhabenen Punkte des Terrains unfern des Stromes; auf 12′—14′ hohen hölzernen Balken ruht die Baracke des Militärpostens. Hier mag die Uebersicht der ganzen Umgegend sammt dem Strome mit Bezug auf die nahe Festung einigen Theil haben an der Höhe des Baues; aber in zahlreichen Vertiefungen des Bodens in der Umgegend fand ich noch Ueberbleibsel von den Ueberschwemmungen, die der Eisgang im Frühling herbeigeführt hatte, und sicherlich waren auch die hierdurch entstehenden Ausdünstungen bei der Anlage maaßgebend gewesen.

Seitdem Moufet***) der kleinsten Thierwelt die Aufmerk-

*) Die Staaten von Central-Amerika. Deutsch von Karl André. Leipzig, 1856. S. 145.

**) a. a. O. s. Seite 54.

***) Insectorum sive minimorum animalium Theatrum. Londini, 1634. Fol. cum figuris.

samkeit wieder zugewendet hatte, ist jene Ansicht von ihrer Einwirkung mehrfach vertheidigt, mitunter aber auch verdreht und in's Lächerliche hinübergezogen worden, denn sie ermangelte des zuverlässigen exacten Beweises. Nachdem jedoch Alex. v. Humboldt*) diese Angelegenheit dem wissenschaftlichen Publikum in seiner meisterhaften Darstellungsweise zugänglich gemacht hat, läßt sie sich bereits als allgemeiner bekannt annehmen und ist zugleich in das Gebiet der ernsten wissenschaftlichen Forschung übergegangen. Die folgenreichen Entdeckungen Hrn. Ehrenberg's haben zuerst die Möglichkeit jenes exacten Beweises eingeleitet. Meilenweit ausgedehnte Lager von Ueberresten zahlreicher Arten mikroskopischer Thiere und Pflanzen der niedrigsten Ordnungen haben sich in Folge seiner Untersuchungen in einer Mächtigkeit, die von einer dünnen Schicht bis zu 45′ variirt, schon an vielen Orten der Erde vorgefunden. Der Boden, auf welchem Berlin erbaut ist, zeigt sie z. B. schon in geringer Tiefe, und hier soll ihre Mächtigkeit sich sogar bis zu 120′ steigern.**) Die Frage, ob diese Zeugen einer frühern Schöpfungsperiode staubförmig in die Luft erhoben und mit Feuchtigkeit gesättigt, noch heute ihre animalische Natur zu entwickeln, — ob sie in dieser Form auf andere thierische Wesen oder auf Menschen Einfluß auszuüben vermöchten, scheint zwar auf den ersten Blick fast ungereimt; dennoch läßt sich die Möglichkeit hiervon jetzt nicht mehr geradezu abweisen, seitdem man weiß, daß eingetrocknete Infusorien durch Feuchtigkeit und Wärme wieder zu lebendiger Thätigkeit erweckt werden können. Doyère***) sah sie wieder aufleben, nachdem sie 28 Tage lang in luftleerem Raume ausgetrocknet, ebenso nachdem sie einer bis zu + 120° Cels. erhitzten Atmosphäre ausgesetzt worden waren. In einem Sumpfe von geringem Umfange, der sich in der Nähe des Dorfes Dottendorf bei Bonn vorfindet, erscheint bisweilen der durch seine elegante Form und die eigenthümlichen Athmungsbewegungen interessante Branchipus paludosus, den Hr. Professor

---

*) Kosmos, I., S. 237 u. f.

**) Karl Müller, Buch der Pflanzenwelt. Leipzig, 1857. Seite 32.

***) Memoire sur les Tardigrades et sur leurs proprieté de revenir à la vie. 1842. pag. 119 u. f.

Budge*) näher beschrieben hat. In heißen Sommern trocknet der kleine Sumpf stets aus, und das Thier kann dann nicht zu seiner Entwicklung gelangen; man sucht es deshalb Jahre lang vergebens. Durch einen feuchtern und kühlern Sommer begünstigt erhält der Sumpf dauernd seine dünne Wasserschicht, und dann findet man in ihm das hoch über den Infusorien stehende elegante Thier. Da man es nun in allen ähnlichen Niederungen der Nachbarschaft noch nirgend vorfand, so bleibt nur übrig, anzunehmen, daß die Eier des Branchipus Jahre lang liegen bleiben, und günstiger Außenverhältnisse harren können, unter welchen sie endlich zum Leben erwachen. Milliarden von Infusorien können, durch eine scharfe Luftströmung aus ihrer feuchten Lagerstätte fortgerissen, unzweifelhaft in den Athmungsapparat und in den Verdauungskanal der Menschen und Thiere gelangen, doch ist es zweifelhaft, ob sich die feste Hülle oder Cyste, mit welcher sie unter solchen Umständen umgeben, von dem hier vorhandenen Schleime aufgelöst werden könne. Nachdem Hrn. Ehrenberg's Annahme von Eierstöcken und Eiern der Infusorien durch die neuern Untersuchungen der Hrn. Claparède und Lachmann**) keine Bestätigung finden konnte, so bleibt die Schädlichkeit der eingedrungenen Infusorien um so mehr fraglich. Es kommt noch hinzu, daß die Infusorien, welche man in der Mund- und in andern Höhlen des menschlichen Körpers, sowie im Darmkanale verschiedener Thiere vorgefunden hat, stets verschiedene Species darstellten, so daß also ihre Lebensfähigkeit an bestimmte Geburts- und Aufenthalts-Stätten gefesselt zu sein scheint. Dessenungeachtet widerstrebt es den bisherigen Erfahrungen, anzunehmen, daß, wenn viele tausende dieser kleinsten thierischen Wesen in den menschlichen Organism eingedrungen sind, sie hier ohne alle Einwirkung bleiben sollten, — welche doch auch schwerlich anders, als eine nachtheilige, wird angesehen werden können. Feuchtigkeit und ein gewisser Grad von Wärme der Luft ist ihnen zu ihrer Erhebung, wie bemerkt, unentbehrlich, und Hr. Fergusson***), welcher an den trocknen Boden der Campagna

*) Verhandlungen des naturhistorischen Vereins der preuß. Rheinlande und Westphalens. III. Jahrgang. S. 86 u. f. Bonn, 1846.

**) Etudes sur les infusoires et les Rhizopodes. Genève, 1858.

***) Siehe Froriep, Notizen X., S. 57.

von Rom erinnert, die doch notorisch alljährlich böse Miasmen entwickelt, hat gewiß nicht erfahren, daß diese Campagna, wie oben schon berührt wurde, Tausende von stagnirenden Wasseranhäufungen unter der Oberfläche verbirgt. Auch in Ungarn bestätigt sich allenthalben, was Savi*) von der Entstehung der Miasmen in der Gegend von Volterra mittheilt: „Sie kommen nur nach Regengüssen und Ueberschwemmungen vor. So lange eine hinlängliche Wasserschicht die thierischen und pflanzlichen Körper des sumpfigen Bodens bedeckt und vor der direkten Berührung mit der Atmosphäre bewahrt, so lange entstehen keine böse Ausdünstungen. Sobald aber die Sonnenstrahlen schutzlos daliegende abgestorbene Körper jener Art treffen, beginnt ein Gährungsproceß, der der Erweckung neuen Lebens in hohem Grade günstig ist. Die Erzeugnisse dieses lebendigen Stoffwechsels sind es, die im Augenblicke rascher Naturveränderungen, z. B. während des Aufganges oder Niederganges der Sonne mit Wasserdämpfen zugleich der Luft zugeführt werden. Sie erzeugen sich auch in den morastigen Ebenen Ungarns alljährlich, so oft die Sonnenstrahlen beginnen, Verdampfung stagnirender Wasser hervorzurufen, ohne Zweifel in unaussprechlicher Zahl. — Zu welchen ungeheuren Entfernungen diese nur durch das Mikroskop deutlich zu erkennenden Körper bei starker Luftströmung fortgeführt werden können, hat der verdienstvolle C. G. Ehrenberg**) mittelst seiner Untersuchungen des Passatstaubes nachgewiesen. Diesen Staub hatte Hr. Charles Darwin auf dem Verdecke eines Schiffes gesammelt, welches, 380 Seemeilen vom Lande entfernt, sich in der Gegend der Capverde'schen Inseln auf dem hohen Meere befand. Unter dem Mikroskope ergab sich, daß ungefähr ein Sechstheil der gesammten Masse aus kieselschaligen Polygastricis und aus kieselerdigen bekannten Pflanzentheilen bestand. Von den ersteren zählt Hr. Ehrenberg 18 Formen auf, unter denen auffallender Weise auch solche, die man bisher nur in Südamerika vorfand, obgleich bei dem Sammeln des Staubes die Luftströmung aus dem nähern Afrika herüberwehte. Solche Formen, die man bisher in Afrika allein fand, zeigten sich hier nicht. Für uns aber ist es von be-

*) Froriep's Notizen. XXII., S. 10.

**) Passat-, Staub- und Blutregen u. s. w. Berlin, 1849. S. 1—3.

sonderer Wichtigkeit, daß Hr. Ehrenberg hierdurch den Beweis liefern zu können glaubt, wie jene mikroskopischen Geschöpfe aus einer ausgetrockneten Sumpfgegend durch eine starke Luftströmung oder durch Wirbelwind wahrscheinlich aus Südamerika, in eine höhere Region der Atmosphäre fortgerissen worden sein mußten, aus welcher sie nun in weiter Entfernung von ihrer Geburtsstätte niederfielen.

Der Scirocco-Staub, welcher mit einem Orkan am 17. October 1846 bei Lyon fiel, ergab Hrn. Ehrenberg bei dessen Untersuchung ganz ähnliche Resultate. Der Scirocco des südlichen Europa's, den man in Rom zwar nicht immer, aber doch sehr häufig die Atmosphäre röthlich-gelb färben sieht, scheint den organischen Staub regelmäßig über einen ansehnlichen Landstrich zu verbreiten. Wenn er vorherrscht, befinden sich dort alle etwas empfindlichen Menschen gedrückt, matt, hinfällig, zu Anstrengungen nicht geneigt („Plumbeus auster." — Hor.). Solche, die ihm häufig ausgesetzt sind, werden nicht selten mit einer krankhaften Nervenempfindlichkeit behaftet, die z. B. bei den römischen Damen so weit gehen kann, daß sie keinen Blumengeruch mehr ertragen. Ausländer, die diesen Zustand der Römer anfänglich bespötteln, verfallen ihm, bei längerem Aufenthalte, selbst. Mir ist es höchst wahrscheinlich, daß die eingeathmeten organischen Körperchen jener Art hierzu wesentlich beitragen. Jedenfalls ergiebt sich aus diesen Untersuchungen die Aufforderung, dem organischen Inhalt der stagnirenden Wasser eine gründlichere Aufmerksamkeit zuzuwenden, als dies bisher geschehen. Virey*) ist hierin schon 1825 mit aufmunterndem Beispiele vorangegangen. Er fand in stagnirendem Wasser mit Hülfe des Mikroskops eine Reihe von Infusorien, denen er die Schädlichkeit der Ausdünstungen des Teichwassers zum Theil zuschreibt. Unter den neueren Forschungen der Art verdienen die von Hrn. Th. Clemens**) veröffentlichten besondere Aufmerksamkeit. Er bewahrte in verschiedenen, großen, offenen Gläsern Sumpfwasser, und in demselben Pflanzen und Thiere verschiedener Art auf, welchen die Sümpfe zum Aufenthaltsorte zu dienen pflegen. Es ergab sich zuvörderst,

---

*) Journal complément. du dictionn. des sciences médical. Vol. XIV Janv. 1825. pag. 201.

**) Archiv für die physiol. Heilkunde. Bd. XII. Heft 2.

daß, wenn die Gefäße in dunkle Orte gestellt wurden, die Sauerstoffexhalation aufhörte, sich eine auffallende Luftverderbniß bemerklich machte, die Thiere kränkelten und abmagerten. Letztere erholten sich aber schnell, sobald sie wieder an die Sonne gebracht wurden. Eine Spur von Ozon, die sich in der atmosphärischen Luft über denselben immer noch erhalten hatte, verschwand sogleich, als man einige getödtete Tritonen in das Wasser warf. Bald fanden sich an den Leichnamen Vorticellen ein, die auch auf die lebenden Thiere übergingen. Grüne Bacillarien, Navicula-Arten und mehrere andere Infusorien fanden sich in dem Sumpfwasser stets. Besonders wichtig für den praktischen Zweck erscheint aber ein Versuch, den Hr. Clemens hinsichtlich der Einwirkung von brandigen Haferähren auf die Bewohner des Sumpfwassers anstellte. Die Thiere, welche noch neben den Leichnamen der Tritonen gelebt hatten, starben innerhalb 1—3 Stunden, nachdem jene mit dem Brande behaftete Aehren hinzugeworfen worden waren. Die Veranlassung zu diesem raschen Hinsterben ergab sich durch die schnelle Erzeugung vieler Millionen von Infusorien, die mit den Keimen der Sporen aus dem Brande jener Aehren zugleich begann. In dem Blute der gestorbenen Thiere, besonders der Tritonen, fanden sich zahlreiche Vibrionen, Pilzsporen und Paramecien vor. Diese letzteren Ergebnisse verdienen in hohem Grade, an dem Blute höher organisirter Thiere constatirt zu werden, die miasmatischen Krankheiten unterlegen waren.

Die erwähnten Dünste sieht man am deutlichsten in Form eines bläulichen Nebels sich über Sumpfboden erheben, sobald die Sonne sinkt. In der Tropenzone steigen diese Nebel rascher und dichter aus dem Boden auf; aber auch in der gemäßigten Zone erscheinen sie um dieselbe Tageszeit allenthalben deutlich genug, wo geeignete Schichten des Bodens sie begünstigen. Hr. Mühry*) hat aus seinen Untersuchungen gefolgert, daß das Miasma der Sumpffieber auf der nördlichen Hemisphäre vom Aequator an bis zu den Breite-Graden vorkommt, wo die Isotherme von + 3 ° R. verläuft. In der Polarzone fehlen jene Fieber gänzlich. Offenbar ist es der Macht der wirksamen Sonne zuzuschreiben, daß die Tem-

*) Die geographischen Verhältnisse der Krankheiten. 1. Th. Leipzig und Heidelberg, 1856. S. 126.

peratur des kühlen feuchten Bodens sich mit der der durchwärmten Atmosphäre besonders in dem Augenblicke ins Gleichgewicht zu setzen strebt, wo die sinkende Sonne aufhört, ihren directen Einfluß auf die Luft zu üben. Nächst dieser Tageszeit ist dann die gefährlichste die, welche dem Sonnenaufgange kurz vorangeht, wo ebenfalls wieder eine rasche Temperatur-Veränderung der Atmosphäre vor sich geht. Außerdem ist es der Mangel der wohlthätig belebenden Einwirkung der Sonne, welcher das Einathmen der Nachtluft unter freiem Himmel, besonders in warmen Ländern, stets bedenklich macht. Das Sonnenlicht fördert bekanntlich den Stoffwechsel im gesammten Pflanzenreiche, mit ihm hauchen die Blätter, die Lungen der Pflanzen, Sauerstoff aus und saugen Kohlenstoff ein.

In der Campagna von Rom habe ich nach heißen Tagen ganz deutlich im Augenblicke des Sonnenunterganges einen graublauen Nebel dem Boden entsteigen sehen, welcher sich zu einer Höhe von 3′—4′ erheben kann. Die durch Erfahrung belehrten Einwohner fürchten ihn mit Recht; erst eine Stunde nach Sonnenuntergang (un ora di notte) geht man in der Regel hinaus, um die angenehme Kühle des Abends im Freien zu genießen. Die sorgfältigen Römer schließen um jene Zeit sogar ihre Fenster. Die Monate August und September begünstigen dort das Entstehen von intensiven Wechselfiebern am meisten; viel weniger ist dies im Anfange des Frühlings der Fall. — In den ersten Tagen des August's 1818 machte ich mit einer Gesellschaft von kräftigen jungen Männern einen Ausflug von Rom nach Frascati; Hr. Geh. Med. Rath Jüngken in Berlin gehörte dieser Gesellschaft gleichfalls an. Um bei der beabsichtigten Fußwanderung, die von Frascati ausgehen sollte, durch die brennende Sonne nicht zu sehr belästigt zu werden, fuhren wir bereits um 2 Uhr Morgens vom spanischen Platz ab und suchten die ziemlich öde Campagna rasch zu durchschneiden. Im Augenblicke des Hervorbrechens der ersten Sonnenstrahlen entstieg dem Boden ein feuchter, übelriechender Dunst, dessen Geruch ich am passendsten glaube mit dem vergleichen zu dürfen, welchen man wahrnimmt, wenn man an feuchtwarmen Herbsttagen über ein Kohlbeet hinschreitet, auf dessen Boden zahlreiche Blätter in Fäulniß übergehen. Ich erinnerte mich dabei des im Anfange des 18. Jahrhunderts im Wadham-College zu Oxford ausgebrochenen bösartigen Fiebers, welches sich auf die

Mitglieder jenes College allein beschränkte. Bei näherer Nachforschung entdeckte man einen Haufen faulender Kohlköpfe in der unmittelbaren Nähe des Gebäudes, nach dessen Wegräumung das Fieber sofort erlosch. Savi*) behauptet, daß der Geruch in den Maremmen von Toscana derselbe sei, wie der der verwesenden Chara oder Putera; diese sei also wahrscheinlich eine Quelle des Miasma. — Am dritten Tage nach jener Excursion wurde ich von einem Tertianfieber befallen, dessen erster Anfall sogleich 24 Stunden dauerte. Ihm folgte eine nur 12 Stunden währende freie Zeit, und obgleich diese zweckmäßigst zur Medication benutzt wurde, so gelang doch eine gründliche Befreiung vom Fieber und seinen Rückfällen nicht eher, als bis ich den römischen Boden verließ und das höher und trocken gelegene Albano bezog. Hier erfolgte die Genesung ohne Arznei. Meine Reisegefährten blieben damals frei vom Fieber. Wahrscheinlich ergriff es mich vorzugsweise, weil ich 8 Jahre früher in der Heimath bereits an einem hartnäckigen Wechselfieber gelitten hatte, also eine Disposition zu Rückfällen wohl noch in mir trug. Der um unsern Gegenstand viel verdiente Steifensand**) hatte vollkommen Recht, wenn er behauptete, daß ein Recidiv des Fiebers krankmachenden Ursachen lange nachher schnell und sogar plötzlich folgen könne. Es waltet bei mir kein Zweifel ob, daß jene Bodenausdünstung die Schuld meines Erkrankens in sich trug. Die Campagna von Rom ist um jene Jahreszeit zwar scheinbar trocken, aber zahllose Ruinen von ehemaligen Gebäuden, Bädern, Wasserleitungen, Substructionen, ziehen sich allenthalben unter der Oberfläche weithin und gewähren den einsinkenden atmosphärischen Niederschlägen an vielen Orten Raum zu unterirdischen stagnirenden Pfützen, welche seit 14 Jahrhunderten dort das fruchtbare Land verpesten, nachdem die verwüstenden Barbaren die ehemalige Cultur desselben unter die Füße getreten haben. Außerdem mag die schnelle und zu Rom unangenehm auffallende Abkühlung der Atmosphäre, welche vor dem Aufgange der Sonne

---

*) Ricerche fisiche e chimiche sulla Chara o Putera, onde conoscere, se questa pianta possa aver parte nell' origine della cattiv'aria. Pisa, 1831.

**) Das Malaria-Siechthum in den niederrheinischen Landen. Crefeld, 1848, S. 168.

und während desselben allenthalben eintritt, in wärmeren Klimaten jedoch frappanter wird, den Nachtheil vermehrt haben. Dieser Temperaturunterschied ist nicht blos von der geographischen Länge und Breite eines Ortes, sondern auch von mancherlei Lokalverhältnissen abhängig. Nach Alex. v. Humboldt sinkt das Thermometer in den Ländern Amerika's, welche zwischen den Wendekreisen liegen, z. B. Cumana, an manchen Orten gegen Sonnenaufgang nur um 1° bis 2°; dagegen fällt es zu Acapulco von 28° bis 29° am Tage und 26° bei der Nacht, während des Wechsels der Nacht mit dem frühen Morgen bis auf 17° oder 18° Centigr. herab. Man sieht leicht, daß die durch anhaltende höhere Temperatur verweichlichte Haut durch einen so plötzlichen Wechsel in ihrer wichtigen Funktion um so empfindlicher gestört werden muß. Aus einer solchen Störung entspringt die Gefahr des nächtlichen Reisens, noch mehr die des Schlafens unter freiem Himmel in warmen Klimaten. Die Ungarn sind sich dieser Gefahr mehr bewußt, als viele andere Völker.

Im südlichen Sicilien, auf dem Wege von Sta. Catarina nach Caltanisetta, fand ich Ende August's 1843, nachdem seit 3 Monaten kein Regen gefallen war, den Thonmergel-Boden durch die brennenden Sonnenstrahlen bei + 28° R. im Schatten an mehreren Orten mit 3′—4′ tiefen und ziemlich breiten Rissen durchfurcht. Die ersten Regengüsse füllen diese später mit Wasser, welches durch den Thon verhindert wird, einzusinken. Es stagnirt also, wird verdunstet, und es entstehen Wechselfieber. So treten in warmen Klimaten gewöhnlich unmittelbar nach dem Ende der Regenzeit überhaupt leicht Wechselfieber auf. Dasselbe ist, freilich in geringerem Grade, auch in der gemäßigten Zone hier und da der Fall, wenn der erste warme Frühlingsregen gefallen ist. Bei seiner Verdampfung durch die Sonne entsteigen dem Boden Dünste, welche staubartig feine Erdtheile, mit diesen zugleich aber auch ohne Zweifel mikroskopisch kleine organische Körper enthalten. Wir begrüßen diesen Erdgeruch gleichsam als einen willkommenen Begleiter des nun hervortretenden Frühlings gewöhnlich mit Freuden, und lassen uns diese Freude nicht durch den Gedanken stören, daß solche Bodenausdünstungen leicht die Frühlings-Wechselfieber im Gefolge haben können, die in manchen Jahren bestimmte Gegenden hart belästigen. Link beobachtete in Athen ein solches dem Regen

sogleich folgendes Wechselfieber. — Fergusson erzählt, daß die Provinzen Alentejo und Algarve in Portugal, so wie Südcarolina in Amerika, trocknen Boden und dennoch Wechselfieber haben; die obige Erklärung wird auch gewiß hierbei passen.

Die Fruchtbarkeit der ungarischen Ebenen ist zum Theil davon abhängig, daß ihre zahlreichen und ansehnlichen Flüsse an die benachbarten Landstrecken Grundwasser abgeben, welches nach den oberen Bodenschichten hin angezogen wird, sobald diese durch die Sonnenhitze eine höhere Temperatur erlangt und ausgetrocknet worden sind. Hierbei ist denn auch, bei fortwährendem Einsinken des Flußwassers der Druck von unten, die Vis a tergo, in Anschlag zu bringen. Das treffliche Gedeihen der Vegetation an solchen Orten, welches in der Nachbarschaft der mächtigen Ströme Südamerika's einen wunderbar hohen Grad erreicht, geht aber auch Hand in Hand mit einer ununterbrochenen Verdampfung der nie fehlenden Bodenfeuchtigkeit, deren Nachtheile für den Menschen und die höher organisirten Thiere nicht ausbleiben kann.

Die sogenannte Colique végétale der französischen Marine-Aerzte, welche den Schiffsmannschaften in so hohem Grade gefährlich wird, scheint aus dem Zusammentreffen des eben besprochenen Nachtheils des plötzlichen Temperaturwechsels mit dem Einathmen der nicht selten von Miasmen erfüllten Atmosphäre der Schiffsräume, vielleicht auch mit dem Trinken eines unreinen Wassers hervorzugehen.

Man weiß, daß einzelne Stellen des alten Rom's bereits früher wegen ihrer Ungesundheit übelberüchtigt waren, namentlich die Gegend des heutigen Vatican's; in diese legte man deshalb das Standquartier der germanischen Legion. Es ist erwähnenswerth, daß sich das Vorurtheil, der Körper eines Deutschen sei nahezu unzerstörbar durch krankmachende Potenzen, bis auf den heutigen Tag bei den Römern erhalten hat. Wenn während des hohen Sommers ein Mensch auf der von der brennenden Mittagssonne beleuchteten Seite einer Straße einhergeht, so sagt man von ihm „è Tedesco o pazzo“. Der Römer scheut nämlich weite Umwege nicht, um stets auf der Schattenseite der Straße bleiben zu können, und thut wohl daran. Von diesem Grundsatze entfernt er sich selbst im Winter nicht. Die Jesuiten haben sogar einen Plan von Rom abdrucken lassen, der, unter der Ueberschrift: „Roma

adumbrata", nachweist, wie man die Stadt nach allen Richtungen durchwandern könne, ohne von der Sonne belästigt zu werden. — Hr. Bellanger*) versichert, daß die Moldo-Walachen in ähnlicher Weise von einem Menschen, der im Sommer zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags in der Sonne umherwandert, sagen: „Es ist entweder ein Hund oder ein Franke!" Es ist bedauerlich, daß man den englischen Truppen, welche in den Gangesthälern so oft vom Sonnenstich befallen werden, nicht eine „India adumbrata" hat mitgeben können. Nachdem aber Rom der schützenden Umgebungen einer reichen Vegetation, der Tochter einer blühenden Cultur, beraubt, der der Atmosphäre unentbehrliche rasche Stoffwechsel also in hohem Grade vermindert worden ist, hat die Insalubrität der Campagna von Rom in eben so hohem Verhältnisse zugenommen. Dennoch weiß man dort von Alters her sehr wohl, daß der umfassendste Beitrag zu dieser Summe von Nachtheilen von den Ausdünstungen der ziemlich fern liegenden pontinischen Sümpfe ausgeht, welche der Scirocco der Stadt zuführt, Lancisi,**) der erste Römer, der diesen wichtigen Gegenstand mit wissenschaftlichem Ernste behandelt hat, vertheidigt zwar die ursprüngliche Reinheit der römischen Luft eifrigst, räumt aber ein, daß sie, über Sümpfe hinstreichend, aus diesen nachtheilige Stoffe aufnehme und der Stadt zuführe: „Hoc quidem non vi nativae indolis Austri, Africique venti, sed particulari malignoque fermento, hac in terrae plaga invento, tribuendum esse censuerim, cui tantum modo exaltando, atque urgendo, non autem producendo Auster par esse potest." Lancisi kannte freilich weder Gährungspilze und Algen noch Infusorien, aber mit glücklichem Griffe schuldigte er die den Sümpfen entsteigenden Gährungsstoffe an. Zu seiner Zeit gab es noch einen bedeutenden Pinienwald, südlich von Rom bei Velletri, der die Sumpfausdünstungen wenigstens zum Theil aufzufangen vermochte. Papst Benedict XIV. ließ diesen Wald weghauen. Schon in den nächsten Jahren herrschten verderbliche Fieber in viel weiterem Umfange und zwar auch an

*) Le Kéroutza, voyage en Moldo-Valachie. Tom. I, pag. 83.

**) De nativis, deque adventitiis Romani Coeli qualitatibus. Romae, 1711. pag. 163.

solchen Orten, die sonst von ihnen nicht erreicht worden waren. Aber auch schon Gregor XIII. soll ähnliche Mißgriffe begangen haben, und Sixtus V. ging sogar so weit, im Norden von Rom Wälder blos darum niederhauen zu lassen, damit sie nicht den Räubern zu Schlupfwinkeln dienen möchten. Armes Rom! — Außer dem durch die Bäume beschafften mechanischen Schutz haben schon Priestley's Versuche keinen Zweifel darüber gelassen, daß eine grüne Vegetation an und für sich die Verbesserung verdorbener Luft bewirkt. Daß es so sei, wußten aber auch die Vorfahren der heutigen Römer, durch Erfahrung belehrt, bereits vor Christi Geburt sehr wohl. Terentius Varro*) sagt, indem er die Wohlthaten des Klima's von Italien aufzählt: „Nam arboribus consita Italia est, ut tota pomarium videatur?“ J. Frank fand, daß die Wechselfieber seit 1807 zu Wilna häufiger wurden, als man die Bäume weggehauen hatte, die die Stadt sonst schützten. Aehnliches versichert B. Rush; in Pensylvanien sei das Wechselfieber durch Niederhauen von Wäldern und Strauchwerk, welche die Moräste umgeben, häufiger geworden. — Cossan sagt ganz dasselbe von den Antillen.

In der baumleeren großen Ebene Ungarns haben barbarische Völker früherer Jahrhunderte die Baum-Vegetation gleichfalls vertilgt, und der heutige ungarische Bauer bietet seine Augen lieber dem unausgesetzten Sonnenbrande dar, als daß er einen schützenden Baum pflanzen sollte. Hier mag die Unwissenheit eine schwache Entschuldigung erlauben. Wie möchte man es jedoch ausreichend beschönigen können, wenn unter einer erleuchteten und wohlwollenden Regierung in der Rheinprovinz auf den Antrag einiger gewinndurstiger Theilhaber jüngst einer der wenigen übriggebliebenen Wälder an den Meistbietenden verkauft werden durfte? Waren doch kurz zuvor in der Kammer von den Abgeordneten des Landes die Nachtheile weitläuftig debattirt worden, die für das nahe Eifelgebirge durch dessen Entwaldung hervorgegangen sind, ja sogar Subsidien von den Bewohnern der übrigen Provinzen des Staates gefordert worden, um solche Frevel gegen die wohlthätigen Gesetze der Natur durch höchst kostspielige neue Anpflanzungen wieder auszu-

*) l. c. Lib. XX. I. Cap. II. 6.

gleichen. Die wohlthuendste Antwort auf diese Frage hat der hochherzige Herzog Prosper von Ahremberg ertheilt, indem er einen wichtigen Theil jenes Waldes durch Ankauf dem Verderben entriß. Im Winter 1857—58 jammerte man darüber, daß die Schifffahrt auf dem Rhein durch Wassermangel stocke, erinnerte sich aber nicht, daß man diese Calamität zum Theil selbst verschuldet hat, indem man den atmosphärischen Niederschlag durch das Vertilgen der Wälder gewaltsam verminderte.

Aus dieser wohlgemeinten Schutzrede für die Bäume wolle man übrigens nicht folgern, daß sie auch dort aufrecht erhalten werden sollen, wo sie nur Sümpfen, Unken und Molchen zur Abwehr gegen die Strahlen der Sonne dienen können, oder wo sie die Wohnungen der Menschen im Uebermaße und zweckwidrig beschatten. Der Einfluß der Sonne auf die Atmosphäre ist so unentbehrlich für die Aufrechterhaltung des organischen Lebens in ihr, daß sogar nach Norden gelegene Krankenzimmer, von denen man etwa jeden Sonnenstrahl sorgfältig abwendet, die Genesung notorisch verzögern und erschweren. Selbst die meisten Augenkranken befinden sich in nach Osten oder Westen gelegenen Zimmern gewöhnlich besser, sofern man nur durch passend construirte Vorhänge das directe Einfallen der Sonnenstrahlen zu verhindern weiß.

Daß das Einathmen von Leichendünsten Nachtheil bringe, ist bereits ziemlich zur Anerkennung gekommen, so, daß das Begraben in den Kirchen dort allenthalben abgeschafft worden ist, wo dumpfe Vorurtheile nicht vielleicht noch das Regiment führen. Mystische, nebelhafte Vertheidigungen eines solchen Unfugs, wie sie von dem poetischen Chateaubriand noch versucht wurden, sehen sich vergeblich nach einem gläubigen Publikum um. Die Kirchenbegräbnisse abzuschaffen, mag wesentlich der Schrei des Entsetzens beigetragen haben, der 1779 von Paris ausging, als man dort die Thorheit begangen hatte, auf dem Kirchhofe des Innoçens eine 50 Fuß tiefe Grube geräumig genug anzulegen, um 1500 Leichname darin zusammenzuschichten. Die Folge davon war, daß die Verwesungsstoffe sich in der Erde weithin verbreiteten, die Einwohner einer benachbarten Straße fast ohne Ausnahme von bösartigen Fiebern ergriffen, ja sogar die vor den Kelleröffnungen ihrer Häuser flüchtig Vorübergehenden durch die aus jenen hervordringenden mephitischen Dünste angesteckt wurden. — Aehnlicher, wenn auch nicht so

weit ausgedehnter Nachtheil hatte sich 1773 zu Dijon ergeben, nachdem dortige Begräbnißstätten unvorsichtig geöffnet worden waren.*) — Als der Einfluß der französischen Regierung auf Rom gesunken war, hatte man sich hier bemüht, mehrere alte verrottete Gebräuche wieder zurückzuführen, von deren Geißel die Hauptstadt der Christenheit durch die Franzosen befreit worden war. Dazu gehörte vor Allem das Begraben in den Kirchen. Jede einzelne der dazu geeigneten Pfarrkirchen diente nun wieder nach einer bestimmten Reihenfolge hierzu drei Jahre lang. Nach dieser Zeit schüttete man Kalk in die mit pestilenzialischen Verwesungsstoffen überfüllte Grube und vermauerte dann die Oeffnung. Im Sommer 1818 benutzte man die Kirche St. Andrea della valle hierzu. Als ich während des warmen September's jenes Jahres in diese Kirche eintrat, umfingen mich mephitische Dünste so, daß mir das Athmen beschwerlich wurde und ich eilig das Weite suchte. Man sagte mir, daß hier fromme Betende nicht selten ohnmächtig und bewußtlos in die freie Luft getragen werden müßten. Hartnäckige Wechselfieber herrschten damals unter der gedrängt wohnenden Bevölkerung der Umgebung der Kirche. Ich nahm später Gelegenheit, einem Kirchenbegräbnisse zuzuschauen. Man brachte den in einem aus möglichst dünnen Brettern zusammengeschlagenen Sarg liegenden Leichnam bis an den Rand der in einem Seitenschiffe der Kirche befindlichen runden Oeffnung. Hier wurde der Sarg auf ein schmales, acht Fuß langes Brett der Länge nach gestellt, mit dem vorderen Ende der Oeffnung zugewendet. Einige Geistliche verrichteten hier die religiösen Ceremonien und entfernten sich dann eilig. Das Geschäft der Todtengräber begann; sie hatten Mund- und Nasenöffnung mit einem Tuche fest verbunden. Man hob den schweren Deckstein der Oeffnung mittelst eines Hebels in die Höhe, zwei Männer ergriffen das hintere Ende des erwähnten Brettes, hoben es langsam in die Höhe, damit eine schiefe Ebene gebildet würde und ließen den Sarg in die Oeffnung gleiten. Mit gräßlichem Gepolter stürzte dieser in den scheußlichen Verwesungspfuhl. Ich glaubte das Zusammenbrechen seiner dünnen Bretter zu hören und die fürchterliche Umarmung gewahr zu werden, mit der der

*) Encyclopédie méthodique. Art. „Air“.

neue Ankömmling von seinen Vorgängern empfangen wurde. Die Armen des Sprengels, welche keinen Sarg bezahlen konnten, wurden in dem offenen Gemeindesarge bis an die Grube gebracht, um ohne Bretterhülle hinabgestürzt zu werden. So geschah es im Jahre des Heils 1818 zu Rom. In ähnlicher Weise wurde König Joachim Murat zu Pizzo in Calabrien mit anderen Leichnamen zugleich in eine solche Grube gestürzt, nachdem er dort füsilirt worden war. — Zu Rom darf man 1858 nur noch durch einen bleiernen Sarg eingeschlossen in einer Kirche begraben werden. Zahlreiche Erbbegräbnisse in Familienkapellen sind hierzu bestimmt. St. Peter besitzt bekanntlich das Vorrecht, die Leichname der Päpste sammt ihren Monumenten aufzunehmen. So ist es ja aber auch bei allen Fürstenhäusern Europas, ja selbst des Orients, Gebrauch. Der erwähnte bleierne Sarg bietet aber keineswegs ein genügendes Schutzmittel dar; er kann durch sich rapide entwickelnde Verwesungsgase gesprengt werden. Eine an den schwarzen Pocken verstorbene junge Dame wurde auf ähnliche Weise eingesargt, der Erde übergeben. Als man ihr einige Zeit darauf ein Denkmal setzen wollte, wurde der Sarg aufgegraben; man fand ihn geborsten und es entwickelte sich aus der Grube plötzlich ein so intensiver Verwesungsdunst, daß ein Arbeiter todt in die Grube stürzte, die andern aber schwer erkrankten.

In Neapel und auf Sicilien hat man an vielen Orten den verderblichen Gebrauch, die Leichname gewissen Klöstern (Congregationen) zu übergeben, welche weithin sich dehnende, unterirdische Todtenkeller (Campi santi) besitzen, die jedoch ziemlich nahe unter der Oberfläche liegen, um Licht und Luft durch kleine Oeffnungen von außen her zu empfangen. Der Leichnam wird hier methodisch zubereitet, indem man ihn, nachdem seine Eingeweide herausgenommen worden, in Kalk mazerirt, um ihn an der trocknen warmen Luft hernach förmlich zu mumificiren. Im August 1843 besuchte ich das Kapuzinerkloster zu Palermo, welches in der Vorstadt vor dem östlichen Landthore liegt. Sein Campo santo ist vielleicht das geräumigste unterirdische Todtenfeld der heutigen Zeit. Der Felsboden, auf welchem das Kloster ruht, ist im Laufe der Jahrhunderte durch eine große Menge von breiten Gängen ausgehöhlt worden, die sich meistens unter rechtem Winkel kreuzen und hoch genug sind, um aufrecht darin umhergehen zu können. Die Seiten-

wände derselben enthalten drei bis vier übereinanderliegende Reihen von wagerecht eingeschnittenen Nischen, ganz in der Art der römischen Columbarien. Jede solche Nische nimmt eine ausgestreckt liegende Mumie auf, die mit der Kleidung umhüllt ist, welche sie im Leben trug. Viele Familien geben ihren Verstorbenen alljährlich am Sterbetage ein neues Kleid. Der Contrast des irdischen Flitterstaates mit dem ernsten Bilde des Todes in dem dem Beschauer zugewendeten braunen eingetrockneten Gesichte macht einen widerlichen Eindruck. Indessen läßt sich der fromme Wahn, der eine Beruhigung darin sucht, von der sterblichen Hülle einer geliebten Person so viel zu erhalten und so lange zu bewahren als möglich, nicht geradezu verdammen. In diesem freilich ohnmächtigen Abwehrversuche gegen die uns allen bestimmte Verwesung liegt ein tiefmenschlicher Zug, dem man die Anerkennung nicht ganz versagen darf, die er bei den Aegyptern in ausgedehntestem Maße gefunden hat. Anders gestaltet sich jedoch diese Angelegenheit, sobald man sie von der medicinisch-polizeilichen Seite betrachtet, die stets das Vorrecht behalten sollte. Die Luft in jenen unterirdischen Räumen wirkte drückend und beengend auf die Athmungswerkzeuge, wenngleich kein eigentlicher Verwesungsgeruch wahrgenommen werden konnte, nur in einem Seitengange stand ein offener Sarg, in welchem ein eben angekommener Leichnam lag, der das Geruchsorgan stark beleidigte. Ich fand, daß ich der einzige lebende Wanderer in diesen Hallen der Abgeschiedenen war, nachdem mein Führer mich bald verlassen hatte. Auch dürfte einige Uebung im Anblicke solcher menschlichen Reliquien dazu gehören, um sich unter diesen Tausenden „von stillgewordenen" Angehörigen abgelaufener Zeitperioden mit Ruhe zu bewegen und den beobachtenden Blick anhaltend auf sie zu heften. Für die schwachen Nerven unserer heutigen Modewelt möchte ein solcher contemplativer Spaziergang wenigstens nicht zuträglich sein. Es läßt sich nicht läugnen, daß die Mumificirungsmethode dieser Mönche insofern einen Vorzug vor der altägyptischen hat, daß sie die Körper nicht sämmtlich in Mohren umwandelt. Die Aegypter nämlich spritzten höchst wahrscheinlich die Adern ihrer Leichname mit rohem Holzessig aus. Indem dies von den Mönchen unterlassen wird, behält das eingetrocknete Gesicht immer noch eine deutlichere Aehnlichkeit mit den Zügen, wie sie sich im Leben darstellten. — Im Begriffe, das

Kloster zu verlassen, fand ich die Mönche beschäftigt, einen ihrer Mitbrüder langsam im Schatten auf- und abzuführen. Auf meine Erkundigung theilte man mir mit, daß bei ihnen nicht selten plötzlich böse Zufälle entständen, die sich am besten unter freiem Himmel beschwichtigen ließen, in der engen Zelle aber leicht tödtlich würden. Ich konnte kaum zweifeln, daß diese Zufälle dem Einathmen der Verwesungsdünste zuzuschreiben sind.

Mit jener Einrichtung contrastirte denn auch die im Königreiche Neapel gesetzlich vorgeschriebene Absonderung der Begräbnißstätten von den Städten und Dörfern auffallend. Wenn ich den Kirchhof des Père Lachaise zu Paris, dann den Campo santo zu Pisa mit der Nekropolis von Neapel auf Poggio reale vergleiche, so muß ich dem ersteren den Vorzug hinsichtlich der großen Zahl berühmter Männer einräumen, deren Denksteine dem Wanderer die Geschichte des neuern Frankreichs ins Gedächtniß zurückrufen; dem zweiten gebührt er in Bezug auf den unbestrittenen Werth seiner Kunstwerke; die letzterwähnte Nekropole nenne ich aber wahrhaft unvergleichlich wegen ihrer kaum an einem andern Orte der Erde zu beschaffenden großartig imponirenden Lage über dem Golf, dem Vesuv und dem hohen Monte St. Angelo gegenüber; wegen ihrer kunstsinnig angelegten Colonaden und Gallerien, deren jede einzelne Abtheilung ein Erbbegräbniß unter der Erde und eine kleine Kapelle oberhalb derselben enthält, hinter deren Fenstern die etwa aufgestellten Denkmäler vor den Unbilden der Witterung geschützt sind; endlich wegen ihrer Gartenanlagen, denen die erfrischende Seeluft eben so wohlthätig, als sie zur Verjagung der Leichenmiasmen in diesem warmen Klima zugleich nützlich ist. In der That, wer es nicht liebt, sich von andern Sterblichen nach dem Tode noch stolz abzusondern, etwa wie Chateaubriand auf einsamem Felsen im Meere, der könnte sich versucht fühlen, bei dem Herannahen der letzten Stunde das alte Sprichwort wahr zu machen: „vedi Napoli e poi mori!“ Sicherlich würde ich, stände die Wahl frei, den langen Schlaf in jener Nekropole dem von christlichen Reisenden hochgerühmten Cypressenhaine der Türken bei Scutari vorziehen, dessen steriler Boden die Ruinen des unglücklichen Chalcedon birgt. Hier erinnert jeder säuselnde Luftzug durch die Wipfel der trauernden Cypressen an die letzten Seufzer der vielen Tausende, die in der Nähe von zwei um die damalige Weltherr-

schaft kämpfenden Schwägern, Constantin I. und Licinius, hingeopfert wurden. Hier auch war ja die Geburtsstätte des traurigen Schisma's der Arianer entstanden, welches bei Lebzeiten des ersten christlichen Kaisers die Christen schon zerfleischte und noch heute die armenische von den übrigen christlichen Kirchen getrennt erhält. Dort mag freilich ein Muhamedaner sanft ruhn!

Aus Deutschland sind die Kirchenbegräbnisse wohl bis auf einzelne seltene Ausnahmen verbannt; aber immer noch liegen die Wohnungen der Todten denen der Lebenden nicht selten nahe genug, um den Bewohnern der nächsten Gebäude Nachtheil bringen zu können. Man muß hierbei erwägen, daß an manchen Orten die Leichname sehr ungenügend eingescharrt werden, sodann, daß in jeder faulenden, thierischen Flüssigkeit und schon in jedem unreinen faulenden Geschwüre Myriaden von Vibrionen leben. Wenn man die Abbildung betrachtet, welche Hr. J. Vogel*) unter 410maliger Vergrößerung von diesen mikroskopisch kleinen Geschöpfen gegeben hat, so wird man begreifen, wie sie sich schon auf einem scheinbar kleinen Tummelplatze leicht massenhaft anhäufen können.

In vielen Gegenden Ungarns haben die Sumpfanwohner die Wichtigkeit jener bis hieher auseinandergesetzten Eigenschaften ihres morastigen Bodens praktisch erfahren und benutzt. — Daß der Genuß des Sumpfwassers den Menschen schädlich ist, wußte schon Hippokrates. Eben darum setzen auch die Ungarn der Ebene ihrem schlechten Trinkwasser Branntwein zu, wie schon angeführt worden. Den Zusatz verschiedener Arten Liqueure oder des frischen Zitronensaftes sah ich die öffentlichen Wasserverkäufer zuerst in Venedig, hernach auch an manchen andern, südlicher gelegenenen Orten zweckmäßig benutzen. Die Anwohner des gegen 8□Meilen Landes deckenden Sumpfes Hánsag, der zwischen ungarisch Altenburg, Wieselburg, Oedenburg bis gegen Raab hin sich erstreckt, stoßen ein langes, starkes Schilfrohr durch den Morast bis in den darunter liegenden festen Boden (wahrscheinlich in Tonlagen), und saugen das Wasser aus dieser Röhre, indem sie behaupten, daß das, auf solche Weise genossene, der Gesundheit keinen Schaden zufüge.

Weniger häufig sind die Beobachtungen, daß aus Kloaken

---

*) Icones histologicae. Leipzig, 1843. Tab. XI, Fig. 10.

fiebererzeugende Miasmen hervorgegangen sind; doch fehlt es daran nicht. Boudin*) erzählt z. B., daß im Juli 1834 auf einem aus Bona in Afrika kommenden Schiffe mitten auf dem Meere bei einem Theile der Passagiere ein bösartiges Fieber ausbrach, während die Schiffsmannschaft selbst gesund blieb. Jene hatten sich nämlich bei der eiligen Abfahrt mit Trinkwasser versehen, welches durch eine nahe liegende Kloake verunreinigt gewesen war; die Seeleute bedienten sich dagegen reinen Trinkwassers. Bekannter ist der im Theresianum zu Wien vorgekommene traurige Fall geworden, unter dessen Schülern durch Genuß eines auf dieselbe Weise verunreinigten Wassers gleichfalls ein lebensgefährliches Fieber entstand.**)

Somit wäre denn die Untersuchung über die Ursachen der Krankheiten, welche an den Ufern der Donau und ihrer Nebenflüsse so häufig verheerend aufgetreten sind, hier in einer ausführlicheren Weise geführt worden, als es von manchen Lesern in dem vorliegenden Werke erwartet worden sein dürfte. Die Veranlassung zu dieser dem Stoffe gegebenen Ausdehnung liegt in der Ueberzeugung, daß schon jedem einfachen Reisenden, doppelt und dreifach aber solchen Männern, die auf die Gesundheit und das Leben ihrer Mitmenschen Einfluß ausüben, namentlich höheren Offizieren von Landtruppen oder Schiffen, eine Kenntniß jener Verhältnisse unentbehrlich sei, wenn sie nicht aus Unkunde auf jedem Schritte gegen die Gesetze der Humanität verstoßen wollen. Es kommt hinzu, daß ähnliche Umstände sich in den Donaufürstenthümern, in der Dobrudscha, an den Ufern des schwarzen Meeres u. s. w. wiederholen, bei deren kurz zu fassenden Erwähnung dann nur auf diese Abtheilung zurückgewiesen werden wird. Freilich wird es in allen künftigen Zeiten nicht bloß von der wissenschaftlichen Erkenntniß jener Dinge, sondern von der praktischen Anwendung derselben auf jeden concreten Fall abhängig bleiben müssen, ob dadurch wahrhaft Nutzen geschafft werden soll. Diese technische Gewandtheit in der schnellen Benutzung der sich darbietenden Verhältnisse für das eigene und Anderer Wohl findet sich leider nicht häufig; sie will eingeübt, muß aber auch als eine wohlthätige Mitgift von Seiten der schaf-

---

*) Essai de Géographie médicale. Pag. 53.

**) Froriep's Notizen. III. 47.

fenden Natur auf die Lebensreise mitgegeben worden sein. Daß selbst die Aerzte die Natur der klimatischen und Bodenverhältnisse jener Gegenden erst nach vielfach vorangegangenem Unheil durch eigenen Schaden kennen lernen mußten, bedauert schon der vielerfahrene Dr. Chr. Witt*). Nach den trostlosen Erscheinungen, die der Krieg von 1854 und 1855 hat hervortreten lassen, sollte man fast daran verzweifeln, daß es jemals anders werden dürfte. Eine Zusammenstellung der Maßregeln, die meiner Erfahrung und Ueberzeugung nach, sich zur Abwendung solcher Calamitäten mit Nutzen in Anwenduug bringen lassen, wird am Schlusse dieses Bandes folgen.

---

*) Ueber die Eigenthümlichkeit des Klima's der Walachei und Moldau. Leipzig, 1844. Seite 18.

V.

Die vereinigten Donau-Fürstenthümer. — Zur Geschichte und Politik der Moldo-Walachen. — Handelsverkehr. — Militär. — Beobachtungen auf der Reise. — Der Boden, seine Cultur und Erzeugnisse. — Giurgewo. — Bukarescht. — Jassy. — Braila. — Galatz. — Klima. — Vorherrschende Krankheiten.

Die Moldau und die Walachei haben in der neueren Zeit die Aufmerksamkeit der Regierungen, sowie, die der täglich sich mehrenden Politiker Europa's in solchem Maße in Anspruch genommen, daß, wenn von „Donaufürstenthümern" die Rede ist, man nur sie darunter versteht, indem man das in ähnlicher Lage sich befindende Fürstenthum Serbien hierbei nicht beachtet. Auch sind sie durch den Tractat vom 19. August 1858, welchen Frankreich, England, Rußland, Preußen, Oesterreich, die Türkei und Sardinien am 2. Oktober desselben Jahres zu Paris ratificirten, mit einer Staats-Verfassung bedacht worden, die sich das Ansehen giebt, als sei sie für eine der civilisirtesten Nationen Europa's berechnet worden. Dankbar mag es erkannt werden, daß diese von der Natur so hoch begünstigten Länder nicht blos unter die Suzeränität der Türkei, sondern zugleich unter das Patronat der übrigen mitcontrahirenden Mächte gestellt worden sind. Bald genug befanden sich aber zwei der letzteren in einem mörderischen Kriege; indessen haben die Friedensschlüsse von Villafranca und Zürich die jenen Fürstenthümern zuerkannten Gewährleistungen weder entlasten wollen noch können. So dürften diese denn um so mehr darauf angewiesen sein, aus dem ihnen bereits Bewilligten ihre politische Verfassung so weit zu entwickeln, als es dem wahren Wohle des Landes gedeihlich sein kann. Auch sind sie thatsächlich bereits in diesem Sinne genugsam

vorgeschritten: anstatt, wie es der Art. 3 des erwähnten Vertrages vorschreibt, für jedes Fürstenthum einen Hospodar zu wählen, haben beide Fürstenthümer sich schnell genug dahin geeinigt, die höchste von ihnen zu vergebende Würde einem Haupte zu übertragen. Man kann nicht läugnen, daß mit diesem eigenmächtigen Gewaltstreiche ein bedeutender Schritt vorwärts geschehen ist. Beide Fürstenthümer hatten sich durch gegenseitige Eifersüchteleien früherhin oft genug geschadet; zum offenen Kampfe war es sogar unter ihnen gekommen; um so mehr muß man es achten, daß sie in diesem wichtigen Acte ihre Antipathieen zu vergessen wußten. Die suzeräne Macht protestirte zwar geraume Zeit gegen die Doppelwahl Couza's zum alleinigen Hospodar beider Fürstenthümer. — Aber beati possidentes — es würde nicht leicht gewesen sein, ihnen das Gut der Vereinigung wieder zu rauben, wenn man deshalb nicht kriegerisch vorgehen wollte, — ein Unternehmen, dessen Ausgang sich nicht leicht würde haben vorhersehen lassen. Was ich von den walachischen Truppen zu sehen Gelegenheit gehabt habe, war ganz geeignet, mir eine vortheilhafte Meinung von der Kriegstüchtigkeit der Walachen beizubringen. Unter kräftiger, intelligenter Führung würden sie sich ohne Zweifel tapfer schlagen. Ob beide Länder in der Doppelwahl ihres obersten Führers glücklich gewesen sind, würde sich nur im Lande selbst mit Sicherheit bestimmen lassen; jedenfalls sollte die aus beiden Fürstenthümern gewählte Centralcommission, sowie die Gewählten beider Nationen, vorläufig sich möglichst bemühen, ihrem Fürsten nicht unnöthige Hindernisse in den Weg zu legen, wie es leider der Fall zu sein scheint. Eine nicht unansehnliche Parthei verlangt bereits einen erblichen Fürsten aus irgend einer europäischen Herrscherfamilie, — wo möglich einen Napoleoniden, und stellt dadurch dem eigenen Lande ein bedeutungsvolles Armuths-Zeugniß aus. Doch nur aus dem einmüthigen Handeln der drei constituirten Gewalten würde sich eine Befestigung der jetzt noch sehr wankenden Verhältnisse erwarten lassen. Der Art. 46 des Vertrages hat alle Moldo-Walachen vor dem Gesetze gleich gemacht, auch jedem Eingebornen die Anwartschaft auf ein Amt gleichmäßig gesichert und Monopole abgeschafft. Jene Gleichheit vor dem Gesetze hatte indessen auch schon das réglement organique ausgesprochen, welches der General Kisseleff im Namen

der Schirmmacht Rußland einst eingeführt hatte; sogar die alten Gebräuche sprechen in ähnlicher Weise. Aber die große Mehrzahl des Volkes schmachtet noch in Halbbarbarei. Ein wohlunterrichteter Bojar sagt selbst von ihm: „Hat unser Bauer nur irgend ein Gefühl seiner menschlichen Würde? Besitzt er eine Ahnung von Recht? Ist er sich nur im Entferntesten einer Vaterlandsliebe bewußt?“ *)

Dieser den moralischen Zustand der bisher in tiefer Unterwürfigkeit erhaltenen niederen Klassen der Moldo-Walachen scharf bezeichnende Ausspruch findet seinen Widerhall bei Allen, die dieses Volk in der Nähe beobachtet haben. Man muß sich, mit dem Staats-Vertrage in der Hand, fragen, in welcher Weise sich eine für die Freiheit so unreife Nation dieser erfreuen soll? Was die „große Nation“, in deren Hauptstadt der Vertrag abgeschlossen wurde, unfähig war zu ertragen, wie man aus der jetzt dort herrschenden Despotie zu schließen sich für berechtigt halten kann, das soll die Nation zur Geltung erheben, in der mindestens neun Zehntheile willenlose Menschen leben! Hierbei ist nun außerdem noch der stark zusammengesetzte und verwickelte Mechanismus der Verwaltung zu erwägen, der sich selbst mit lauter aufopferungsfähigen und hoch intelligenten Beamten kaum bewältigen lassen würde. — Bei alledem läßt sich nicht läugnen, daß die Moldo-Walachen zum ersten Male, seitdem ihre rumänische Nationalität bei den Völkern Europa's Anerkennung gefunden hat, einen Grad von Selbst-Herrschaft erlangt haben, den sie seit dem letzten Orient-Kriege zwar mehr und mehr erstrebten, doch aber in Wahrheit kaum zu erwarten berechtigt waren, auch würde sie gewiß nicht zu Stande gekommen sein, sofern das etwas wunderbare Ereigniß nicht zu Hülfe gekommen wäre, daß Frankreich, nachdem es das Blut seiner Söhne für die Befreiung der Türkei von der schutzherrlichen Vormundschaft Rußlands massenhaft vergossen hatte, unmittelbar darauf mit Rußland Hand in Hand auf die Erniedrigung und Demüthigung der Pforte hin arbeitete. So weit ging Frankreich hierin, daß ein hochstehender russischer Diplomat in Constan-

*) Derblich, Land und Leute der Moldau und Walachei. Prag, 1859. Seite 310.

tinopel, als man ihn fragte, warum sich Rußland dort so ruhig verhalte? — antwortete, „weil Hr. Thouvenel für uns mit arbeitet". — Die thatsächliche Unterstützung der räuberischen Barbaren Montenegro's von Seiten Frankreichs und Rußlands werfen außerdem ein helles Streiflicht auf die Sachlage. — Wie Preußen dazu gelangen konnte, jenes Vorgehen Frankreichs und Rußlands gegen die Türkei zu unterstützen, würde schwer erklärlich sein, wenn man sich nicht geneigt fühlt anzunehmen, daß hier diplomatische Rücksichten philantropischen Gesinnungen für die möglichste Emancipation eines christlichen Volksstammes von einem mehr oder minder barbarischen Joche, haben weichen müssen. — Die Suzeränität des Sultans findet sich auf dem Papiere zwar noch erhalten; thatsächlich aber hat man ihr zu Grabe geläutet, nachdem die Doppelwahl am 6. September 1859 zu Paris anerkannt und dem Doppelfürsten von Seiten der Pforte die Investitur ertheilt worden ist.

Wie dem auch sei, so befinden sich die Rumänen durch jene umfassenden Zugeständnisse doch in der Lage, ihre Nationalität aus der tiefen Erniedrigung zu erheben, in welcher sie Jahrhunderte lang geschmachtet haben. Durch die schnelle Vereinigung für die Doppelwahl ihres Fürsten haben sie bewiesen, daß sie im Stande sind, provinzielle Empfindlichkeiten zur Erreichung eines hohen Zweckes augenblicklich zu beseitigen. Möchten sie sich eben so leicht für den noch edleren und humaneren Zweck der Emancipation ihres tief versunkenen Landvolkes vereinigen und begeistern können. Diese wird nur durch allgemeine Verbreitung eines wohleingerichteten Schulunterrichtes über Land und Stadt jene feste Grundlage erlangen können, welche humane Bildung allein gewährt. Bisher hatte man das Landvolk in möglichster Unwissenheit erhalten, damit es neben seinen Pflichten nicht auch noch seine Rechte sollte erkennen lernen. Möchte man aus dem gegenwärtig in Rußland vorschreitenden Werke der friedlichen Abschaffung der Leibeigenschaft die Lehre ziehen, daß ein Zustand, der der Leibeigenschaft ähnelt, wie ein Ei dem andern, sich mit einer Verfassung, wie sie so eben in Geltung getreten ist, auf die Dauer nimmer wird erhalten lassen.

Ob diese Donauländer wichtig genug sind, hier abermals besprochen zu werden, nachdem dies in der neueren Zeit bereits von so manchen Seiten geschehen ist, dürfte sich aus folgenden Betrach-

tungen ergeben. — Die Walachei bietet einen Flächeninhalt von 1350 geographischen □ Meilen dar. Ihre Länge beträgt von Orsowa längs des Gestades der Donau bis zur Einmündung des Sereth in die letztere, 60 Meilen. Ihre Breite vom rothen Thurm-Paß bis zur Donau 32 Meilen. Auf dieser Bodenfläche ernähren sich etwa 3,000,000 Einwohner. Da man sich bei der Volkszählung noch des türkischen Gebrauches der Zählung nach Familien bedient, so ließ sich eine Sicherheit in dieser Hinsicht nicht erzielen. — Die kleinere Moldau hat nach dem Pariser Frieden vom 30. März 1856 durch Hinzufügung des von Rußland abgetretenen Theiles von Bessarabien an Bodenfläche 205 □ Meilen mit 180,000 Einwohnern gewonnen; diese beträgt mit letzterem Zuwachse 940 □ Meilen. Die Einwohnerzahl der Moldau mit jenen bessarabischen Kreisen schätzt man auf 1,580,000. Gering angeschlagen werden die vereinigten Fürstenthümer jetzt von 4,580,000 Menschen bewohnt. In der Moldau kann man durchschnittlich 1800 Einwohner auf die □ Meile rechnen. Könnte die Dichtigkeit der Bevölkerung der Fürstenthümer der von Belgien dereinst ähnlich werden, so würden in ihnen 12 Millionen Menschen Raum finden. — Die Bodenfläche der Walachei ist in 17, die der Moldau in 13 Kreise eingetheilt, an deren Spitze jederzeit ein Kreis-Amtmann steht. — Hr. Neigebaur*), der schon vor der Einverleibung des letzterwähnten bessarabischen Landes eine interessante Vergleichung zwischen diesen Fürstenthümern und den kleineren Königreichen Europa's aufstellt, weist nach, daß die Walachei allein jetzt schon an Einwohnerzahl das kleine aber trotzige Dänemark, ebenso Würtemberg, Hannover und Sachsen überwiegt, daß ferner dieselbe beinahe eben so groß wie Baiern und größer als Piemont, (vor der Annexion) ohne die Lombardei, sowie auch umfangreicher als Belgien und Holland zusammen genommen ist, — daß aber die kleinere Moldau den Schweizerbund, Hannover, Würtemberg und Sachsen an Umfang immer noch überragt. Von solchen Verhältnissen läßt sich doch nicht läugnen, daß sie ins Gewicht fallen; denn diese Fürstenthümer liegen ja nicht etwa in Oceanien, sondern an der Weltstraße der Donau, in Eu-

---

*) Beschreibung der Moldau und Walachei. Leipzig, 1848. S. 2.

ropa. Die Geringschätzigkeit, die man sich ihnen gegenüber hier und da erlaubt, kann also nur auf dem tiefen moralischen Gesunkensein der Einwohner fußen, gleichsam ein experimentum in anima vili sein sollend. — Mehr noch als der Bodenumfang und seine verhältnißmäßig schwache Einwohnerzahl dürfte für den Politiker der Reichthum dieser Länder an Boden-Producten in das Gewicht fallen, wie er sich aus der Bewegung des Handels ergiebt. Die Walachei bot im Jahre 1856 eine Ausfuhr im Werthe von 134,073,457 Piastern, dagegen eine Einfuhr von 125,597,310 Piastern dar. In der Moldau ist das Handelsverhältniß noch auffallend vortheilhafter. Im Jahre 1855 gestaltete sich der Werth der Ausfuhr im Ganzen auf 163,465,288, der der Einfuhr aber auf 43,655,215 Piaster. Das auffallende Uebergewicht des Handels der kleineren Moldau über die größere Walachei ist zum Theil dem Umstande zuzuschreiben, daß der dem schwarzen Meere zunächst gelegene und dadurch hoch begünstigte Ausfuhr-Hafen, Galatz der Moldau gehört, durch ihn aber auch ein Theil der Producte der Walachei exportirt wird, wozu jedoch hinzu kommt, daß die Bodencultur der Moldau im Allgemeinen höher steht, als die des Nachbarstaates. Da uns die Handels-Bilanz der Moldau für 1856 nicht zur Hand ist, welche, bei der erstaunenswerth raschen Zunahme des Handels in Galatz gewiß günstiger ist, als die für das Jahr 1855, so sehen wir uns genöthigt, zu der letzteren zurück zu greifen, wenn wir den Handel beider Fürstenthümer zusammenstellen wollen. Demnach betrug für 1855/56 die Ausfuhr der jetzt vereinigten Fürstenthümer 297,538,745 Piaster, die Einfuhr dagegen 169,252,525 Piaster, so daß also ein Ueberschuß von 128,286,220 Piaster Gewinn sich herausstellt. Der Piaster ist hier zu 38 Centimen berechnet, so daß also 2¾ Piaster einem Franc etwa gleich sind.

Da der Tribut an den Sultan verhältnißmäßig unbedeutend ist, indem er jährlich für die Walachei 1,186,500 und für die Moldau 715,000 Piaster beträgt, auch die Staatsschuld, im Hinblick auf andere europäische Staaten nicht drückend genannt werden kann, so würden von Seiten einer geregelten Verwaltung die zur Erhebung des Schulunterrichtes, der Wege- und Brückenbauten, sowie zur Befestigung der Militärmacht unentbehrliche Ausgaben ohne bedeutende Schwierigkeit beschafft werden können und sich hier-

mit eine wohlthuende Aussicht für den steigenden Flor der Fürstenthümer eröffnen lassen. Die Staats-Einkünfte betragen in der Moldau jährlich nur etwas über eine Million, in der Walachei etwa ein und eine halbe Million Thaler.

Die Fürstenthümer unterhielten bisher an regulären Truppen 8406 Mann, an Dorobanzen (Gensdarmen) 5611 Mann; an Gränz- und Bürgergarden 20,127 Mann; im Ganzen also 34,144 Mann. Nach neueren Nachrichten soll Fürst Couza ernstlich bemüht sein, diese Militärmacht auf einen respectablen Fuß zu setzen.

Nach dieser einleitenden Uebersicht mögen hier zunächst Reise-Bemerkungen, dann Betrachtungen über die Geschichte der beiden Fürstenthümer, Beiträge zur Charakteristik der Moldo-Walachen, über Klima, Bodenerzeugnisse und Salubritäts-Verhältnisse folgen.

Beobachtungen auf der Reise. — Die Zeit, in welcher die Reise aus den Bädern von Mehadia zu den Moldo-Walachen fortgesetzt werden sollte, war herangekommen. Ein leichter, vierrädriger, auf den Achsen ruhender Korbwagen fand sich um 4 Uhr Nachmittags unter meinen Fenstern ein, um mich aus den freundlichen, geräuschlosen Bädern abermals zum Felsenthore der schäumenden Donau hin zu entführen. Mein 17jähriger, munterer Führer schaffte mich, seine beiden mageren Rosse unaufhörlich antreibend, innerhalb 2³/₄ Stunden vor die Thür der Dampfschifffahrts-Agentie zu Orsowa. Wohl wurden Herz und Nieren auf der raschen Fahrt durch das steinige Land hart geprüft; aber die Agentie schließt ihre Bureau's um 7 Uhr, und so mußte man sich in das Unvermeidliche fügen. Man schrieb mich für 15 Gulden auf den 1. Platz des Schiffes bis Giurgewo ein. Der Gasthof „zum weißen Kreuz" von Briedern, der mich für die Nacht in seinen Schutz aufnahm, zeigte sich ungleich comfortabler, als der auf der Hinreise nach Mehadia benutzte. Er ist zwar nur einstöckig, enthält aber eine Reihe geräumiger Zimmer mit erträglichen Lagerstätten. Das Abendmahl wurde im Freien auf dem inneren Hofe unter blühenden Oleandern eingenommen. Ein junger Braunschweiger gesellte sich mir hier zu, der als zweiter Maschinist auf einem der österreichischen Dampfschiffe diente. Ich erfuhr, daß er früher bei verschiedenen Eisenbahn-Gesellschaften als Maschinist

gedient hatte: er beklagte das Loos aller Derer, die nach ihm einen ähnlichen Posten einnehmen würden. Ein solcher stehe nämlich unaufhörlich mit einem Fuße vor Gericht, mit dem andern im Grabe. Alle Fehler, deren sich die Directionen oder die obern Beamten schuldig machten, würden auf das schuldlose Haupt des Maschinisten gewälzt, dessen Protestationen ihm wenig nützten. Dagegen ruhe bei den Dampfschiffen alle Verantwortung auf dem Kapitain. Der Maschinist führe hier auf dem Wasser im Verhältniß zu seinem Confrater auf dem Lande eine glückselige Existenz. Auch gehe all' sein Streben dahin, zum ersten Maschinisten zu avanciren, der hier 80 Gulden monatlich erhält. Hiermit sei er bereit, unaufhörlich die Donau auf- und abwärts zu schwimmen. Manche Dampf-Abenteuer würzten die Abendunterhaltung.

Am andern Morgen um 6 Uhr befand ich mich an der Agentie, doch verzögerte man die Abfahrt bis 7 Uhr. Man hatte mir viel Rühmliches erzählt von der unerhörten Liberalität der Dampfschifffahrts-Gesellschaft, die seit einem halben Jahre die Passagiere auf eigens dazu gebauten Wagen von Orsowa nach Turn-Severin fahren lasse, was ehedem die Reisenden mit schlechten Miethswagen hatten ausführen müssen. Die Felsenmasse des eisernen Thores verbietet nämlich größeren Dampfschiffen, hier zu fahren; nur bei dem höchsten Wasserstande darf dergleichen nahe an der serbischen Küste gewagt werden. Die Passagier-Effekten und die Güter waren auf flachen Lichterschiffen bereits vorangeschickt worden.

Unser Zug mochte sich etwa eine halbe Stunde unfern vom sandigen Ufer ostwärts bewegt haben, als wir die Czerna überschritten, den Gränzfluß zwischen dem Banate und der Walachei. Um die damalige Zeit des Spätsommers floß das ganz seichte Flüßchen geräuschlos durch den Sand, den es sichtlich selbst herabgeschwemmt hatte, der Donau zu. Eine Stunde später passirten wir die walachischen Gränzposten, deren Zollbehörde mit uns und unsern Pässen so glimpflich verfuhr, daß sie vielen Herrn ähnlichen Amtes zum Vorbilde empfohlen werden kann. Die walachischen Dörfer zeigten uns fast nur die elendesten Hütten. Mit Rohr gedeckte Dächer; diese waren allenthalben durchlöchert, so daß der Rauch bequem hindurchwirbeln konnte. Wir hielten in dem Dorfe Akuravé an. Die dortige Schenke bestand aus zwei Abtheilungen,

deren vordere eine große Küche ohne Schornstein und ohne Heerd, die hintere die Wohnstube zu sein schien. Doch befand sich unter ersterer noch eine Art Keller, in welchen man aber nur von außen eintreten konnte. Aus diesem Keller wurde ein goldgelber, köstlicher Wein hervorgeholt, dessen bereits oben erwähnt worden ist. Vor diesem Dorfe hatten wir uns auf gleicher Höhe mit dem Hauptfelsenriff des eisernen Thores befunden, so daß dasselbe jetzt schon hinter uns lag. Das Geräusch seiner mächtigen Brandung verfolgte uns aber noch weit hin, um so mehr, als der Wasserstand zur Zeit ein sehr niedriger, die Brandung an den zahlreich hervorragenden Felsen also eine um so heftigere war. Daß sie bei hohem Wasserstande eine viel geringere sein müsse, versteht sich zwar von selbst; daß dessenungeachtet daraus unrichtige Urtheile gefolgert werden können, beweist jedoch Hr. Prof. Koch*), der in einer flachen Barke längs des serbischen Ufers hinfahrend, kaum begreifen konnte, wie man von jener Brandung so viel Aufhebens machen könne. Wir fanden zugleich Gelegenheit, die Art und Weise zu beobachten, wie man hier zu Lande kleine beladene Schiffe den Strom aufwärts befördert. Vor einem jeden solcher Schiffe waren 26, 28 bis 30 Paar Ochsen vorgespannt, deren jedes einzelne Paar seinen Besitzer zum Treiber hatte. So fanden sich denn hier walachische Männer und Frauen, Alte und Junge, Knaben und Mädchen, bunt unter einandergemengt, zusammen. Alle zeigten sich begreiflich in ihrer leichtesten und einfachsten, leider meistens auch sehr schmutzigen Tracht; die Figuren selbst waren jedoch in der Regel untersetzt und ziemlich kräftig.

Von dem letzteren Dorfe aus weiterfahrend, langten wir um 10 Uhr vor dem unfern des Ufers liegenden, weitläuftigen Gebäude der Dampfschifffahrts-Gesellschaft an, welches seit mehreren Jahren einen so lebhaften Verkehr vermittelt hatte, daß die walachische Regierung sich veranlaßt gesehn hat, ¼ Stunde landeinwärts ein neues Städtchen anzulegen, welches den Namen Turn-Severin führt. Es zeigte damals zwei parallel mit dem Strom laufende Straßen, deren einzelne Häuser zwar nur einstöckig, aber weiß angestrichen, mit ihren rothen Ziegeldächern einen sehr freundlichen Eindruck machten. Man kann diesem Orte ein rasches Aufblühen

*) A. a. O.

prophezeien, und schon lese ich 1858, daß man das Kreisamt aus dem einige Stunden landeinwärts gelegenen Tschernetz hierher verlegt hat. Den Namen Turn-Severin legte man dem Städtchen wahrscheinlich von dem Befestigungswerke bei, welches der Kaiser Severus oberhalb des Brückenkopfes anlegen ließ, um die Trajansbrücke auf dem dacischen Ufer zu schützen. Von diesem auf einem Hügel angelegten Werke des Severus ist noch ein ansehnlicher thurmartiger Mauerrest übrig, der jedoch von üppigen Gebüschen und Gesträuchen zum Theil überzogen erscheint. Das etwas weiter aufwärts gelegene, elende Städtchen Skela-Gladowa, bei welchem ehedem die Dampfschiffe anlegten und welches deshalb auf allen Spezialkarten sich vorfindet, wird jetzt seinem Verfalle wahrscheinlich rasch entgegengehen. Das neue Turn-Severin muß auf diesen Karten jetzt nachgetragen werden. Einige Mitglieder unserer Gesellschaft, welche den Ort besuchten, fanden hier bereits eine Anzahl deutscher Handwerker angesiedelt.

Das uns hier aufnehmende Dampfschiff war von bedeutend größerer Dimension, als die beiden früheren. Der Strom, nachdem er die ihm entgegengestellten Felsen-Hindernisse übersprungen hatte, stürzte sich, gleichsam entfesselt, um so rascher vorwärts. In kaum 10 Minuten hatten wir die Stelle erreicht, wo der Kaiser Trajan um das Jahr 100 n. Chr. durch den Cassiodor seine berühmte Brücke erbauen ließ. Eine Abbildung dieser kann man noch heute an der Trajans-Säule zu Rom wahrnehmen. Ich muß deshalb Jedem, der die noch hervorragenden Reste der Pfeiler und der Widerlager auf beiden Ufern wahrzunehmen wünscht, empfehlen, sich sogleich bei der Abfahrt in die dazu geeignete Position zu versetzen. Der niedrige Wasserstand machte es uns möglich, eine Anzahl Pfeiler über dem Wasser zu erblicken; aber so rasch waren wir darüber hinausgeflogen, daß ich sie nicht zu zählen vermochte. Im Februar 1858 hat man während des beispiellos niederen Wassers 18 solcher Pfeiler gezählt. Weiter abwärts wurden die Ufer flach und langweilig. Radujewatz, wo wir anlegten, zeigte uns am Ufer nur wenige Häuser. Kalafat, welches sich in der neuern Kriegsgeschichte durch die Tapferkeit der von den Russen hier angegriffenen türkischen Truppen einen Namen erworben hat, erreichten wir leider erst, als die Dunkelheit bereits herein gebrochen

war. Von hier begab sich das Schiff nach Widdin, wo es die Nacht liegen blieb. Unser Anlanden rief ein gewaltiges Getümmel am Ufer hervor, das mich auf das obere Verdeck trieb. Der Himmel war mit herrlich glänzenden Sternen bedeckt, über Widdin der große Bär, direct über dem Schiff die Milchstraße, Venus ꝛc.; die Nachtluft ungemein milde. Einige wenige Oellaternen erleuchteten die gegenüber liegenden Gebäude und den vor ihnen wogenden Menschenknäuel nur äußerst spärlich. Nur ein kleines Haus hatte sein Oel weniger gespart; eine einzelne Fidel kreischte daraus gellend hervor; man sah deutlich tanzende und hüpfende Figuren durch die erhellten Fenster. Ohne Zweifel rief dort eine Schifferkneipe ihre Gäste am späten Abend herbei. Nur die feucht auf die Kleider sich niederschlagende Atmosphäre konnte mich nöthigen, das Verdeck mit der schwül drückenden Luft der Kajüte zu vertauschen. Und dennoch war ich glücklich in Besitz einer gesonderten Kajüte für mich dadurch gelangt, daß ich sie dem Kapitain für die Fahrt von Turn-Severin bis Giurgewo abgemiethet hatte. Ich kam dadurch in Besitz eines geräumigen und bequem eingerichteten Cabinets mit zwei ovalen Fenstern und einer kleinen, zum Oeffnen eingerichteten Glasdecke. Was dabei aber wichtiger war: ich fand die so nöthige Ruhe zum Schreiben, um mein Tagebuch zu vervollständigen, um zu lesen, und wurde von der unangenehmen Gesellschaft und dunsterfüllten Atmosphäre im Salon während der Nacht befreit, die schon großentheils aus Walachen und Griechen bestand. Unter ihnen stolzirte ein junger russischer Offizier in Uniform, mit dem Georgen-Kreuze ausgestattet, ziemlich rücksichtslos herum; Serbe von Nation, hatte er mehrere Monate die Belagerung von Sebastopol mitgemacht. Er gewann auf dem Schiffe 32 Zechinen im Spiele, mit denen er zu Widdin ausstieg, wahrscheinlich, um im Vaterlande Furore zu machen. Einige walachische Offiziere, blau mit schwarzem Kragen gekleidet, verhielten sich, in erfreulichem Gegensatze hierzu, ernst und würdig.

Am nächsten Morgen — es war eines Sonntags, — entstand schon um 3 Uhr geräuschvoller Verkehr auf dem Schiffe, dem ich schnell auf das Verdeck folgte. Da der Abgang desselben noch vor 3½ Uhr wirklich erfolgte, wo kaum der erste Anfang der Morgendämmerung eingetreten war, so sah ich von Widdin immer

noch nichts weiter, als die vorderen, ziemlich ansehnlichen Häuser, und auch diese noch unsicherer, als am Abend zuvor bei künstlicher Beleuchtung. Auch von den 25 oder 30 schlanken Minarets, die Widdin enthalten soll, trat noch keines hervor. Dagegen fand ich, daß oben eine Anzahl Türken, in Decken gewickelt, umherlag, die in Widdin als Deckpassagiere eingestiegen waren. Als ich um 6½ Uhr Morgens in den großen Salon zurückkam, sah ich doch noch zahlreiche Passagiere, auf den Bänken herumliegend, andere ihre Pantalons so eben anlegend; zu gleicher Zeit nahmen zwei Damen, in einer Ecke sitzend, ganz gemüthlich ihr Frühstück ein. Meinerseits hatte ich mich über das Mißgeschick, von Widdin so wenig gesehen zu haben, allmählig getröstet und hatte mich bis 6 Uhr der einsamen Ruhe in meiner Cajüte ergeben. Ich fand auch hernach, daß andere Reisende, z. B. Professor Koch*) von dem Innern Widdin's sehr wenig erbaut gewesen sind. Hr. Koch fand es namentlich ungemein schmutzig, vernachlässigt, ganze Haufen zerlumpter Zigeuner jedes Alters und jedes Geschlechts überfielen dort gemeinschaftlich bettelnd die Reisenden auf den Straßen. Jetzt aber vergoldete die Morgensonne den majestätischen Strom und beide Ufer ringsum. Weniger war hier Hr. v. Demidoff vom Glück begünstigt, indem er stets mit Sturm und Regen zu kämpfen hatte. Das Passagier-Dampfschiff, welches ihn und sein Gefolge zu tragen hatte, schleppte zugleich noch ein Kohlenschiff nach, wodurch es sogar in Gefahr gerieth. Dergleichen wird man jetzt einem Passagier-Dampfschiffe nicht mehr zumuthen. Die Gesellschaft unterhält Remorqueurs, die, ohne selbst zu tragen, nur andere Schiffe schleppen, und Propeller, Schraubendampfschiffe, die zum Tragen von Lasten bestimmt sind und einer angemessenen Belastung sogar nothwendig bedürfen, um ihre Schrauben tief genug in das Fahrwasser hinabzudrücken. Die Passagier-Schiffe besitzen sämmtlich Räder zu beiden Seiten.

Um 6 Uhr legten wir bei Lom-Palanka (Lomgrad) an. Der kleine, auf einer niedrigen Anhöhe des ebenen bulgarischen Ufers am Einflusse des Lom gelegene Ort gewährt einen freundlichen Anblick, indem die kleinen, niedrigen Häuser zum Theil aus grünen Bäumen hervorsehen. Von einer Aehnlichkeit mit einem Schweizerdorfe, welche andere Reisende wahrgenommen haben wollen, ist mir

*) A. a. O.

indessen nichts aufgefallen; schon die trostlos flache Umgebung sollte eine solche Vergleichung fern halten.

Gegen 7 Uhr hatten sich unsere türkischen Deck-Passagiere im Kreise zusammengekauert, um ihren Tschibuk zu rauchen. Zum erstenmale sah ich eine Gesellschaft auf den Fersen mit untergeschlagenen Beinen hocken. Mir schien diese Art zu sitzen ganz geeignet, die Knie- und Fußgelenke zu verdrehen und zu verzerren, und in der That findet man selten einen älteren Türken, der noch im Stande wäre, leichtere Bewegungen zu Fuße auszuführen. Ihr gravitätisches Einherschreiten mag ebensowohl dieser dem Körper aufgedrungenen Ungelenkigkeit der Kniee und Füße zugeschrieben werden können, als dem allgemeinen Volks-Charakter. Der ältere Türke macht daher nie Fußmärsche; er reitet. — Die Gesichter unserer Türken waren sämmtlich ausdrucksvoll; der Bart und das kurze Haupthaar schwarz, bei einigen grau. Auf dem geschorenen Kopfe trugen sie einen rothen Fes, den die meisten jedoch mit einem Shawl umwickelt und so zum Turban gestaltet hatten. Alle waren bekleidet mit einer offenen Weste, und manche hatten darüber noch einen weiten offenen Pelz gezogen, auch wohl eine bunt genähte, weite lederne Jacke, inwendig mit Pelz gefüttert; darunter weite, blaue, kurze unter den Knieen befestigte, Puffen bildende Beinkleider. Die weiten Schuhe, welche die natürliche Leder-Farbe behalten hatten, standen neben ihnen; es würde sich begreiflich sehr unbequem auf ihnen sitzen lassen. Einer von ihnen blies den Dampf seines Tabaks durch eine am Boden stehende, mit Wasser gefüllte Flasche, — sehr verständig, um den Rauch abzukühlen. Der glimmende Tabak befand sich hierbei am obern Ende einer hierzu gehörigen, cylindrischen Röhre; der Rauch wurde durch einen langen, biegsamen Schlauch eingesogen. Es ist dies das sogenannte Nargiléh. Lom-Palanka zeigte zwei Minarets, deren kegelförmige obere Spitze mit Weißblech beschlagen war; unterhalb dieser Spitze läuft die Gallerie herum, von welcher aus die Gläubigen durch den Muezzim zum Gebet gerufen werden. Hr. v. Demidoff vergleicht sie nicht ganz unpassend mit einer Kerze, welche von einem silbernen Löschhütchen bedeckt wird. In der Mitte des Ortes befand sich jedoch auch ein massiverer, aber niedrigerer Thurm, dessen aus Holzgebälk zusammengesetzte, durchsichtige Spitze eine kleine Glocke in sich faßte. Wahr-

scheinlich diente sie als Signal-Glocke, da dem Cultus der bulgarischen Christen die Glocken zur Zeit noch versagt sind.

Die Donau ist weiter hinab ansehnlich breit, die Ufer bleiben zu beiden Seiten fortwährend trostlos flach. An der bulgarischen Seite erhob sich endlich hier und da das Ufer bis zu einer Höhe von etwa 40 oder 50 Fuß und wurden auch augenscheinlich die Reben mit etwas mehr Sorgfalt cultivirt. — Kleine Häuser erschienen mit rothen Ziegeldächern. Rahowa (Oreava) auf der bulgarischen Seite, am Einfluß des Scitul, dem von Krajowa herunterkommenden Skyll gegenüber, welcher mir auf der schnellen Vorüberfahrt entging.

Magureli diente dem Schiffe als erster Landungsort nach Lom-Palanka. Selein, Tschelei der Kiepert'schen Karte, auf dem walachischen Ufer, gegenüber rechts Beschlikira, vielleicht Bischilei der Kiepert'schen Karte, ist ein großes Dorf, welches ganz auf dem Boden einer alten, römischen Stadt steht. Seinen Friedhof umgibt eine Mauer, erbaut aus Marmorfragmenten von Statuen und Steinen mit Inschriften. Dort in der Nähe soll eine zweite feste Brücke der Römer über die Donau geführt haben, wovon gleichfalls noch Ueberreste vorhanden sind. Man fand dort ferner griechische Silbermünzen, convex-concav, von schönem Gepräge, etwa die einzelnen einen Thaler schwer. Der Schiffsconducteur, der mir diese Nachrichten mittheilte, hatte einige Inschriften von jenem Orte abgeschrieben, die er mir vorzeigte. Der Ort wäre jedenfalls einer gründlichen Forschung werth.

Weiter abwärts wurden die beiderseitigen Ufer womöglich noch flacher. Auf der walachischen Seite kam einmal eine zahlreiche Heerde von Rindvieh und Schafen zum Vorschein; doch war dies eine Seltenheit. Wohl mögen die Heeresmassen, welche sich vor kurzem noch über die bedauernswerthe Walachei hingewälzt hatten, den Untergang vieler dieser Heerden verschuldet haben.

Am bulgarischen Ufer nahm ich jetzt zum erstenmale von Zeit zu Zeit mit Stroh gedeckte Wachthäuser, die man auf kreuzweis aufgerichteten hölzernen Pfosten so hoch gestellt hatte, daß sie theils die ebene Umgegend bequem überschauen, theils auch den Sumpfausdünstungen besser entgehen konnten. Etwa 25 Schritte weit dahinter befand sich ein ebenso aufgerichtetes, etwas größeres Gebäude mit Strohdach, — wahrscheinlich dem Posten bestimmt, der die

Schildwachen aufstellt. Die türkischen Soldaten, die wir hier zu Gesicht bekamen, waren zweckmäßig in weiße Kittel und Pantalons gekleidet und hatten schwarzes Lederzeug. Einer derselben ergab sich dem friedlichen Geschäft des Fischens mit einem Netze. Maisfelder waren auf der walachischen Seite zahlreich.

Ein herrlicher, heiterer Himmel begünstigte übrigens die ungemein langweilige Fahrt. Die Fluthen der Donau erschienen spiegelglatt. Die zwischen dem Skyll und der Aluta befindlichen seichten Seeen, die sich dort weit hinziehen, kommen vom Verdeck des Schiffes aus nicht zu Gesicht.

Gegen 3 Uhr gelangten wir nach Turnu, Nikopoli gegenüber. Turnu liegt landeinwärts, soweit von dem Flusse entfernt, daß man es nur in einer kleinen Stunde zu Fuß erreicht. Es scheint ganz unbedeutend zu sein. Am Ufer liegen einige niedrige Häuser, die einen militärischen Wachtposten und vielleicht Waarenschuppen darstellen; dieses Ufer ist höchstens 20—25′ über dem Strom erhaben. Den Einfluß der Aluta erspähte ich deshalb auch vergebens. Von einem Fort konnte ich gleichfalls nichts wahrnehmen; das ehemalige Fort liegt nämlich in Ruinen. Nikopoli auf der bulgarischen Seite liegt dagegen an einer etwa 200 bis 300′ erhabenen, felsigen Anhöhe, deren oberste Ausbreitung von Befestigungswerken eingenommen wird, unter denen sich eine Citadelle hervorhebt, die Hr. E. v. Callot*) näher beschreibt und einen Plan davon mittheilt. Hier schlug Trajan den König der Dacier, Decebalus, welchem Siege die Stadt ihren Namen zuschreibt. Hier auch in der Nähe wurde dann 1396 das fürchterliche Blutbad zwischen den Christen und Türken geliefert, nach welchem der grausame Bajazid noch 10,000 gefangene Christen abschlachten ließ. Die Felsen bilden einen gegen den Strom hin concaven Halbkreis, in welchem der größere Theil des Städtchens recht malerisch liegt. Die einstöckigen, rothbedachten Häuser schauen anmuthig aus grünen Bäumen hervor. Ich sah drei Minarets. Auf einer mäßigen Anhöhe links stand ein kleiner, viereckiger Thurm mit hölzernem Dache. Die dem Flusse zugewandten Felsen sehen kreideartig weiß aus, dürften aber Sandsteine sein, weil sie den Wellen so kräftig zu widerstehen vermögen, daß kaum irgend eine

---

*) Orient und Europa.

tiefer ausgewaschene Stelle sichtbar wird. Etwas weiterhin wird das bulgarische Ufer bald wieder flach; die Hügel ziehen sich zurück.

Auf der walachischen Seite gewahrt man tiefer unten in blauer Ferne die Vorhügel der Karpathen.

Schistowa (Scitow) liegt ähnlich wie Nikopoli an einem weniger vertieften Halbkreise von Anhöhen; auch hier ist die hervorragendste derselben, an welche sich das Städtchen lehnt, mit großentheils zerfallenen Festungswerken gekrönt, deren Mauern noch höher hervorragen, als die von Nikopoli; aber die Höhe, auf welcher sie ruhen, scheint etwas geringer. Im Hafen lag längs des Ufers, eine Menge von Segelschiffen, — ich zählte deren am andern Morgen 16, meistens Zweimaster; auch befanden sich einige auf dem Werft, — man scheint also hier viel Schiffsbau zu treiben. — Leider war die Sonne bereits untergegangen: wir sahen nur noch durch die Dämmerung die Häuser des kleinen Ortes, unter denen sich ein dem Ufer nahes Minaret und ein größeres Gebäude auszeichneten. Das Abendroth hob sich ungemein klar von dem tiefblauen Hintergrunde ab, die Sterne hell glänzend, die Luft ungemein lau; es war ein wahrhaft süditalienischer Himmel.

Meine aufmerksame Betrachtung von Nikopoli hatte mir dort einige neckende Bemerkungen von einer aus den Bädern von Baden-Baden zurückkehrenden Bojarendame zugezogen. Sie konnte nicht entfernt begreifen, welche Anziehungskraft die verfallenen Mauern da drüben auf irgend einen verständigen Menschen auszuüben vermöchten. Dadurch war mir der Eingang zu einer fortgesetzten Unterhaltuug gegeben, die in sofern nicht ohne Interesse blieb, als sie einen Blick in die Denkweise der reisenden, vornehmen rumänischen Welt werfen ließ. — Sie begann meinerseits damit, daß ich der Dame erwiederte, meine Augen suchten hinter jenen Mauern das Feld, auf welchem der Halbmond seine barbarische Uebermacht über ihr Vaterland 1396 gegründet habe, dessen trauriger Einfluß sich ja heute noch verspüren lasse. „Ja wohl, war die Antwort, Sie werden ihn sogleich verspüren, wenn Sie Ihren Weg von Giurgewo aus in's Innere fortsetzen wollen. Dort wird Sie die „Karutza" empfangen". Und nun schilderte sie die Leiden eines auf solchem Vehikel reisenden armen Menschenkindes mit der geläufigsten, aber zugleich heitersten französischen Zunge, die ich jemals gehört habe. Sodann machte sie den Uebergang auf die grundlosen Landstraßen,

auf die Annehmlichkeiten und Sauberkeiten der Straßen der walachischen Hauptstadt, auf die Zigeunerwirthschaft, herrenlose Hunde u. s. w. Die Ebenen seien ungenügend bebaut, indem es an arbeitskräftigen Armen mangele. Nur von dem Leben und Treiben der Bojaren schwieg die Dame; nichts verlautete von dem, was diese hätten thun sollen, um jenen trostlosen Zustand zu verbessern. Während dieser ganzen Unterhaltung und indem eine herrliche laue Atmosphäre auf das Verdeck hinaus winkte, blieb der Herr Gemahl in der Kajüte sitzen, um zu spielen und zu rauchen. So sprechend waren wir bei Ruschtschuk angelangt.

Es war 8 Uhr Morgens, als wir am rechten Ufer bei Ruschtschuk, dem Trimanium der Römer anlegten, welches bei seiner Einwohnerzahl von 50,000 Menschen gegenwärtig die zweite Stadt der europäischen Türkei sein soll. Dieser Umstand ist allein schon genügend, einen kräftigen Beweis für die außerordentlich glückliche Lage dieses Ortes zu liefern, denn Kutusof hatte die Stadt am 4. Juli 1811 total zerstört, und 45 Jahre hatten also hingereicht, sie bis zu dem gegenwärtigen Flor zu erheben. Zum erstenmal wurden meine Augen auf einen kleinen Theil der verschleierten türkischen Frauenwelt gelenkt. Unfern des Ufers lag nämlich ein mit mehreren hölzernen Balkons ausgestattetes breites Gebäude, auf welchem 8 oder 9 weibliche Individuen sich mit Kindern beschäftigten. Die meisten andern Gebäude waren einstöckig, von Holz auf steinerner Unterlage erbaut. Sie zeigten alle beschädigte Dächer; sogar fehlte einem, unfern des Ufers liegenden Minaret die Spitze. Wenig besser erhalten schienen die nahen Festungswälle, obgleich uns von ihnen eine Anzahl offener Geschützmündungen entgegenstarrte. Die westlich gelegenen Weinberge scheinen sie zu dominiren. Die Höhe dieser Wälle über dem Flusse schätzte ich auf höchstens 50 Fuß. Das gegenüberliegende walachische Ufer zeigte sich dagegen vollkommen flach. Türkisches Militär ließ sich in ziemlicher Anzahl blicken. Die Ankunft unseres Schiffes hatte ein ansehnliches Menschengetümmel am Ufer herbeigeführt, aus welchem hier und da einzelne Figuren hervortraten, die einem geübten Zeichner zu interessanten Skizzen Veranlassung gegeben haben würden. Türkische Soldaten, in der Ferne nur durch ihren Fes vor den Mitgliedern anderer europäischen Armeen ausgezeichnet, altgläubige Türken mit Turban, Bart, Kaftan und nackten Füßen in den Pantoffeln, ein-

zelne alte Türkinnen, vorsichtigst die welken Gesichtszüge im dichten Schleier verbergend, Bulgaren, Griechen, Juden, breitschultrige Lastträger, sämmtlich wild durcheinander schreiend, gewährten dem vom Verdecke Hinüberschauenden eine Unterhaltung, die interessant genug war, um die zu frühe Abfahrt des Schiffes bedauern zu lassen.

Unser abwärts fahrendes Schiff näherte sich der in der Nähe des linken Ufers liegenden ansehnlichen Insel Kondinczie, welche mit ihrem untern, östlichen Ende die Citadelle von Giurgewo deckt, die weiter abwärts, nordöstlich von der Citadelle gelegene Stadt aber vom Strom aus frei erblicken läßt. Der Donau=Arm zwischen Insel und Festland erscheint nur schmal, dergestalt, daß das Geschütz der Citadelle die Insel beherrscht. Die Oberfläche der flachen Insel zeigte nur weniges, niedriges Gebüsch; die im unlängst abgelaufenen Kriege auf ihr vorgefallenen blutigen Scenen haben die Vertilgung höhern Gebüsches mit sich geführt. Auf einigen freien Plätzen weideten Rindvieh und Pferde. — Wir hatten die Insel rasch umschifft, und bald darauf verließ ich über eine höchst einfache Landungsbrücke das Schiff, um den walachischen Boden zu betreten. Eine Anzahl von Segelschiffen lag am Ufer; die Insel scheint ihnen Schutz gegen die Strömung der Donau zu bieten, es würde keiner kostspieligen Bauten bedürfen, um den schmalen Kanal in einen trefflichen Hafen zu verwandeln, sofern man die Insel befestigen wollte. — Das Ufer, welches auch hier wieder ungleich niedriger ist, als die gegenüber liegende rechte Seite, war mit wenigen Schritten erstiegen. Ein walachisches Zollamt verlangte die Durchsuchung der Reiseeffecten in einer dazu aufgeschlagenen Bretterbude, ließ sich indessen, nach Ansicht des Passes, mit Beihülfe eines deutsch sprechenden Beamten, bald beschwichtigen. Da die Stadt eine starke Viertelstunde oberhalb des Landungsplatzes liegt, von welchem sie durch eine sandige Ebene getrennt ist, so mußte, der Effecten wegen, die Weiterbeförderung mittelst eines Wagens geschehen. Mit vieler Mühe gelang es mir, auf einem Leiterwagen noch spärlichen Raum zu finden, denn die Zahl der Ankömmlinge war keine geringe gewesen. Als einziger, für einen West=Europäer brauchbarer Gasthof war mir der eines Signor Stefano bezeichnet worden, eines Venetianers und ehemaligen Restaurateurs auf einem österreichischen Dampfschiffe. Mir wurde ein ziemlich geräumiges Zimmer mit möglichst einfachem Geräthe, wie es auch in Gasthöfen niederen

Ranges in Italien in Gebrauch zu sein pflegt, eingeräumt. Schon der mit Maisstroh gefüllte Bettpfühl erinnerte an Italien. — Man machte mir zuvörderst begreiflich, daß ich meinen Paß persönlich vom Polizei-Bureau abholen müsse. Auf dem Wege zu diesem hin überzeugte ich mich, daß die Stadt Giurgewo, oder, wie man hier spricht Dschurdschu, ein trauriges Ansehen darbietet, sowie es fast bei allen Städten der Fall ist, die Jahrhunderte lang unter türkischer Botmäßigkeit geseufzt haben. Die sonst so volkreiche, handeltreibende Stadt hatte 1856 nur 8,000 Einwohner. Die meisten Häuser sind einstöckig, schlecht bedacht, sehen schmutzig aus, und tragen mehr oder weniger Zeichen früherer Zerstörungen an sich. Den Letzteren dürfte es auch zuzuschreiben sein, daß die Straßen breiter sind, als wie man es in alten Städten zu finden gewohnt ist. Der nicht fern vom südlichen Eingange in die Stadt liegende Marktplatz ist gleichfalls ziemlich geräumig und trägt in der Mitte einen mäßig hohen Thurm, welcher der Regierung gehört. An ihn sind ringsum niedrige, kleine Gebäude angelehnt. Unfern von diesem Platze, in einer auf ihn sich öffnenden Straße zeigte man mir das Paßbureau. Es befand sich in einem äußerst unansehnlichen Hause. Vom Hofe desselben aus führte eine schlechte hölzerne Treppe in das Heiligthum der Verwaltung, von welchem aus ich indessen höflich und ziemlich schnell abgefertigt wurde. Nachdem ich noch einige Straßen durchwandert hatte, die wenig oder gar nicht gepflastert waren, und nur wegen der trocknen Witterung leicht gangbar sein mochten, wendete ich mich zu dem Gasthofe zurück, ohne auch nur das Geringste wahrgenommen zu haben, was meine Aufmerksamkeit hätte anziehen könnne. Somit wurden denn sogleich die Anstalten zur Weiterreise nach dem zehn kleine Meilen entfernten Bukaresch t getroffen. Man zeigte mir zunächst auf dem geräumigen Hofe des Gasthauses das merkwürdige moldo-walachische Fahrzeug, dessen man sich bedient, wenn man die Reise mit Extrapost unternehmen will, ohne einen eigenen Wagen zu besitzen. Es führt den Namen „Kérutschoar"; ich glaube das walachische Wort in dieser Weise für Deutsche passend wiedergegeben zu haben und bemerke nur dazu, daß das accentuirte „é" unserm „ö" ähnlich auszusprechen ist. Mit dem Namen „Kéroutza" bezeichnet man dagegen in der Walachei eine Art Omnibus, die man für größere Gesellschaften zu Landfahrten braucht; ein solcher Omnibus heißt

in der Moldau „Trassure“. Der Kérutschoar aber zeichnet sich besonders dadurch aus, daß keine Spur von Eisen an ihm zu finden ist. In der jüngsten Zeit soll man die unerhörte Neuerung angebracht haben, hier und da seine hölzernen Räder mit eisernen Reifen zu versehen. Er ist übrigens nur höchstens fünf Fuß lang; erwachsene Menschen, die nicht gerade aus den Polarländern gebürtig sind, können daher nur gestreckt darin liegen, wenn sie die Füße über den Vordertheil hinausragen lassen. Zugleich ist er so schmal, daß zwei Menschen nicht füglich nebeneinander darin Raum finden. Vor diesem leichtesten aller Menschen-Beförderungsmittel werden, jedem Protestiren zum Trotze, 6—8 Pferde vorgespannt; die Postillone reiten, treiben die Pferde durch lautes, ununterbrochenes Schreien fortwährend an, und so geht die Reise in sausendem Galopp über die ungebahnten Straßen vorwärts. Das Zerbrechen eines Rades hemmt die Fahrt im Geringsten nicht; auch kann es vorkommen, daß das Wägelein in der Mitte auseinanderbricht; der Hülferuf des Reisenden wird nicht wahrgenommen, da er vom Geschrei der Postillione bei weitem übertönt wird. Man besitzt eine Reihe von komischen Scenen der Art in Abbildungen, und noch 1857 kam eine solche walachische Postfahrt bei Arnz in Düsseldorf heraus. Die nähere Betrachtung des Kérutschoars, den ich anfänglich für einen Kinderwagen angesehen hatte, konnte mir keine Neigung einflößen, ihm meine Rippen Preis zu geben. Ich verband mich also mit einem anwesenden, jungen Mann aus Bukarescht, eine „Birsa“ zu miethen, die uns nach Bukarescht bringen sollte. Dieses Vehikel bestand aus einem vierrädrigen Leiterwagen, über welchen man einen Plan von rothem Tuch ausgespannt hatte; in ihm war jedoch keine Spur von einem Sitze für Reisende vorhanden, so daß ich, mit meinem walachischen Reisegefährten zusammen, genöthigt war, auf dem eigenen Koffer Platz zu nehmen. An Federn im Wagen war nicht zu denken, er lag auf den Achsen. Die davor gespannten vier Pferde waren zwar klein, aber gut genährt und schienen sehr hart und dauerhaft; denn obgleich die armen Thiere stets trabten, oft aber in Galopp und in Carrière gehen mußten, geriethen sie kaum in Schweiß. Ein 15- bis 16jähriger Bursche diente zum Kutscher. Dieser hatte keine Peitsche, sondern regierte die Pferde bloß durch heftiges Schreien; auch war er im letzten Viertheil der Reise vollkommen heiser, und theils deshalb, theils

weil es dunkel geworden war, ging nun die Fahrt sehr viel langsamer vor sich. Ein weiter, grauer, in abgestumpftem Kegel auslaufender Hut deckte den Kopf des kleinen, mit anziehendem Gesichte ausgestatteten Fuhrmanns, der seine vier Pferde vollkommen in der Gewalt hatte, auch die Achsen des Wagens auf der Hälfte des Weges neu schmieren ließ.

Wir fuhren in unserer Birsa um 2 Uhr 10 Minuten von Giurgewo ab und legten den Weg von 10 kleinen Postmeilen in 10 Stunden zurück, wobei aber unterwegs einmal anderthalb Stunden, und an vier andern Stationen jedesmal eine kleine halbe Stunde oder doch 20 Minuten, gerastet wurde. In letzterem Falle wurden die Pferde aus einem, am Wege stehenden hölzernen Ziehbrunnen, dessen Eimer an einer Kette hängt, getränkt. Daß wir unter diesen Umständen nicht anders, als in gestrecktem Trab, häufig im Galopp fahren mußten, um bis Mitternacht nach Bukarescht zu gelangen, versteht sich von selbst. Die Stöße und Erschütterungen, die der Reisende hierbei aushalten muß, dürften im Stande sein, jede mögliche Anschoppung, die in den Unterleibs-Organen vorhanden sein kann, zum Weichen zu bringen. Zuletzt entsteht aber begreiflich in Folge des ewigen Hin- und Herschüttelns ein Kopfschmerz, der den höchsten Grad erreicht, wenn man, endlich in der südlichen Vorstadt von Bukarescht angelangt, auf einem Damm von quergelegten Hölzern („Knüppeldamm") hingeschleift wird. Diese hölzerne Pflasterung erstreckte sich ehedem durch die ganze Stadt; gegenwärtig hat sie sich auf einige Vorstädte oder Eingange zur Stadt zurückgezogen. Daß sich unter dergleichen Holzdämmen das Regenwasser, vermengt mit unnennbarem Schmutz, zu stagnirenden Pfützen aufhäufen und stinkende Ausdünstungen veranlassen müsse, ist unabwendbar. In so schlechtem Zustande sich auch heutiges Tages noch das Pflaster der Straßen dieser Hauptstadt befindet, so ist es doch, jenen Holzdämmen gegenüber, immerhin als ein Fortschritt zum Besseren anzusehen. Von dem Zustande dieser Steinpflasterung bekam ich sogleich bei dem ersten Eintritte in die innere Stadt einen Begriff. Der Kopfschmerz hatte mich nämlich veranlaßt, abzusteigen, wobei die Finsterniß mich nöthigte, dem Wagen unmittelbar zu folgen. Plötzlich fuhr dieser in einen weit gedehnten Straßensumpf hinein, der hier stagnirte, obgleich es doch lange nicht geregnet hatte. Mein Nothruf wurde von dem

Fuhrmann nicht vernommen, mir blieb also nichts übrig, als mich an die nächsten Häuser möglichst nahe heranzudrängen, um dem Wagen nachzutappen. Ich fand dabei bequeme Gelegenheit, die ansehnliche Tiefe des Straßenkothes von Bukarescht während der trockenen Jahreszeit zu ermessen. Von glaubwürdiger Seite wurde mir später mitgetheilt, daß, wenn der Etiquette gemäß am ersten Tage des Jahres Neujahrsbesuche abgestattet werden sollen, man außer der Equipage, in der man ausfährt, eine zweite dergleichen an gewissen gefährlichen Punkten der Stadt vorräthig halten muß, weil die erstere bis dahin in den Sumpflöchern bereits zerbrochen zu sein pflegt.

Mein der Stadt kundiger Reisegefährte führte mich nach dem Wirthshause eines gewissen Karrakas, — ein zwar ziemlich weitläuftiges, aber schmutziges Gebäude mit längst verbrauchten Thüren, Fenstern und Schlössern. Ich wurde genöthigt, mit meinem walachischen Begleiter zugleich ein geräumiges Zimmer einzunehmen; die zerstoßenen Glieder forderten peremtorisch Ruhe, und so mußte über diese Unbequemlichkeit hinweg gesehen werden; die Lagerstätte war indessen gut. Am andern Morgen fand sich Muße, die gestrige Reise im Geiste zu wiederholen. Wir hatten von Giurgewo (Dschurdschu) aus kaum eine halbe Stunde auf einer steppenartig unfruchtbar aussehenden Fläche zurückgelegt, als unser kleiner Kutscher schon bei einem Ziehbrunnen anhielt. Wir fanden dort ein Mädchen von 15—16 Jahren, Wasser schöpfend, die mit ihren Krügen eine ungemein liebliche Erscheinung darbot. Die Nationaltracht, in welche sie gekleidet war, deutete auf einige Wohlhabenheit, denn sie erschien vollkommen reinlich und das weite Hemd blendend weiß; ebenso fehlte es nicht an Schmuck um den Hals. Als mein walachischer Begleiter zu ihr herantrat, um sich Wasser von ihr zu erbitten, bedauerte ich nur, daß dieser statt der Landestracht in einen schwarzen Moderock gekleidet war; es wäre sonst die Illusion einer Erinnerung an das Zusammentreffen von Jacob und Rahel am Brunnen nicht am unrechten Orte gewesen. Leider sind reinliche Nationaltrachten hier auf dem Lande nicht gewöhnlich. Hr. Müllner hat eine Collection derselben von 13 Blättern in Folio, illuminirt, zu Paris herausgegeben. Die Physiognomien seiner Figuren sind indessen nicht national. Seine schmachtenden Gesichter mögen in Paris ihre Wirkung nicht verfehlen; hier aber sind sie

fester, der Blick sicherer. Die Trachten aber sind wahr; — freilich erreichen sie im Lande an Eleganz ihr pariser Conterfei nicht. — Schon bis zu dem erwähnten Punkte hatte unser kleiner Teufel von Fuhrmann eine Wettfahrt in Carrière mit einem andern zweispännigen Wagen gemacht, der ihm vorfahren wollte. Diese Wettfahrten haben hier weniger Gefahr, als in der Gegend von Neapel, wo ich einst eine solche zwischen Castellamare und Sorrent auf einer schmalen Felsstraße mitzumachen gezwungen worden bin, an deren einer Seite eine schroffe Felswand aufstieg, an der anderen tief unten das Meer gähnte. Hier aber ist von einer schmalen Straße nicht die Rede. Der Wege gehen so viele über die steppenartige Fläche fort, als es den Fuhrleuten zu bilden beliebt; sie brauchen sich nur einigermaßen in der allgemeinen Richtung zu erhalten und müssen die ihnen unentbehrlichen Ziehbrunnen dabei berücksichtigen. Seit Kurzem deuten aber auch die Stangen der Telegraphenlinie, die von Dschurdschu nach Bukarescht führt, die Richtung des Weges an. Letzterer ist an manchen Stellen eine Viertelstunde breit, wahrscheinlich, weil nach anhaltendem Regenwetter manche Strecken grundlos werden. Man kann zugleich hieraus entnehmen, wie geringen Werth der Grund und Boden rechts und links neben den Haupt-Landstraßen in den Donaufürstenthümern hat. Sogar die Dörfer haben sich von ihnen zurückgezogen; eine Erscheinung, die sich in allen Ländern wiederholt, die jemals unter türkischer Botmäßigkeit standen, oder noch jetzt stehen. Diese Dörfer müssen nämlich die Regierungsboten (Tartaren), ebenso alle Reisende, welche der Pascha des Bezirks zu diesem Zwecke willkürlich mit einem auf Verpflegung lautenden Paß versehen hat, mit Obdach und Nahrung unentgeltlich verpflegen. Türkische Beamte oder Militärs bedürfen eines solchen Passes gar nicht; es versteht sich von selbst, daß die Rajah's es sich zur Ehre schätzen müssen, jene auf der Reise bestens zu verpflegen. Es kommt hinzu, daß die reisenden Türken in dieser Hinsicht schwer zu befriedigen sind. Es entsteht daraus eine Art von Plünderungs-System, welches nun in Bezug auf die Türken in den Donaufürstenthümern zwar aufgehört hat; aber in jedem Kriege, der die russischen Armeen an die Donau geführt hat, haben die Heereszüge die Landstraßen in ganz ähnlicher Weise in Anspruch genommen. Wer sich eine nähere Kenntniß davon zu verschaffen wünscht, wie reisende türkische Beamte mit ihren christlichen Haus-

wirthen umzugehen pflegen, kann eine lebendige Schilderung bei Gregoire Palaeologue*) finden; der Hatti-Hümayun sollte freilich dergleichen Vexationen abgeschafft haben; aber so lange Osmanli's über Christen herrschen, werden sie niemals verschwinden. Noch im Jahre 1857 machte die Erzählung eines Vorfalls durch alle öffentlichen Blätter die Runde, bei welchem ein deutscher Colonist unfern Bukarescht ermordet worden war. Der Vorfall hatte sich eines Tages ereignet, an welchem eine Abtheilung türkischer Artillerie die Stadt verlassen und jene Colonie passirt hatte. Auf Betreiben des preußischen General-Consulats wurde jener Mord zur Untersuchung gebracht.

Nachdem wir einige Meilen von Dschurdschu zurückgelegt und keine Spur von Cultur gesehen hatten, gelangten wir zunächst an einen jungen Eichenwald zur Linken, der indessen großentheils aus jungem Aufschlage bestand, aus dem man die Stämme herausgehauen hatte. Dergleichen fanden wir weiterhin noch häufiger. Wahrscheinlich hatten die Stämme zur Unterhaltung der Bivouac-Feuer gedient. Außerdem erscheienen uns hier und da, gleich Oasen in der Wüste, langgedehnte Maisfelder.

Auf der Hälfte des Weges erreichten wir die Poststation Kalugareni am Ardshisch. In dieser wasserreichen Gegend hat der Woiwod Michael der Große im Jahre 1593 mit einer an Zahl ungleich geringeren Macht eine türkische Armee geschlagen, indem er die schmalen Dämme in der damals noch waldigen Gegend besetzt hielt, über welche die Türken allein nur zum Angriff vorschreiten konnten. — Wir fanden in Kalugareni ein geräumiges Post- und Wirthshaus und neben demselben ein nach allen Seiten hin offenes Bretterdach, unter welchem viele Postpferde ihrer Verwendung harrten. Der Straßen-Verkehr schien hier ungemein lebhaft zu sein. Wir fanden zugleich noch einen österreichischen Militärposten vor; einige Mitglieder desselben, mit denen ich ein Gespräch anknüpfte, erklärten ihren dortigen Aufenthalt als gleichbedeutend mit einer Verbannung in die Wüste. Während eines anderthalbstündigen Aufenthaltes bediente man uns mit einem frugalen Abendessen, dessen

---

*) Esquisses des moeurs Turques au XIX. siècle. Paris. 1827. pag. 78 u. f.

werthvollste Bestandtheile ein junger, feuriger Landwein und guter Schaafskäse waren. Ein junger Walache unterhielt mich von seinen Erlebnissen im südlichen Deutschland, Italien und Frankreich, indem ihm die Sprachen dieser drei Länder ziemlich geläufig waren. Ueber sein eigenes Vaterland und dessen traurige Lage äußerte er sich vorurtheilsfrei. Die Rumänen besitzen ein hervorragendes Talent für die Erlernung fremder Sprachen; erleichtert wird ihnen diese durch die oben erwähnte Zusammensetzung ihrer Muttersprache aus den vier Haupt-Sprachstämmen Europa's. Die gebildeten jungen Rumänen der jetzigen Zeit schreiben auch nur mit lateinischen Charakteren und bemühen sich, alle slavische, griechische und türkische Beimischungen, die sie als Verunreinigungen ansehen, aus ihrem romanischen Idiome zu entfernen.

Auf der zweiten Hälfte des Weges erreichten wir zunächst den Njuschlou, einen in der Regenzeit mitunter stark anschwellenden Fluß. Eine schlechte, hölzerne Brücke unterhält die Passage über ihn. Näher an Bukarescht gingen wir auf einer ähnlichen mangelhaften Brücke über den bedeutenderen Ardshisch, den Ardeiscus der Römer. Weiterhin überschritten wir noch ein seichtes Flüßchen durch eine Furth.

Die Nacht überfiel uns, als wir ungefähr den vierten Theil der Reise noch vor uns hatten, und wir kamen erst gegen Mitternacht am Thore an. Nach der Paß-Revision ließ man uns den Weg in der Finsterniß weiter suchen.

Mein erster Morgenausgang verscheuchte die letzten Spuren der Unannehmlichkeiten der gestrigen Reise. Die Leipziger Straße, die ich bald durchschritt, ist eine fast ununterbrochene Reihe von Kaufmannsläden und führt ihren Namen wahrscheinlich darum, weil hier vorzugsweise die von der Leipziger Messe herbezogenen Waaren zur Schau gestellt werden, wobei sich jedoch keinerlei westeuropäischer Luxus kund giebt. Es fehlt dazu außerdem auch die glänzende Gasbeleuchtung. Zuvörderst wurden Silberzwanziger eingewechselt, mit denen und Kreuzern man hier allgemein zahlt; zehn Kreuzer bilden einen Piaster. — In dem am meisten nach westeuropäischer Sitte eingerichteten Hotel de Londres wurde mir ein geräumiges, helles Zimmer angewiesen und von mir sogleich eingenommen. Der Speisesaal und ein Kaffehaus befanden sich im Erdgeschoß. Beide zeigten ein buntes Gemisch aus verschiede-

nen Klassen der Bewohner von Bukarescht zusammengesetzt. Das Dienstpersonale sprach großentheils deutsch. — Zur Beförderung durch die Stadt befinden sich allenthalben Droschken. Diese sind dem ähnlichen, westeuropäischen Fuhrwesen der Art nachgebildet. Ich wendete mich Mittags zunächst dem preußischen Consulate zu. Der General-Consul, Hr. v. Meusebach, war auf längere Zeit verreist, der Kanzler des Consulates, Hr. Pieschel, welcher früher in Bonn studirt hatte, empfing mich indessen sehr zuvorkommend und lud mich zu einer Spazierfahrt für den Abend ein. Ueberhaupt kann ich die mir hier zu Theil gewordene Aufmerksamkeit nicht dankbar genug anerkennen.

Der zweite Besuch galt dem Hrn. Dr. Kobitsch; ihn traf ich am Nachmittage desselben Tages zu Hause. Hr. K. hat seine Studien in Heidelberg absolvirt, diente dann zuerst im preußischen Feldlazareth während des Feldzugs in Schleswig-Holstein, nahm dann österreichische Militärdienste, wo er in Ungarn thätig war, und fand endlich von Kronstadt aus seinen Weg durch die Karpathen, die er als ungemein malerisch beschreibt, nach Bukarescht. Er erklärte sich als practischer Arzt (mit seiner Stellung) sehr zufrieden, besonders, seitdem er als Chirurg am Hospital Kolza angestellt worden war, derjenigen Heilanstalt, welche die meisten Kranken, etwa 200 zählt. Hr. K. begleitete mich sogleich zu zwei Buchhandlungen, unter denen die erst neuerdings entstandene des Hrn. Ulrich die bedeutendere zu sein schien; sie hatte bereits einen deutschen, belletristischen Lesezirkel eingerichtet, etwas, was an diesem Orte noch nicht dagewesen war. Ich sah hier die von Hrn. Begenau, einem Deutschen, der Ingenieur-Hauptmann in walachischen Diensten ist, gezeichneten und in Berlin herausgegebenen Ansichten von Städten, die am Donau-Ufer liegen. Sie sind in kleinem Quer-Folio, also portativ. In mehreren, die ich so eben gesehen hatte, erkannte ich indessen die Orte nicht wieder. Die Veste oberhalb Schistowa, welche vollkommen zerfallen ist, erschien z. B. wie neu; erkenntlicher fand ich Nikopoli. — Um zerbrochene, meteorologische Instrumente zu ersetzen, wurde ich zu einem Armenier, Namens Lazaro, geführt, dessen Vorrath jedoch wenig Auswahl darbot. Mehr Befriedigung gewährte darauf ein Besuch in dem öffentlichen Garten Tschisch-me-Dschin, welcher auf einem Boden, der ehedem Sumpf war, durch einen deutschen Gärtner, Namens

C. L. Meyer, aus Osdorf im Großherz. Schwerin, angelegt worden ist. Er enthält einladende Spaziergänge und Blumen-Parquets, auch im Centrum eine künstlich geschaffene Anhöhe, die eine recht gute Aussicht auf die weitläufige Stadt gewährt; derselbe Meyer hat auch den Park angelegt, der sich rechts und links neben der Chaussee hinzieht. Leider ist er am Typhus verstorben. Man hat dem um die Stadt wahrhaft verdienten Manne auf dem evangelischen Friedhofe einen Grabstein mit recht sinniger Inschrift (von Pastor Neumeister) gesetzt. Dieser Friedhof liegt nahe bei der neuen evangelischen Kirche, wie man denn überhaupt hier die Verstorbenen häufig noch zwischen den Lebenden begräbt. Nach altem Herkommen dürfen übrigens eigentlich nur die der Staatsreligion, der nicht unirten griechischen Kirche, angehörigen Einwohner auf den Vorzug Anspruch machen, in und neben den Kirchen begraben zu werden; Katholiken, Evangelische und unirte Griechen haben Kirchhöfe außerhalb der Stadt-Ringmauern. Die evangelische Gemeinde zu Bukarescht bildet indessen eine in sich geschlossene kleine Colonie, die neben ihrer schönen Kirche bereits eine ganze Straße, die den Namen „Lutherana ulitza" führt, einnimmt. Der Pastor dieser neuen Gemeinde, Hr. R. Neumeister*) hat dankenswerthe Nachrichten über das Aufblühen dieser Gemeinde veröffentlicht.

Der Tag wurde mit einer angenehmen Spazierfahrt vor das nordwestliche Thor von Bukarescht beendigt, vor welchem man in der Richtung nach Kronstadt die bereits oben erwähnte Chaussee angelegt hat, die aber leider nur eine Stunde lang ist und ihrer Fortsetzung seit Jahren vergebens harrt. Sie wird trefflich unterhalten und dient der schönen Welt der walachischen Metropole zu abendlichen Corso-Fahrten. Es fehlt nicht an Anstalten, Erfrischungen einzunehmen, so wie an Aufforderungen zu interessanten Spaziergängen. Die Chaussee könnte als Vorbild für das innerhalb der Stadt zu beschaffende Straßenpflaster dienen; bis jetzt hat sie jedoch noch keinerlei Wirkung der Art ausgeübt.

Das Hospital Kolza oder Koltzi, in welches Hr. Dr. Kobitsch mich einführte, ist auf 200 Kranke eingerichtet. Es enthält außer dem Erdgeschoß noch ein oberes Stockwerk. Beide

---

*) Evangelische Glockenklänge aus der Walachei. Leipzig, 1851. S. 11 u. f.

sind sich in ihrer Einrichtung einander sehr ähnlich. Die Kranken-Säle enthalten 20—24 eiserne Bettstellen, die jedoch zu nahe aneinander stehen, wodurch eine Ueberfüllung der Räume mit Kranken bewerkstelligt wird, um so leichter, als die Decken verhältnißmäßig niedrig sind, was auch auf die Salubrität der Atmosphäre nachtheilig einwirken muß. Die Lage des Gebäudes ist schon außerdem eine niedrige. Im Augenblicke meines Besuches hatte indessen die milde Temperatur das Oeffnen aller Fenster gestattet und somit bemerkte man von üblen Ausdünstungen kaum etwas. Innere und äußere Kranke lagen untereinander; nur die zahlreichen syphilitischen waren abgesondert. — Hr. Dr. Grunau hat sich durch seine ärztliche Leitung allgemeine Anerkennung erworben. — In der starkgefüllten Abtheilung der weiblichen Syphilitischen sah ich ein achtjähriges Kind mit Angina syphilitica und ein dreizehnjähriges mit Fluor albus malignus. Bukareścht ist hinsichtlich der hier vorherrschenden Geschlechts-Ausschweifungen seit alten Zeiten her berüchtigt und dürfte nur in einzelnen Vierteln andrer europäischer Großstädte seines Gleichen finden. Die Lockerheit der Sitten reicht bis in die obersten Stände der Gesellschaft und man erzählt sich aus diesen Scandalosa, die an das Unglaubliche gränzen. Auch hat sich die schon den Keim im mütterlichen Schooße vergiftende Krankheit längst über das flache Land hin ausgebreitet. Nur auf diese Weise läßt es sich erklären, wie ein deutscher Arzt in russischen Diensten Hr Dr. Witzmann*) zu der irrigen Meinnng gelangen konnte, daß die Syphilis in diesen Ländern von selbst, ohne vorangegangene Ansteckung, entstehen könne. Er leitet sogar den Ursprung der Lustseuche aus Dacien ab, wohin Trajan im 2. Jahrhundert n. Chr. liederliche Soldaten geschickt habe, die in fremdem Klima, begünstigt durch örtliche Verhältnisse, die Lues erzeugt hätten, die sich in der europäischen Türkei auch jetzt noch genuin ausbilde. — Zur Aufnahme der zahlreichen Syphilitischen hat noch ein eigenes Hospital errichtet werden müssen, welches den Namen der Menschenfreundlichkeit — Philantropie — an der Stirn trägt. Die Hospitäler Kolza, Philantropie und Pan-

---

*) Russische Sammlung für Naturwissenschaft und Heilkunde. Bd. I. Riga und Leipzig, 1815. S. 230.

teleimon (letzteres eine Stunde vor der Stadt) besitzen zusammen einen jährlichen Fonds von 20,000 Ducaten. Die Administration dieses Fonds läßt es indessen mitunter an den unentbehrlichsten Dingen fehlen. Aerztliche Vorschläge finden wenig Berücksichtigung. Das Hospital Brankovan, von einer Fürstin des Namens 1835 gestiftet, hat seinen eignen Fonds. Es ist innerlich mit einem gewissen Luxus ausgestattet, liegt aber leider auf ungesundem Boden und die ungenügende Lüftung wird durch Ueberfüllung mit Kranken, sowie durch schlecht angelegte Latrinen noch nachtheiliger. Das Hospital Panteleimon ist sehr verständig nur für 50 Kranke, und fern genug von der Stadt angelegt, um in ihm ansteckende Fieberkranke passend unterzubringen und sollte hierzu vorzugsweise benutzt werden, um die Ausbreitung von Epidemien möglichst zu beschränken. Es giebt außerdem noch ein Militär-Hospital, ein solches für Geisteskranke und ein Entbindungs-Haus. Das Irrenhaus stellt noch ein spätes Abbild derartiger Anstalten, wie sie in früheren Jahrhunderten allenthalben waren, aber nicht sein sollten, dar. Die hier untergebrachten Unglücklichen scheinen gleichsam aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen; man kümmert sich kaum noch um sie. Sehr erfreulich ist dagegen die Verwaltung des Entbindungshauses, durch dessen Errichtung Fürst Gregor Ghika einem wesentlichen Bedürfnisse abgeholfen hat. Hr. Dr. Capsa leitet die Anstalt in anerkennenswerther Weise. Ein jüdisches Hospital ist neuerdings erst errichtet worden. — Arme alte Gebrechliche und Sieche hat man höchst unzweckmäßig mit den Wahnsinnigen zusammen untergebracht.

Man muß übrigens der Bevölkerung von Bukarescht einräumen, daß die Natur sie hinsichtlich ihrer körperlichen Bildung begünstigt hat. Man sieht reizende Kinder beiderlei Geschlechts, und selbst die Ausschweifungen sind kaum im Stande, diesen vortheilhaften Typus aus der Physiognomie zu vertreiben; nur die des Roths gänzlich entbehrende, etwas gelbliche Farbe und der schlaffe Habitus scheinen eine Anklage auszusprechen. Die Augen sind — wie das Haar — meist dunkelbraun oder schwarz, die Brauen hochgewölbt, die Stirn hoch und etwas schmal, der Mund häufig etwas zu groß, die Lippen aber fein und schmal. Die Frauen der mittleren und niederen Klassen tragen über dem weiten Hemde in der Regel kein Mieder, dessen vordere Spalte nicht einmal sorg-

fältig geschlossen zu sein pflegt. Man nimmt an der ganzen Haltung wahr, daß an ein Verbergen weiblicher Reize wenig gedacht wird; der ganzen Erscheinung fehlt das Bewußtsein der Schamhaftigkeit, mithin auch der weiblichen Würde. Die Glieder sind schlank, Hände und Füße meistens klein.

Die Männer haben in der Physiognomie einen Typus, den ich ein vortheilhaftes Gemisch von römischer und orientalischer Bildung nennen möchte, Erinnerung an slavischen Typus findet sich vorzugsweise nur in den untersten Klassen öfters. Sie tragen durchweg einen starken Backen- und Kinn- ebenso den Schnurrbart.

Das walachische Militär, welches den preußischen Waffenrock, sogar die vollständig nachgeahmte Pickelhaube trägt, bei seinen Uebungen auch gewandt und recht beweglich erscheint, macht den Eindruck, daß es sich unter guten Führern höchst wahrscheinlich tapfer schlagen würde. Beide Donaufürstenthümer würden nöthigenfalls 80,000 Mann stellen können. Der im Jahre 1856 interimistisch regierende Hospodar, Ghika, ist wohlwollend und war schon früher als solcher bei dem Volk beliebt. Er benahm sich aber gegen die im Lande stehenden Russen und deren Führer so schroff, daß diese in Constantinopel lange genug seine Beseitigung betrieben, bis sie diese erreicht hatten. Ihm folgte bei seinem damaligen Ausscheiden als Hospodar Stirbey. Man erklärte diesen allgemein als den talentvollsten, aber zu gleicher Zeit auch als den verschmitztesten und ränkevollsten unter seines Gleichen; seine Gewinnsucht soll oft drückend geworden sein. Der allgemeine Haß erschien also leicht erklärlich. Ein wohl unterrichteter Einwohner von Bukarescht gab diesem Hasse einen eigenthümlichen Ausdruck, indem er zu mir sagte: „Er bot mit der linken Hand ein Stück Brod und hielt in der rechten zugleich das gezückte Messer.“ Wenn er mit Jemand sprach, haftete er den Blick gern an die Decke; man nahm an ihm noch deutlicher, als an vielen andern Bojaren wahr, daß er anders dachte, als sprach. Eine um so unangenehmere Sensation mußte es also damals machen, als Oesterreich die Rückkehr dieses Mannes in seine frühere Stellung bei dem Congresse befürwortete.

Die Stadt hat einen sehr ansehnlichen Umfang; man braucht sechs Stunden, um sie zu umreiten. Sie liegt in einer vollständigen Ebene, deren höchster Punkt die Metropolie ist, d. h. die griechische Hauptkirche, welche nebst dem Palaste des Erzbischofs

(der jedoch zur Zeit nicht hier wohnt) einen kleinen Hügel an der Südseite der Stadt einnimmt. Nach den Vermessungen des Majors v. Borotzin liegt die Thürschwelle dieser Kirche 251⁹/₁₀ preuß. Fuß über dem Spiegel des schwarzen Meeres. Die in byzantinischem Style erbaute alte Kirche macht nur aus der Ferne angesehen, ihrer hervorragenden Lage wegen, einen großartigen Eindruck, der in der unmittelbaren Nähe sehr verliert. Ein etwas gedrückt erscheinender Portikus enthält eine Menge grotesker Fresken aus der heiligen Geschichte. Die Kuppel und die Thürme sind mit Weißblech gedeckt. Dieses giebt solchen über andern Gebäuden erhabenen Punkten ein heiteres, glänzendes, festliches Aussehn; wenn sich die Sonne aber darin spiegelt, muß sich das Auge geblendet abwenden. Auf diese Art gedeckte Kuppeln und Thürme besitzen die zahlreichen Kirchen Bukarescht's, mit Einschluß der neu erbauten evangelischen, alle. Die jüngst aus ihrem Schutte entstandene St. Georgs Kirche, die vortheilhaft auf einem freien Platze liegt, hat z. B. eine ungewöhnlich schlanke und hohe Kuppel, zwei vordere und niedrigere und in der Mitte einen höheren spitzen Thurm. Vor dem Eingange der Metropolitan-Kirche fand ich zwei Geistliche in ihrer schwarzen Amtstracht in unbeweglicher Stellung sitzend; ein in schwarzem Moderock gekleideter Herr, der in die Kirche treten wollte, unterließ nicht, dem älteren von ihnen vorher die Hand zu küssen, was dieser geschehn ließ, ohne sichtbar irgend eine Notiz davon zu nehmen. — Die weitläuftigen Gebäulichkeiten um die Metropolitankirche herum enthalten auch den Sitzungssaal für den Senat.

Unter den öffentlichen Gebäuden der Stadt ragt am meisten das vor wenigen Jahren neu erbaute, große Theater hervor; leider zeigt es einen kasernenartigen Styl, wenn man von dem einfachen Portikus absieht.

In der neuern Zeit ist von reicheren Bojaren eine Anzahl geschmackvoller Wohngebäude errichtet worden, an denen man auch Ornamente nicht gespart hat. Ein noch im Bau begriffenes, ansehnliches Palais der Art, dem Fürsten Ghika gehörig, bietet auffallender Weise eine concave Fronte dar, ähnlich der, der königlichen Bibliothek in Berlin, in weniger bedeutenden Dimensionen zwar, aber geschmackvoller. Es herrscht zur Zeit eine große Baulust, man sieht allenthalben neue Gebäude entstehen. Dessenungeachtet

erscheint Bukarescht immer noch als ein seltsames Gemenge von Palästen, mittelmäßigen Gebäuden und einer großen Mehrzahl von schmutzigen Hütten. Alle Handwerke werden in offenen Boutiquen betrieben, in ähnlicher Weise, wie man dies auch in Unter-Italien findet.

Eine Verbesserung des höchst traurigen Zustandes des Straßenpflasters stand vor dem Beginn des letzten Krieges in Aussicht, als man einen französischen Ingenieur, Namens Lalande, hierher berufen hatte, um die Stadt zunächst zu nivelliren, Abzugscanäle anzulegen und der langsam durch die Stadt hinschleichenden, schlammigen Dümbovitza einen rascheren, geordneten Lauf anzuweisen. Aber die für jenen Zweck eingesammelten, öffentlichen Gelder fanden 1853 anderweitige Abzugscanäle, und als die russische Armee abermals den Pruth überschritt, wurde der Ingenieur nach Hause geschickt. — Das Wasser des erwähnten Flüßchens wird von den Einwohnern so hoch gehalten, daß ein altes Sprichwort von ihm sagt: „Wer das süße Wasser der Dümbovitza einmal gekostet habe, könne Bukarescht nicht mehr entbehren.“ Um diese Vorliebe gehörig zu würdigen, muß man wissen, daß das an und für sich trübe Wasser die unreinen Zuflüsse der ganzen Stadt, sowie auch die Leichname der todten Thiere aufnehmen muß, sofern die letzteren nicht durch die wild herumlaufenden Hunde verzehrt worden sind. Von einem durch das Uebertreten der Dümbovitza genährten, großen Sumpfe ist gegenwärtig innerhalb der Stadt nur an der Nordwest-Seite noch ein schmaler Streifen übrig, dessen Rohrdickicht und hohe Gesträuche man von dem preußischen Consulate aus bequem übersehen kann. Das filtrirte Wasser der Dümbovitza bildet noch das allgemeine Getränk, es sieht milchigt aus und schmeckt fade. Zum Filtriren bedient man sich eines porösen Steines, der, wie man mir sagte, aus Ruschtschuk kommt, und sich an diesem Orte so allgemein vorfindet, daß er zum Bauen zugleich benutzt wird.

Man schätzt die Zahl der Einwohner von Bukarescht jetzt auf 120,000. Eine genaue Kenntniß der Kopfzahl fehlt, weil man nur die Familien berücksichtigt. Die große Mehrzahl besteht aus Walachen, die den griechischen Cultus üben, es folgen dann die katholischen und evangelischen Christen, unter denen die ersteren wieder weit überwiegen; hierauf die Juden in großer Zahl, ferner

die Armenier und zuletzt die Griechen. Die letzteren beiden Kategorieen sind gering an Zahl. Wieviel Zigeuner in Bukareſcht leben, läßt sich kaum annähernd mit Sicherheit feststellen.

Die Zigeuner haben seit vier Jahrhunderten einen solchen Einfluß auf das Leben in den Donaufürstenthümern erlangt, daß man sich ein Bild derselben, ohne ihrer zu gedenken, kaum ausmalen kann. Bis in die jüngste Zeit hinein waren sie Leibeigne; erst im Jahre 1842 wurde ihre Leibeigenschaft von den zahlreichen Klöstern, unlängst auch von Seiten der Bojaren aufgehoben. Der ehemalige Hospodar Ghika hat sich hierum Verdienst erworben. Betrachtet man diese eigenthümliche Menschenklasse in Hinsicht ihrer Körperbildung näher, so wird man unwillkürlich zu der Annahme hingeleitet, daß hier in ihnen zwei verschiedene Menschenstämme zusammengeworfen leben. Der zahlreichere Theil der Zigeuner gehört, der Bildung des Schädels und des Gesichtes nach, augenscheinlich einer edlen kaukasischen Raçe an. Das dunkelfarbige, südliche Colorit ihrer Haut, das lange schwarze Haar, das dunkelbraune gazellenartige, lebhafte Auge, die hochgewölbten Brauen, die flachen, wenig hervorragenden Wangenbeine, die grade Nase, die dünnen Lippen deuten auf die Abkunft aus Vorder-Indien hin, dem sie in der That durch ihre Sprache, einen Dialect des Sanscrit angehören, wie neuere Forschungen dargethan haben. Ihre Wanderungen fallen mit den Eroberungskriegen des Erdeverwüsters Tamer-leng (Tamerlan) zusammen. Aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen vertrieben, scheinen sie Syrien, Palästina, Westasien durchzogen und endlich den Bosporus in der Nähe des schwarzen Meeres überschritten zu haben, um längs der Donau hauptsächlich auf deren linkem Ufer, aufwärts zu ziehen. 1417 waren sie schon in Süddeutschland angelangt. Am zahlreichsten haben sie sich aber in Ungarn, den Donaufürstenthümern, Serbien und Bulgarien erhalten. Mit diesen Abkömmlingen der Inder lebt eng vereinigt ein weniger zahlreicher Stamm, der auf den ersten Blick das Gepräge slavischer oder ursprünglich tartarischer Abkunft zeigt. Die Individuen dieses übertreffen durch stärkeren Körper- besonders Knochen-Bau, eine kräftiger hervortretende Muskulatur, stark hervorragende Wangenknochen, größere Nase und breiteren Mund, niedrigere Stirn und starke, buschige Augenbrauen

die Mitglieder des indischen Stammes, und, da die Zigeuner sich selten mit andern Raçen dauernd vermischen, so bleibt die Erklärung jenes unter ihnen häufig vorkommenden, slavischen Typus ein schwierig zu lösendes Problem. Als ich später die Reise von Rassowa nach Braila, die Donau abwärts in einer kleinen Barke unternahm, hatte ich an ersterem Orte drei Ruderer angenommen, von denen mein durch stetes Reisen in diesen Ländern vielgeübter Dolmetscher zwei sogleich als Zigeuner erkannte. Diese gehörten der beschriebenen, unedleren Raçe an, machten durch ihre Gesichtsbildung einen unangenehmen Eindruck, zeichneten sich aber durch große Kraft im Rudern aus. Der dritte stand durch schlankeren Gliederbau und feinere, angenehme Gesichtsbildung so fern von seinen beiden Gefährten, daß wir ihn während der ganzen ersten Tagesfahrt für einen Bulgaren gehalten hatten. Erst im nächsten Nachtquartier klärte es sich auf, daß auch er ein Zigeuner war.

In den Donaufürstenthümern treiben die nomadisirenden Zigeuner mancherlei kleine Handwerke und zeigen sich in diesen sehr geschickt, und im Hauswesen der meisten Bojaren sind sie als gewandte Köche unentbehrlich. — Die Musik befindet sich, mit sehr seltenen Ausnahmen in den Hauptstädten ganz in ihren Händen, und ihr Talent für diese erscheint in der That auffallend. Ein ihnen eigenthümliches Instrument, welches sie bei ihrer ersten Ankunft schon mitbrachten, ist eine mit neun Saiten bespannte Mandoline, die den Namen „Koliha" führt. Noch viel eigenthümlicher, zugleich auch viel weniger angenehm, ist eine Art von Pan-Flöte, deren gellende Töne die gesammte Musik übertäuben; in der Walachei hört man sie an öffentlichen Vergnügungsorten unvermeidlich, in der Moldau scheint sie weniger allgemein, dagegen die Koliha häufiger zu sein. Auf mein Ohr machte jenes Blas-Instrument einen sehr widrigen Eindruck. Die übrigen Instrumente bestanden in Bukarescht aus zwei Violinen, Bratsche, Cello und einer sehr discret gehandhabten kleinen Posaune. Italienische und französische Opernmusik schien auch hier an der Tagesordnung zu sein.

So reizend die Kinder der Zigeuner häufig bis zum Alter der Mannbarkeit hin erscheinen, so widrig werden sie oft bald darauf durch Schmutz, Unreinlichkeit und lumpige Kleidung. Das Bild einer jungen, bereits hinwelkenden Zigeunermutter mit ihrem bild-

schönen Kinde lieferte mir einen lebendigen, aber zugleich traurigen Belag hierzu.

Sollte diese jetzt so gering geschätzte Menschenklasse, die hier, so wie in Ungarn, mitunter nur zum Zeitvertreib gehöhnt und geneckt wird, durch eine energische Regierung dereinst zur festen Ansiedelung und einer geordneten Lebensweise genöthigt werden können, so würde sie durch ihre unbestreitbaren geistigen und körperlichen Fähigkeiten dem Staate ein wesentlich nützlicher Zuwachs an Kraft werden.

Der Anfang hierzu ist durch die Aufhebung der Leibeigenschaft gemacht worden.

Es besteht hier für die Walachen eine National-Schule unter der Direktion des Hrn. Kostafaro, in welcher die walachische, lateinische, französische, deutsche und italienische Sprache, so wie die üblichen Elementar-Gegenstände gelehrt werden. In Jassy befindet sich ein ähnliches Collegium. Sie stehen mit unserm Gymnasium auf gleicher Stufe und dienen Denen, welche ein Universitäts-Studium machen wollen, zur Vorschule. Diese jungen Männer gehen in der Regel nach Paris, wo stets 2—300 sich des Studiums der Jurisprudenz oder der Medicin u. s. w. wegen aufzuhalten pflegen. Sie sind indessen meist mangelhaft vorbereitet, und viele von ihnen kommen bei den schlechten Beispielen unter denen sie aufgewachsen sind, aus Paris an Körper und Geist erschlafft zurück. Es gehört indessen zum guten Ton, in Paris gewesen zu sein. Manche Bojaren-Familien machen die Reise dorthin, oder in die deutschen Bäder am Rhein, fast alljährlich. Junge Aerzte, denen ihr Studium wahrhaft am Herzen liegt, findet man auch in Wien und Berlin nicht selten. Außerdem hat der Chef-Arzt der walachischen Miliz Hr. Dr. Davila, ein Elsasser, seit 1855, eine medicinische Schule begründet, zunächst um Militär-Wundärzte zu bilden. Ihre Zöglinge tragen Uniform; doch gehen auch aus ihnen Districts-Aerzte für das flache Land hervor. Die französische Regierung hat erlaubt, daß die hier absolvirten Zöglinge, welche sich für die höheren Course geeignet zeigen, in die französischen Universitäten eintreten können, ohne Behufs der Aufnahme eine Prüfung zu bestehen. — Als erster Anfang ärztlicher Studien in diesen Ländern, verdient diese Schule Beachtung; da die Kranken-Anstalten der Hauptstadt reichliches Unterrichts-Material darbieten, so würde sie

sich nach und nach wissenschaftlich höher stellen können, sobald die allgemeine Schulbildung eine gründlichere geworden sein wird. — Das Volks-Schulwesen ist noch äußerst mangelhaft. In den größeren Städten gibt es zwar Primärschulen. Mit den Dorfschulen hat man aber noch keinen Anfang zur Ausführung gebracht.

Das Museum von Bukarescht lernte ich durch die zuvorkommende Güte des Hrn. Professor Carl Wallsteiner, eines ehemaligen österreichischen Officiers, näher kennen, dem ich hierfür besondern Dank schulde. Er hat sich um die Errichtung desselben große Verdienste erworben, und namentlich ist die zoologische Abtheilung größtentheils sein Werk. An fremden Thieren ist freilich hier noch großer Mangel; von den einheimischen sind die Vögel am vollständigsten repräsentirt. Otis Tetrax (Zwergtrappe), verschiedene Reiher-Arten, Anas rutila, nach ihren Altersstufen und Geschlecht in mehreren Exemplaren aufgestellt. Unter den in Weingeist aufbewahrten Thieren fiel mir ein dem Proteus anguineus sehr ähnliches nur kleineres besonders auf, welches hier den Namen Aplepharus pannonicus führt. Es lebt in einer großen Höhle bei einem Kloster in den Karpathen hinter Tergowischti, also ähnlich wie der Proteus in der Adelsberger Grotte. Ein Exemplar desselben wurde mir für das Museum zu Bonn freundlich mitgetheilt. Die mineralogische Sammlung ist zwar klein, aber zweckmäßig aufgestellt und bezeichnet. — Der Sitzungssaal der obern Schulbehörde enthält eine Sammlung von Oelgemälden, die von eingebornen Künstlern gemalt sind, meistens Portraits früherer Hospodare. Unter ihnen zeichnet sich besonders durch correcte Zeichnung ein großes Bild, von einem Walachen in Rom gemalt, aus, darstellend ihren Michael den Großen, wie er in Siebenbürgen von seinen Officieren Abschied nimmt, die er mit Truppen zum Entsatz einer Veste absendet, in welcher die Türken seine Familie belagerten. Das Bild ist augenscheinlich mit großer Liebe gemalt.

Besonders lohnend war die Besichtigung der goldenen Antiquitäten, die mittelst der dazu gehörigen besonderen Erlaubniß erfolgte. Sie sollen 20,000 Dukaten Werth an massivem Golde haben. Sie wurden unter einem schweren Stein vergraben gefunden, als derselbe in den Karpathen auf Befehl eines Architekten in die Höhe gehoben wurde, um anderweitig benutzt zu wer-

den. Die Arbeiter, geblendet durch den Glanz des Metalls, ließen den Stein wieder fallen und suchten sich hernach in den Besitz desselben zu setzen. Als die Sache entdeckt wurde, war schon Manches verschwunden und eine große goldene Schüssel in vier Stücke zerhauen worden. Mehrere schön geformte Opferkrüge waren platt zusammengedrückt, und sind jetzt mühsam wieder einigermaßen — aber kümmerlich — hergestellt worden. Einer dieser Krüge fällt durch seine schlanke, ästhetische Form besonders vortheilhaft auf. Am wichtigsten erscheint aber eine flache Schale, auf deren breitem Rande in erhabener Arbeit ein Zug von Personen dargestellt ist, die einem Bachuszuge anzugehören scheinen. Traubengehänge verbinden die einzelnen Abtheilungen mit einander. Hr. General-Consul v. Meusebach hat bereits einen davon genommenen Gypsabdruck Sr. Majestät dem Könige nach Berlin geschickt. Die Zeichnung der Figuren ist ziemlich grotesk und erinnert an die Zeit des Verfalles der Künste in der letzten Periode vor dem Untergange Roms. Wahrscheinlich gehörten diese Reichthümer einem Tempel, dessen Priester sie bei einem feindlichen Ueberfalle durch Verbergen zu retten suchten. Es ist noch zu bemerken, daß sie reich mit farbigen Edelsteinen verziert waren, von denen nur die Minderzahl noch vorhanden ist.

Die evangelische Gemeinde zu Bukarescht besitzt ihre eigene Schulanstalt, die von den Kindern sehr regelmäßig benutzt wird. Bei einem Besuche, den ich der letzteren machte, erfuhr ich, daß der Knaben etwa 200, der Mädchen 60—70 sind. Die Knaben werden in zwei Klassen unterrichtet, die Mädchen in einer. Man erwartete zur Erziehung der letzteren Diakonissinnen aus Kaiserswerth; das zur Wohnung derselben und zur Schule bestimmte Gebäude ist bereits neu und zweckmäßig eingerichtet. Die Amtswohnung des auch in der litterarischen Welt bekannten Geistlichen, Hrn. Neumeister, befindet sich ganz in der Nähe, sowie auch die evangelische Kirche, deren geräumiges und heiteres Innere einen sehr wohlthuenden Eindruck macht. — Die Schulkinder erschienen alle reinlich, zeigten meist intelligente Physiognomien.

Der letzte Abend zu Bukarescht, der sich durch eine besonders milde, laue Luft auszeichnete, wurde in einem öffentlichen Garten, vor dem Südthore, dessen etwas hohe Lage die Umgegend beherrscht, angenehm hingebracht. Eine größere Zahl von Familien der Stadt

hatte sich hier zum Genusse des schönen Abends vereinigt. Eine musicirende Zigeunergesellschaft gab vorwiegend italienische Compositionen zum Besten. Um dem hiesigen Nationalgeschmack zu huldigen, kreischte die Pan-Flöte so häufig dazwischen, daß der Genuß meinem empfindlichen Ohre dadurch vergällt wurde. — Zur Erfrischung dienten entweder die allgemein gebräuchlichen „Dolcezze", oder Wein; die ersteren bestehen aus mit Zucker eingekochten Fruchtsäften verschiedener Art, die man, mit Wasser gemischt, häufig zu sich zu nehmen liebt. Das Wort wird gewöhnlich „Dultschatze" ausgesprochen. Dieser Genuß wird bei Besuchen in anständigen Häusern fast zu jeder Tageszeit angeboten und darf nicht wohl ausgeschlagen werden, ohne gegen die Sitte zu verstoßen.

Weniger angenehm wurde die letzte Nacht in Bukarescht durch die herrenlos herumlaufenden Hunde, deren verschiedene Partheien auf einem freien Platze vor meinem Fenster in einen hitzigen Kampf gerathen zu sein schienen. Späterhin weiter im Orient gemachte Erfahrungen der Art belehrten mich indessen, daß Bukarescht nur einen geringen Vorgeschmack von dem gewährt, was ächt türkische Städte an hündischem Ueberfluß darbieten.

Die Rückfahrt nach Giurgewo führte mich noch über den großen Frucht- nnd Blumenmarkt. Die Pracht der in großen Körben ausgestellten Blumenwelt übertraf meine Erwartungen bei weitem. Namentlich erinnere ich mich nirgends, so massenhafte Bündel von Tuberosen gesehen zu haben, als dort, deren orangenartiger Duft einen großen Theil des übervölkerten Marktes erfüllte. Es läßt sich daraus mindestens schließen, daß die Nerven der Damen dieser Stadt ungleich widerstandskräftiger sein müssen, als die der Römerinnen, welche nicht einmal Veilchenduft zu ertragen im Stande sind. Nur in Marseille habe ich eine ähnliche Neigung für diese stark duftenden Tuberosen gefunden, wenn auch in ungleich geringerem Maße.

Da überwiegende Gründe, namentlich die Beschaffung eines türkischen Passes von dem Gouverneur der Provinz Silistria aufforderten, so mußte der Rückweg aus der Walachei über Giurgewo nach Ruschtschuk dirigirt werden, wo der letztere Beamte zur Zeit residirte. Bei dieser Veranlassung fand ich Gelegenheit, die südwärts von Bukarescht gelegene Gegend am hellen Tage genauer zu betrachten, als dies bei der Herreise möglich gewesen war. Ich überzeugte mich, daß jede Baumvegetation, so weit das Auge rechts

und links vom Wege reichen mochte, zerstört war, und nur niedriges Gesträuch einzelne Hügel deckte. Erklärlich wird dies leicht, wenn man erwägt, wie viele Heereszüge während der letzten Jahrhunderte dieses Weges gewandert sind, — wenn man weiß, daß es in der Moldau und Walachei förmlich zum Gebrauche geworden war, das für das Zugvieh nöthige Futter am Wege zu nehmen, wo es sich eben vorfand, und daß viel versprechende Getreidefelder oft genug in einer Nacht abgeweidet wurden; doch läßt sich nicht verkennen, daß die Cultur nördlich vom Ardschisch sich, nach so vielen Drangsalen, schon etwas mehr erholt hat, als dies südwärts vom Flusse der Fall war. Der Einfluß der Hauptstadt des Landes macht sich hierbei kennbar. Am meisten verwüstet ist das Land in der Nachbarschaft von Giurgewo. Stundenweit erstrecken sich Steppen, die nicht einmal Gräser, sondern nur niedrige Disteln hervorbringen.

Etwas später besuchte ich B r a i l a, den Haupt-Handels- und Ausfuhrplatz der Walachei an der Donau. Die Stadt erreicht das weiterabwärts und östlich gelegene Galacz an Umfang, Verkehr und Einwohnerzahl bei weitem nicht, gewährt aber doch schon das Bild eines nicht unansehnlichen Handelsplatzes. Mehr als hundert Schiffe, deren Bau sie als zum Halten des Meeres geeignet ankündigt, liegen hier am linken Donauufer, welches sich nicht mehr als 30—40′ über die Wasserfläche erhebt. Auch hier noch bewährt sich das früher mehrfach erwähnte Verhältniß der bedeutenderen Höhe des rechten Ufers, welches sich jedoch mehr und mehr von der Mitte des Fahrwassers zurückzieht, indem Hunderte von Inseln die Breite des Stromes schwer erkennen lassen. Darum wird man hier unten auch an dem walachischen Ufer keine Dörfer, sondern nur militärische Wachtposten gewahr, und selbst die auf dem rechten Ufer liegende Festung M a t s c h i n sieht man nur in der Entfernung von mehreren Stunden. Ufer und Inseln sind weithin mit hohem Weidengebüsch und Rohr bedeckt; an offenen Stellen ihres Randes zeigte die herbstliche Flora Polygonum und Artemisia-Arten, Tanacetum, Vicia. Braila hat seit 18—20 Jahren an Wohlstand wesentlich gewonnen. Man sieht eine Anzahl gerader, breiter Straßen und neuer Häuser, unter denen nicht selten zweistöckige. Ein deutscher Architekt soll ihren Bau meistens gefördert haben. An der landeinwärts gelegenen Seite der Stadt sah ich eine in den letztvergangenen Jahren neu erbaute griechische Kirche, St. S p i r i d i o n; sie trägt in der Mitte

einen höheren und zu beiden Seiten des Haupteingangs zwei niedrigere hölzerne Thürme; der Portikus war, wie es bei griechischen Kirchen so häufig der Fall ist, mit grotesken Heiligenbildern aller Art ausgemalt, welche Gott Vater, in der Mitte auf Wolken schwebend, mit der Krone auf dem Haupte, von oben herab dominirte. Die Umgegend dieser Kirche erscheint noch wenig angebaut. — Man schätzt die Einwohnerzahl von Braila heutiges Tages auf 20 bis 25000. Auffallender Weise fand ich auf einem vor dem Anbruche der Dunkelheit gemachten Spaziergange, die Straßen und selbst den Hafen fast menschenleer. Der Gasthof, der mir als der vorzüglichste bezeichnet worden war, beherbergte zahlreiche Fremde; dennoch ließ die Art des Unterkommens sehr viel zu wünschen übrig; die Verpflegung war indessen erträglich, und so durfte man ihn schon den besseren des Orients zuzählen. Die ehemaligen Festungswerke von Braila sind vollständig geschleift; daher auch die Russen während des letzten Krieges den Ort sogleich besetzten und vom Werft aus eine Schiffbrücke nach der gegenüber liegenden langen Donauinsel hinüberschlugen, um Matschin anzugreifen. — Der vornehmste Ausfuhrartikel wird hier stets walachischer Weizen bleiben, nächst dem folgen Felle. Die nette, reinliche Außenseite vieler Häuser, ihre neuen Glasfester, das erträgliche Straßenpflaster, die bessere Kleidung vieler Einwohner sprechen dafür, daß der Handel mit wesentlichem Vortheil für die Stadt betrieben wird.

Der Umstand, daß zwei Dampfschifffahrts-Gesellschaften für den Local-Dienst zwischen Braila und Galacz, eine österreichische und eine französische, vorhanden sind, deutet auf die Lebhaftigkeit des Verkehrs hin. Man wird sich von der raschen Erhebung Braila's einen Begriff machen können, wenn man mit dem Gesagten die Beschreibung des Ortes vergleicht, welche Patrick O'Brien*) vom Herbste 1853 mittheilt. Damals bestand die Stadt aus einer Anzahl zerstreut liegender Häuser, die sich einstöckig über eine Sandwüste erhoben, und nur in der Nähe des Hafens fand sich eine Reihe von Gebäuden, Magazinen und Kaufläden.

Während meiner Anwesenheit in Braila und Galacz waren

---

*) Süd-Rußland und die türkischen Donauländer, in Reiseschilderungen u. s. w. Leipzig, 1854. S. 175

beide Orte noch von österreichischen Garnisonen besetzt, die sich hier jedoch ziemlich ruhig verhielten. Es ist zu bemerken, daß ihre Kopfzahl durch die der Matrosen der vor beiden Orten liegenden Handelsschiffe beträchtlich überwogen wurde. — Auffallend bleibt es, daß die österreichische Regierung zur Besetzung der Donaufürstenthümer aus ihrem Heere Truppentheile gewählt hatte, die nicht zu den civilisirtesten gehören und mit deren Betragen man an vielen Orten unzufrieden zu sein reelle Ursache gehabt zu haben scheint. Das Ansehen des deutschen Namens hat durch diesen Umstand nicht gewonnen, da die Einwohner jene Truppen mit Unrecht als Deutsche betrachteten.

Das der ersten österreichischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft gehörige Schiff „Zriny" führte mich in einer Stunde von Braila nach Galacz; die erst genannte Stadt gewährt aus einiger Entfernung von Osten her betrachtet, besonders wegen der sie zahlreich bekränzenden Masten, ein stattliches Ansehen, wozu der hier ungemein breite Strom, der auch hier seine bedeutendste Tiefe erreichen soll, wesentlich beiträgt. Das Terrain scheint sich auf der Ostseite bis zu 50′ zu erheben und zeigt eine blühende Cultur, die sich weiter abwärts allmählig wieder verliert. Erst vom Verdecke des Schiffes aus vermochte ich die kleine Festung Matschin, die sich auf einem Hügel des rechten Ufers hervorhebt, deutlich zu übersehen; zahlreiche Inseln hatten das eigentliche rechte Ufer bis dahin vollständig gedeckt.

Eine mit dem rechten Donauufer parallel laufende Hügelkette, als deren westliche Vorhut gleichsam der niedrigere Kegel zu betrachten ist, welchen das feste Matschin krönt, das darum von besonderer Wichtigkeit ist, weil es, richtig benutzt, den vor ihr liegenden Theil der Donau beherrscht.

Der Sereth, nach der neuesten Convention als Gränzfluß zwischen Walachei und Moldau wieder aufrecht erhalten, ergießt sich durch eine flache Ebene unter rechtem Winkel in die Donau. Unser Capitain nannte ihn einen trüben, morastigen Fluß, der nach jedem Regen der Donau viel Schlamm zuführe. Er erschien am Ausflusse nicht so breit, als die Sieg bei Bonn, verhältnißmäßig also unbedeutend.

Galacz, die bedeutendste Handelsstadt der Moldau und der Donaufürstenthümer überhaupt, erhebt sich von der Donau aus

angesehen, amphitheatralisch merklich höher als Braila und bietet zugleich eine ohne Vergleich bedeutendere Häusermasse dar. Im Augenblicke unserer Ankunft erschien die Zahl der Handelsschiffe weniger bedeutend, als wir sie in Braila unlängst verlassen hatten. Ein Dampfschiff des Lloyd fuhr soeben abwärts nach dem schwarzen Meer, und ein anderes, der Metternich, war von Odessa gleichzeitig angelangt. Als unser Schiff angelandet hatte, wurde es von einer großen Anzahl zerlumpter Lastträger bestürmt, die mit Gewalt heruntergetrieben werden mußten. Ich stieg in dem Dampfschifffahrts-Hôtel ab, welches einem Paduaner gehört, den ich indessen nach seiner Lebhaftigkeit und Zungenfertigkeit hätte für einen Neapolitaner halten mögen. Die letztere Eigenschaft fand ich bei seiner Frau in noch erhöhtem Grade vor. Als ich dem Manne dies bemerklich machte, erwiderte er: „é vero, ì Padovani son freddi.“ Späterhin zeigte sich, daß Signor Stefano im Orient sehr gut zu rechnen gelernt hatte. Die Einrichtung des Hauses kann mit der eines italienischen Gasthofes zweiten oder dritten Ranges verglichen werden; doch muß es hier zu Lande schon dankbar anerkannt werden, wenn man eine mäßig besetzte Gasttafel vorfindet. Auch schien das Haus von Ausländern vorzugsweise besucht zu sein. —

Mein erster Besuch galt dem Banquier-Hause Epaminonda Pana & Comp., auf welches ich von Wien aus angewiesen worden war. Die Einrichtung dieses, seiner Bedeutung nach ansehnlichen Hauses, fand ich ebenso, als späterhin allenthalben im Oriente, selbst Galata und Pera nicht ausgenommen, ungemein einfach. Das Erdgeschoß des weitläuftigen Gebäudes schien nur zur Aufspeicherung von Waaren eingerichtet zu sein. Eine schmucklose, hölzerne, hohe Treppe führt in ein oberes Geschoß, welches das Comptoir mit seinen Nebengemächern umfaßt, so, daß es selbst an dem gewöhnlichsten Comfort von Sopha u. dgl. gebricht. Augenscheinlich hat die Türken-Herrschaft es dergleichen Häusern zur dringenden Aufgabe gemacht, Alles zu vermeiden, was irgendwie äußerlich auf Wohlhabenheit hindeutet. Die Familie des Hausherrn wohnt freilich auch außerhalb des Geschäftshauses, und mag bequemer eingerichtet sein. Mehrere hier aus der Heimath vorgefundene Briefe, deren erfreulicher Inhalt mag mir Galacz in um so heiterer Gestalt haben erscheinen lassen. Der zweite Besuch wurde dem preußischen

Vice-Consulate zugewendet, welches ich außerhalb des belebteren Theiles der Stadt auf der Höhe des Hügels fand, an welchen sich Galacz anlehnt. Der Vice-Consul Hr. Blücher, befand sich zur Zeit in Sulina, um die preußische Corvette Danzig dort zu empfangen. Ich wurde indessen auf sehr humane Weise durch seinen Stellvertreter Hrn. Glaise empfangen, der mir für die Erreichung meiner Zwecke ebenso hülfreich war, wie ich dies dankbar schon in Bukarescht erfahren hatte. Hr. Glaise war früher 10 Jahre lang preußischer Consular-Agent in Krajowa gewesen. Es scheint, daß wahrheitsgetreue Berichte über mancherlei Unthaten der österreichischen Besatzungstruppen, welche zu seiner Zeit die Runde durch die deutschen politischen Blätter gemacht hatten, seiner Feder zugeschrieben worden waren, und dieser Umstand mochte die Veranlassung zu seiner Versetzung nach Galacz gegeben haben; sollte es sich wirklich so verhalten, so würde ihm diese Versetzung sicherlich zur Ehre gereichen, denn die österreichischen Truppen befanden sich nicht in einem eroberten feindlichen Lande. Hr. Glaise gibt seitdem ein nützliches Tagesblatt hier heraus, welches die täglich ankommenden und abgehenden Schiffe nachweist, sowie ähnliche, für den Local-Verkehr wichtige Nachrichten enthält.

Die Bevölkerung von Galacz steigt in einer Progression, welche an die von Californien erinnert. Im Frühling 1856 enthielt es 50,000 und im Herbste desselben Jahres 70,000 Einwohner. Der Handel hat hier ein mächtiges Emporium errichtet und ebendeshalb haben sich seit dem Frieden Tausende von Gewinnlustigen hierhergezogen. Der geschäftige Verkehr, der sich allenthalben kund giebt, die verschiedenen Sprachen, deren fremdartige Töne das Ohr treffen, Lastfuhren mit hohen knarrenden Rädern, herumrollende, kleine Droschken oder Carozze auf Federn nach russischer Art, oder auf der Achse liegend, kleine Karren, die Donauwasser in Fässern herbeiholen, welches, durch den Ruschtschuk-Stein filtrirt, getrunken wird, Menschen, die zum Dampfschiff eilen, oder von ihm kommen, die Kaufleute, welche um Mittag ruhig und ernst an der Börse stehen und ihren Gewinn berechnen, Ochsenfuhren, Holz oder Weizen bringend, — alles das bietet ein Gewirre, welches nur größere Handelsplätze erzeugen können. Der Hauptverkehr der Stadt nimmt die Nähe des Donauwerfts ein. Ein mäßiger Theil dieses ist von Quadersteinen aufgemauert, er dient den geschäftslos

sich etwa ergehenden Einwohnern, so wie den gegen Abend erscheinenden Equipagen der wohlhabenden Kaufleute und ihrer Familien zum Tummelplatze. In letzteren wird man manche sorgfältige, westeuropäische Toilette, mitunter auch anziehende Physiognomien ihrer Inhaberinnen gewahr. An gewissen Abenden der Woche läßt sich hier das Musikchor der Moldauischen Garnison hören, und dieser Umstand gab mir, besonders an einem griechischen Feiertage, Gelegenheit, einen Theil der hiesigen schönen Welt versammelt zu sehen. Doch muß ich gestehn, daß die bunten Trachten der hier zusammenströmenden mannigfaltigen Völker, namentlich der Griechen, Armenier, Russen, Tartaren u. s. w. neben den Eingebornen der niedern Klassen, meine Aufmerksamkeit so fesselten, daß mir für die Welt der Carossen, deren Zahl übrigens auch wenig bedeutend schien, kaum einige Muße übrig blieb. Numerisch überwiegend erscheinen die Griechen, leicht kenntlich an ihrem hohen rothen Fes mit blauseidnem Büschel, an schwarzer Jacke, schwarzen, weiten Hosen und rothem Bund. Sie scheinen den Handelsverkehr hauptsächlich in Händen zu haben, und es befinden sich einige Millionäre unter ihnen. — Türken habe ich fast gar nicht bemerkt. — Die Sucht des Spiels soll unter den Einwohnern in hohem Grade eingerissen sein, wie dies an einem Orte, wo der Erwerb so bequem ist, leichter erklärlich wird. Es soll vorkommen, daß man 1000 Ducaten auf eine Karte setzt, — gewiß nicht, um das Vertrauen in die hiesige kaufmännische Solidität zu erhöhen.

Der größere Theil des Quai besitzt nur eine hölzerne Fütterung, namentlich ist dies nach abwärts der Fall, wo die Dampfschiffe anzulegen pflegen. Es steht zu hoffen, daß die Stadt, bei der muthmaßlichen ferneren Zunahme an Wohlhabenheit, nicht säumen wird, den Steindamm zu verlängern.

Ein großer Theil der Straßen von Galacz steigt bergan. Da sie nun sehr nachlässig, und jedenfalls schlechter als die von Braila, gepflastert sind, so bedeckt sie bei Regenwetter und im Winter ein tiefer Koth, der den Fußgängern schwer zu besiegende Hindernisse in den Weg wirft. In welchem Zustande sich die hierher führenden Landstraßen während der herbstlichen Regenzeit befinden, beweist der Umstand, daß man 20—24 Pferde vor einen leichten Reisewagen zu legen genöthigt ist. — Festungswerke sind

gegenwärtig nicht vorhanden, und der schnell aufblühenden Stadt ist freilich zu wünschen, daß sie stets fern von ihr bleiben mögen.

Die Zahl der hier lebenden Deutschen betrug bei meiner Anwesenheit 1200. Ein Uhrmacher, den ich aufsuchte, war ein Deutscher; ihm gegenüber hielt ein Deutscher ein Magazin; der Fuhrmann in dessen Droschke ich stieg, war ebenfalls deutschen Ursprungs. Man erwartet jetzt einen evangelischen Geistlichen in der Person eines Bruders des Hrn. Neumeister in Bukaresch t, hofft dann auch bald eine Kirche bauen zu können, in welcher er seine Thätigkeit entwickeln soll.

Die ganze männliche Bevölkerung von Galacz geht dem Handel, d. h. dem Gewinne nach. Die Cultur der Wissenschaften steht gleichzeitig auf einer sehr niedrigen Stufe. Die Erziehung der jungen Mädchen höherer Stände wird durch einige Pensions-Anstalten angebahnt, deren Vorsteherinnen Fremde sind.

Die Moralität der Bewohner steht im Allgemeinen mit der von Bukaresch t auf gleicher Stufe, die geistige Cultur aber auf einer niedrigeren. Für eine anständige westeuropäische Frau fällt es schwer, eine für sie passende Gesellschaft zu finden.

Die Lebensweise ist in Galacz eine ungemein kostspielige, obgleich die ersten Lebensbedürfnisse in der größten Nähe sehr wohlfeil zu haben sind. Die Ursache hiervon mag in den großen Massen von Mundvorrath liegen, mit dem sich die zahlreichen Schiffe auf lange Zeit hier versehen müssen; der Capitain zahlt nicht aus seiner Tasche und leicht etwas mehr, um gute Nahrungsmittel zu erhalten. Das übrigens gute Weiß-Brod kostet hier ungefähr ebenso viel als in London, welches seinen Weizen zum Backen von hier holt. Dasselbe ist der Fall mit dem Fleische, obgleich es in der Walachei so zahlreiche Heerden Vieh, wie nirgend anders in Europa, giebt. — Der Mittagstisch in meinem Gasthofe ließ auch viel zu wünschen übrig. Die Früchte von Solanum Melongena genoß ich hier zuerst in einem Ragout, fand sie jedoch nicht so zart wie S. Lycopersicum. Die Trauben, sämmtlich dickschalig, waren noch nicht vollständig reif, Aprikosen schlecht und Pfirsiche sehr selten. — Ein rother Wein des hiesigen Landes ist sehr schmackhaft und feurig.

Der Gouverneur von Galacz, ein sehr thätiger und energischer Mann, hatte bei meiner Anwesenheit eine bereits 1852 er-

gangene Verordnung endlich factisch zur Ausführung gebracht, nach welcher alle hölzernen Baracken, welche die Straßen von Galacz noch verunzieren, innerhalb einer gewissen Zeit abgebrochen und statt ihrer steinerne Häuser aufgebaut werden sollen. Er ließ, als man diesen Befehl mißachtet hatte, plötzlich hundert solcher elenden Häuser niederreißen. Wenn die Eigenthümer nicht innerhalb einer bestimmten Frist Häuser aus Stein gebaut haben, so wird der Platz verkauft und ihnen der Erlös eingehändigt. — So trefflich diese Anordnung für das Aufblühen der Stadt auf einer Seite nun auch ist, so sind auf der andern doch die Miethen ungeheuer gestiegen, — seit einem Jahre nicht blos auf das Doppelte, sondern auf das Drei- Vierfache. Bei dem enormen Zuwachs der Bevölkerung kann gar nicht rasch genug wieder aufgebaut werden. Menschen, die bisher mit bestimmten Einkünften eingeschränkt leben konnten, sehen sich jetzt dem Elende Preis gegeben. Ein gewöhnlicher Sackträger kann dagegen im Hafen täglich 2 Thaler verdienen; ein Bedienter erhält monatlich von 1½—6 Ducaten neben freier Station. — Architektonisch sehenswerthe oder auch nur geschmackvoll gebaute Häuser sind mir in Galacz nicht zu Gesicht gekommen; dies gilt auch von den Kirchen.

Der Boden, auf welchem Galacz ruht, ist thonhaltig. Das Klima ist im Allgemeinen gesund, was seiner unmittelbar am Ufer eines großen, schiffbaren Stromes ansteigenden Lage zuzuschreiben sein dürfte. Die lebendige Strömung des letzteren scheint die aus den zahlreichen Sümpfen der Moldau etwa herübergewehten Dünste zu neutralisiren. Auch reicht die aus dem schwarzen Meere von Osten herkommende starke Luftströmung bis zu der Stadt und trägt zur Erhaltung ihrer Salubrität wesentlich bei. Doch ist sie es auch, die im Winter und Anfang des Frühlings häufige Lungenentzündungen veranlaßt. — Es bestehte in Krankenhaus zur Aufnahme von kranken Seeleuten und bedürftigen Einwohnern, welches 40—48 Betten zählt; Arzt an demselben ist Hr. Dr. Serviotti, der auch in Deutschland studirt hat. Nächstdem sind an deutschen Aerzten noch die Hrn. Dr. Martin, Elbogen und Rosenthal ansässig.

Zur Weiterreise nach dem schwarzen Meere bediente ich mich des Lloyd-Dampfschiffes „Persia", welches mir seiner festen Bauart wegen gerühmt worden war. Bei seiner Abfahrt gewährte der Standpunkt vom hohen Verdecke herab einen großartigen Ueberblick

der Stadt mit ihren Umgebungen, sowie des Hafens. Da die Donau hier ungleich breiter, als bei Braila ist, so ankern die Schiffe in weiteren Entfernungen von einander, und so lassen sich die Formen der einzelnen um so bequemer durchmustern. Wenn sie an einem der zahlreichen Festtage ihre bunten Flaggen und Wimpel aufziehen, so bieten sie dadurch einen wahrhaft festlichen, imposanten Anblick dar. Eines derselben hatte sich bei solcher Veranlassung mit verschiedenartigen Flaggen vollständig überdeckt. Man wird vom Strome aus erst gewahr, daß sich die Stadt auf einer Hügelkette, die sich in der Richtung nach Nordost vom Ufer allmählig mehr entfernt, in zerstreut liegenden Häusern noch weithin ausdehnt. Diese vor der eigentlichen Stadt liegenden Gebäude erscheinen sämmtlich von grünen Bäumen umgeben und ziehen, als freundliche Ruhepunkte für das Auge, mit ihren rothen Ziegeldächern die Aufmerksamkeit des Beschauenden auf sich. Im Vordergrunde der Stadt, unfern vom Ufer, heben sich zwei griechische Kirchen hervor, deren jede zwei kuppelförmige Thürme besitzt, die mit Weißblech beschlagen sind. Die griechische Hauptkirche, welche höher oben liegt, soll ein noch unscheinbareres, altes Gebäude sein.

Zur Geschichte und Charakteristik der Rumänen. — So barbarisch die Ureinwohner Daciens von den damaligen Weltherrschern, den Römern, auch geschildert werden, so mußten sie doch bekennen, daß diese Barbaren ihnen den thatkräftigsten Widerstand zu leisten vermochten. Zwar wurden sie nach tapferem Kampfe noch unter August durch Cnejus Lentulus besiegt; bald aber erhoben sie sich wieder. Tiber vermochte nichts gegen sie und unter Domitian brachten sie es sogar dahin, daß die Römer, um vor ihren ewigen Einfällen gesichert zu sein, ihnen Tribut zahlten. Erst Trajan gelang es, die Römerherrschaft durch Colonien dort dauernd zu befestigen. Doch hatte er auch zu diesem Zwecke colossale Mittel aufgewendet, wie die Spuren der großen Straße am rechten Donauufer, sowie die noch im Bette der Donau unterhalb des eisernen Thores stehenden 18 Mauerpfeiler beweisen, die den erstaunten Blicken der Dacier im Jahre 104 n. Chr. das zauberhafte Bild einer stehenden Brücke über den riesigen Strom darboten. Trajan hatte also auch vollkommen Recht, den ihm zu Rom geweihten Triumphbogen mit den Marmorbildern eines Zuges gefangener Dacier zu

zieren, welche die Römer sich hernach unter Constantin I. nicht schämten ihm zu rauben, und sie dem Triumphbogen des letzteren anzuhängen, an welchem man sie heutiges Tages noch wohl erhalten, gewahr wird. Dem Beschauer, welcher diese Bilder dem Gedächtnisse treu einverleibt hat, muß bei dem ersten Blicke auf die heutigen moldo-walachischen Bauern eine frappante Aehnlichkeit zwischen Beiden auffallen. Dieselben breitschulterigen, gedrungenen Gestalten, das vornübergeneigte Haupt, das starkbärtige Gesicht, die tiefliegenden unter buschigen Augenbrauen hervorlugenden Augen, das struppige Hauptthaar, die bis über die Knöchel herabreichenden, unten zusammengebundenen ungemein weiten Beinkleider, das darüber hinabfallende, kurze Hemde, welche beide durch einen Riemen in der Nabelgegend zusammengegürtet werden, der kurze, über die Schulter geworfene Mantel, — Alles zeigen die Marmorbilder zu Rom, ebenso wie die Einwohner der rumänischen Donauebenen. Dieselbe Aehnlichkeit fand auch Paget*) zwischen den heutigen Walachen und den Bildern der Dacier auf der Trajansäule zu Rom. Trajan hat den noch größeren Triumph erlebt, seine Colonien dort so fest zu begründen, daß die Rumänen noch heute darauf stolz sind, sich Abkömmlinge derselben zu nennen, auch eine Sprache zu reden, in welcher romanische Sprachformen vorherrschen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß die Walachei noch heute von den Nachkömmlingen zwei ganz verschiedener Volksstämme bevölkert ist. In den Bojarenfamilien und in dem kleinen Adel kommen überwiegend häufig Physiognomien vor, wie man sie in dem heutigen Italien zerstreut allenthalben vorfindet. Nur in den niederen Klassen und dem Landvolke beherrscht der dacische Ur-Typus in der angegebenen Weise Physiognomie und Körpergestalt. Als ich in der Kajüte des Dampfschiffes zum ersten Male zwei vornehme walachische Damen ihre Nationalsprache reden hörte, vermeinte ich, aus der Ferne Italienisch wahrzunehmen. Erst nach einiger Annäherung entdeckte ich, daß die romanischen Wörter durch gehäufte slavische, auch einige neugriechische und wenige türkische Formen überdeckt wurden; doch schienen jene meistens noch zu überwiegen. Dieses

*) Travels in Hungary and Transylvania. Vol. II. London, 1831.

Sprachgemisch wurde geraume Zeit hindurch mit Hülfe des russisch-griechischen Alphabets geschrieben, welches man neuerdings, wie oben schon bemerkt, durch das lateinische Alphabet zu verdrängen bestrebt ist. — Seit Hr. Körnbach*) die interessante Parallele lateinischer und daco-romanischer Wortformen aufstellte, und daraus die Consequenz zog, daß die walachische Sprache in ihrer Wortbildung der lateinischen Mutter getreuer geblieben ist, als die übrigen romanischen Sprachen, darf es jetzt um so weniger bezweifelt werden, daß unter den heutigen Walachen zwischen der Theiß und dem obern Dnjester noch viele Abkömmlinge der von Trajan hergesandten Colonisten erhalten sind. Zum Theil auf diese Schrift hat Hr. Basil Manin**) das Werk begründet, welches er im Sommer 1858 in walachischer Sprache zu Temeswar herausgab. Sein Titel drückt das Resultat der darin niedergelegten Forschungen genügend aus. Als Hauptstütze für ihre Geschichte aber betrachten die heutigen Rumänen das von dem Canonicus G. Schinkai in Siebenbürgen verfaßte historische Werk, welches der Hospodar Ghika endlich auf seine Kosten in guter Ausstattung und zwar in walachischer Sprache drucken ließ***). Es wird behauptet, daß der Verfasser, dessen historische Forschungen den Absichten der damaligen österreichischen Regierung unwillkommen waren, vielen Unannehmlichkeiten ausgesetzt gewesen sei. Sein Manuscript kam zuletzt unvollständig in die Hände Ghika's.

Schon unter der Regierung des Hadrian erlaubten sich die Dacier von Neuem Uebergriffe und Einfälle gegen die Römer und nöthigten diese, die herrliche Donaubrücke abzudecken, um sich vor ihnen zu sichern. Indessen so ansehnlich war zur Zeit des Hadrian die Colonie, daß er sich von seinem Vorsatze, sie über die Donau zurückzuziehen, abbringen ließ, noch einmal eine mächtige Anstrengung zu ihrer Erhaltung wagte, und darum auch auf Münzen, mit dem Titel „Restitutor Daciae" begrüßt wurde. Doch stets wiederholt kehrten die herausgeschlagenen Barbaren, namentlich die West-

---

*) Studien über daco-romanische Sprache. Wien, 1855.

**) Historisch-kritische und literarische Abhandlung über den Ursprung der Rumänen aus dem daco-trajanischen Reiche.

***) Schinkai, Chronica Romaniloru de la 86—1793 (vom Jahr 86 n. Chr. bis zum Tode des Verfassers).

gothen wieder, und endlich wurde man unter Aurelian des fruchtlosen Widerstandes müde. Dieser Kaiser bot um das Jahr 274 den dacischen Colonisten Wohnsitze auf dem rechten Donauufer in Mösien an. Viele folgten dem Rufe und von da ab hieß dieser Theil Mösiens das aurelianische Dacien; Andere flüchteten in die Karpathen nach Siebenbürgen und die Marmarosch, um sich dort bis zu gelegener Zeit zu verbergen. Ein dritter Theil der Einwohner, wahrscheinlich der zahlreichere, von den dacischen Urbewohnern abstammende, suchte sich in der Ebene zu erhalten, und diesem Umstande mag es zugeschrieben werden, daß sich unter dem Landvolke der heutigen Zeit häufig noch so auffallende physiognomische Aehnlichkeiten mit den zu Rom vorhandenen Steinbildern darbieten. Noch einmal wagte Constantin I. im Vollgenusse der damaligen gesammten Weltherrschaft um das Jahr 332 eine zweite Brücke über die Donau zu schlagen und die barbarischen Völker von deren linker Seite zu vertreiben; auch gelang das Unternehmen für den Augenblick; zahlreiche Gothen wurden zum Christenthum übergeführt, behielten ihre Wohnsitze und ihr Bischof Ulfilas war der erste, der die Bibel in ein germanisches Idiom übersetzte. Nach der Theilung des großen Reiches zwischen Valens und Valentian beherrschte Athanarich, König der Westgothen, Dacien selbstständig. Von dem Jahre 376 ab, wo die Hunnen zuerst Dacien überströmten und die Westgothen über die Donau drängten, unterliegt die Geschichte Daciens so mannigfachen Wandelungen, daß diese für die Zwecke der gegenwärtigen Schrift nicht verfolgt werden können. Nur das erscheint für die Charakteristik der Rumänen von wesentlichem Interesse, daß, so oft die Barbaren, gleichviel, ob diese Ostgothen, Hunnen, Gepiden, Avaren u. s. w. waren, ihnen in der Ebene freien Raum darboten, sie stets aus den Karpathen in diese hinabstiegen, um sie von jenen zu säubern. Es läßt sich nicht leugnen, daß sie sich dadurch ein bestimmtes Recht erworben haben, sich gegenwärtig die Nachkommen der alten römischen Colonisten Daciens zu nennen, womit denn zugleich auch das vorherrschende Uebergewicht des romanischen Dialekts in der Sprache erklärt wird.

Als die aufeinanderfolgenden Barbaren-Schwärme sich im Laufe der Jahrhunderte, bis auf geringere Reste, in der Ebene gegenseitig aufgerieben hatten, tritt zuerst 1241 aus dem Dunkel der Geschichte die Heldengestalt des Radunegro (Rudolph des

Schwarzen) hervor, der von Siebenbürgen herkommend, den Befreiungskampf eröffnet haben soll. Doch erscheinen ihre Züge in so zweifelhaftem Zwielicht, daß mit Sicherheit nicht einmal annähernd darauf gebaut werden kann. Erst im 15. Jahrhunderte treten zwei kühne Männer in das helle Licht der Geschichte hervor, deren einer, Michael der Tapfere oder Große die gesammte Walachei, Moldau und Siebenbürgen unter seine Herrschaft vereinigt, nachdem die schon damals eingedrungenen Türken 1593 von ihm bei Kalugareni geschlagen worden waren. Gegen diese verband er sich später mit den Oesterreichern — zu seinem Verderben. Als er sich diesen durch seine Correspondenz verdächtig gemacht hatte, wußte ihr Feldherr, der Italiener Basta, ihn listig von seinen Truppen zu trennen und ließ ihn dann 1601 feige ermorden. — Schon ein Jahrhundert früher, 1458, war Stephan der Große, Fürst der Moldau. Er spielte eine weniger edle Rolle, als Michael, denn, nachdem er die Türken unter Mahomed II. geschlagen hatte, verband er sich 1498 mit ihnen und den Tartaren zu einem Einfalle in Polen Die spätere Geschichte der Moldo-Walachen zeigt leider einen wirren, oft blutigen Hader von Sonder-Interessen der Bojaren, die mit der Wohlfahrt des Landes nichts gemein hatten und dem die Strafe der Oberherrschaft der Türken zuletzt folgte, die nur durch das übermächtige Rußland zeitweise aufgehoben werden konnte. Durch die Verbindung Frankreichs und Englands mit der Türkei fiel sie endlich im März 1856 auf die letztere wieder zurück, wenngleich nur als ein Schattenbild früherer Machtvollkommenheit. Möchte das Land die traurigen Scenen fortan sich nicht mehr wiederholen sehen, die das 17., 18. und 19. Jahrhundert mit sich führten. Durch Verräthereien ihrer eigenen Eingebornen wurde ihr letzter Fürst Stephan Kantakuzeno, wie früher der edle aber unvorsichtige Fürst Brankowan, nach Constantinopel geschleppt und enthauptet. Von jener Zeit ab sendete die Pforte griechische Fanarioten aus Constantinopel zu den Moldo-Walachen. Sie hatten ihre Stellen mit Geld erkauft und machten sich bei den unglücklichen Rumänen bezahlt. Die geschmeidigen Bojaren küßten ihnen und den türkischen Beamten die Hand, die vielleicht kurz vorher noch den Bart im Serail abgenommen hatte. Das scharfe Wort des Tacitus: „Corrumpere et corrumpi seculum est“

paßt auf sie vollständigst. Dr. Andr. Wolf*) schildert die heillose Wirthschaft, welche die Fanarioten in diesen Ländern verübt haben, mit lebhaften Farben. Der Vertrag von Akjerman, welcher einheimische Fürsten bestimmte, war in dieser Hinsicht ungemein wohlthätig. Welche Drangsale im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts diese Länder durch die oft wiederholten Kriege der Russen und Türken erlitten haben, lebt allgemein zu sehr im Andenken, als daß es hier hätte näher berührt werden sollen. Man darf mit Recht sagen, daß, wenn das reiche Land nicht wahrhaft unverwüstlich wäre, heute kaum noch menschliche Wesen dort zu erwarten sein dürften.

Wenn man jene zähe Ausdauer des Elementes der römischen Colonisten unter den entmuthigendsten Umständen, welche sich aus dem Obigen ergibt, näher in's Auge faßt, so findet man sich zu der nahe liegenden Frage hingedrängt, wie es Trajan möglich gewesen sei, urplötzlich so viele Tausende freier Römer zur Uebersiedelung nach dem so fernen und damals unbekannten Dacien zu bewegen? Die Antwort liegt in den damals zu Rom vorherrschenden unnatürlichen Zuständen, welche die enorm angewachsene Bevölkerung desselben in zwei große Lager zerfällt hatte. Das eine enthielt die reichen übermüthigen, prassenden, das andere die armen, hungernden, nur noch aus den Vorrathshäusern des Staates am Leben zu erhaltenden Bewohner. Die jetzt über Theuerung der ersten Lebensbedürfnisse klagenden Einwohner unserer großen Städte würden erstaunen, wenn sie durch näheres Studium der erwähnten Zustände sich davon überzeugen wollten, welche hohe und steile Leiter des Anwuchses zu unerhörten Preisen für die zum Leben am wenigsten zu entbehrenden Dinge sie zu erklimmen haben würden, wenn sie jene Römer erreichen wollten. Doch befinden wir uns ja gegenwärtig in einem nicht geringen Theil von Europa auf dem geradesten und sichersten Wege zu solchen unnatürlichen Verhältnissen. Der Geist der Association preßt die edlen Metalle in die Koffer einiger Weniger zusammen, und — — die Besitzlosen werden durch sie genöthigt werden, in noch viel colossaleren Massen auszuwandern,

*) Beiträge zu einer statistisch-historischen Beschreibung des Fürstenthums Moldau. Hermannstadt, 1805. I. Th. S. 2.

als dies seit Decennien in Europa schon geschah. Die Römer nahmen wenigstens soviel Rücksicht auf die letzteren, daß sie ihnen ferne Länder eroberten, und ihnen dort, als freie Colonisten, unentgeltlich Grund und Boden sammt Geräthen zur Bearbeitung verabfolgten. England und Frankreich haben dieses Beispiel folgerichtig nachgeahmt. Nur Deutschland überläßt seine auswandernden Söhne ihrem oft sehr traurigen Schicksale; die heutigen Rumänen aber, so oft ihr Blut auch mit dem der Barbaren gemischt worden sein mag, nennen sich seit anderthalb Jahrtausenden immer noch mit Stolz: Abkömmlinge der Römer.

Bei den Bewohnern der kleinen Walachei, namentlich von Krajowa, ist mir eine romanische Gesichtsbildung besonders aufgefallen, soweit sie in meinen Beobachtungskreis kamen. Sie sind lebhafter und bauen ihr Land zweckmäßiger an, als dies in der großen Walachei geschieht. Diese würden, meines Erachtens besonders geeignet sein, einen der festen Mittelpunkte herzugeben, von welchen aus die höhere Civilisation der Fürstenthümer ausgehen muß. Die Individuen, welche, wie oben erwähnt, den dacischen Ur-Typus bewahrt haben, wie er sich zur Zeit Trajan's vorfand, gehören fast sämmtlich dem niederen Landvolke an, mit welchen die römischen Colonisten sich weniger vermischt haben dürften. Eine große Zahl der freien Colonisten, die sich vor den barbarischen Horden in die Gebirge zurückgezogen hatten, scheint hier durch den Geschmack an dem sicherern und freieren Gebirgsleben auf den Höhen zurückgehalten worden zu sein. In der That zeigen die Gebirgsrumänen einen höhern, festern Körper, eine größere Behendigkeit und Gelenkigkeit der Bewegungen und ungleich mehr Selbstbewußtsein in Physiognomie und Benehmen, als die Einwohner der Ebene. Zur Zeit der selbstständigen Blüthe der Walachei lag die befestigte Hauptstadt Tergovist gleichfalls am Abhange der Karpathen, 807, über dem schwarzen Meere; sie ist jetzt auf 5000 Einwohner herabgesunken, nachdem sie ehedem 30,000 gezählt haben soll. Freilich ist hierbei nicht zu übersehen, daß ein ähnliches Verhältniß sich von früh an in den meisten Theilen Europa's bewährt hat. Die kraftvollsten und kriegstüchtigsten Nationen stiegen häufig von den Gebirgen herab.

Bei der heute noch in den Fürstenthümern herrschenden Lage der Dinge, in welcher ein freier Bürgerstand fehlt, und das Land-

volk unfähig ist, seinerseits zur Ersteigung einer höheren Civilisations-Stufe beizutragen, bleibt die letztere von dem hohen und niederen Adel, sowie von den aus diesem entnommenen Beamten abhängig. Der große Adel, welchen die Bojaren repräsentiren, hat überwiegende Vorrechte durch Geburt und Besitzthum. Das edlere Vorrecht der Civilisation muß er mit dem kleinen Adel theilen, von dem man im Allgemeinen rühmen kann, daß er in dieser Hinsicht das Bojarenthum überflügelt hat, welches, mit einzelnen anzuerkennenden Ausnahmen, nur äußerliche Cultur und Politur zu erstreben gewohnt ist. Der kleine Adel wird schon durch den Beamtenstand erworben; auch gehören ihm die kleineren Gutsbesitzer und größeren Pächter an. Aus ihm ist großentheils die jüngere Generation hervorgegangen, der es mit Erlangung wissenschaftlicher Ausbildung und durch diese mit der dringend nothwendigen humanen Regeneration der Volksmasse wahrhaft ernst ist. Ich habe durch Talent und den redlichsten Willen ausgezeichnete junge Männer kennen gelernt, von deren Feuereifer für ihr Vaterland sich viel Gutes erwarten läßt, und denen man nur wünschen muß, daß sie sich mit ihren gutgemeinten Unternehmungen nicht überstürzen mögen. Daß sie mehr zu dem französischen als zu dem deutschen Elemente sich hinneigen, dürfen billig urtheilende Deutsche ihnen nicht verargen, wenn sie erwägen, wie wenig Antheil Deutschland, schwächlich genug, während des letzten Jahrhunderts an den dortigen Umwälzungen genommen hat, wie wenig auch die rumänischen Stammgenossen, welche von Oesterreich regiert werden, von diesem zu einer höhern Culturstufe gefördert worden sind. Hierzu kommt noch, daß Männer der verschiedensten Nationalitäten, welche die österreichische Uniform tragen, dort den Namen der Deutschen führen. Mit Rußland werden die Rumänen eben sowohl durch ihre Staats-Religion, als auch durch zahlreiche Charakterzüge verbunden. Dennoch sind überwiegende Gründe vorhanden, anzunehmen, daß, wenn man den Moldo-Walachen erlaubt hätte, einen fremden Prinzen zum Fürsten zu wählen, sie einen Franzosen auserkoren haben würden. Das Uebergewicht, welches notorisch der gegenwärtige General-Consul Frankreichs in Bukarescht ausübt, mag seinen Grund zum Theil in dieser Hinneigung finden. Die Verwaltung der Donau-Fürstenthümer durch einen Prinzen aus irgend einem europäischen Regentenhause hat schon früh der umsichtige Gagern (Vater) empfohlen,

indem er dem Fürsten Metternich zu jenem Zwecke den Prinzen Gustav Wasa „pour couper court“ empfahl*). Als Künstler, Aerzte und Handwerker sind jedoch die Deutschen nicht bloß zahlreich, sondern auch geachtet. Zahlreicher noch sind die Juden, die alle Deutsch sprechen. Die 80,000 Einwohner von Jassy bestehen zum dritten Theil aus Juden. Ebenso kann man sagen, daß ungefähr der dritte Theil der Gesammt-Bevölkerung der Moldau fremden Nationalitäten angehört; die letzteren stellen in der Walachei ungefähr den sechsten Theil der Bevölkerung dar.

Die Geistlichkeit des als Staats-Religion geltenden griechischen Cultus würde bei der gegenwärtigen Regeneration der Moldau-Walachei ganz besonders Gelegenheit finden, ihre hohe Mission zu erfüllen, wenn sie dazu befähigt und willig wäre. Leider ist die große Mehrzahl der Geistlichen nicht mit jenem Grade der Humanität und Wissenschaftlichkeit ausgerüstet, der hierzu die Grundlage bilden müßte. Fast ohne Ausnahme dem Bauernstande entsprossen, haben sie nur höchst mäßigen Anforderungen zu entsprechen, um die Weihen zu erhalten. Die 50,000 Geistlichen, welche man im Lande zählt, tragen eben sowenig zu den Staatslasten bei, als der gesammte Adel. Schon dieser Umstand macht es erklärlich, weshalb viele Bauernsöhne sich dem geistlichen Stande zuwenden, ohne jedoch damit zugleich geistliche Funktionen ausüben zu wollen. Ein nicht unbeträchtlicher Theil von ihnen betrachtet seine Popen-Mütze nur als einen Freibrief gegen Steuer und schlechte Behandlung von Seiten des Gutsherrn. An jedem Bischofssitze befindet sich ein Seminar, in welchem Knaben durch einen vierjährigen Cursus mit den Elementarkenntnissen ausgestattet werden und das Rituale erlernen müssen. Unter diesen Knaben finden sich wenige, die sich freiwillig gemeldet hätten; sie werden dazu von den Aeltern genöthigt. Daß die Söhne der Weltgeistlichen dem Stande ihrer Väter williger folgen, ist leicht erklärlich. Hr. Neigebaur**) zählte in der Walachei 1584 gemauerte und 2587 hölzerne, zusammen 4171 Kirchen, wonach also auf eine Kirche etwa 607 1/8 Personen kommen. In der Moldau fand derselbe 1795, wonach 845

---

*) S. Pertz, das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. VI. 1. Berlin, 1855, S. 614.

**) A. a. O. S. 203 u. f.

Seelen auf eine Kirche kommen. — Viel wichtiger noch für die Fürstenthümer ist die Klosterfrage. Die Zahl der Klöster hat sich in der Walachei auf 202, in der Moldau auf 60 angehäuft, welchen letzteren jedoch noch etwa 31 Neben- und 23 Privat-Klöster hinzugerechnet werden müssen. Unter diesen Klöstern sind die der Moldau die reicheren. Unter ihnen befindet sich kein einziges, welches sich dem Unterrichte widmete; auch erziehen die Nonnen-Klöster keine barmherzigen Schwestern. Im Gegentheil scheint die klösterliche Zucht eine sehr lockere zu sein*). Dagegen muß von dem reichen Kloster St. Spiridion zu Jassy gerühmt werden, daß es eine Krankenanstalt zu 140 Betten in der Hauptstadt und mehrere Filial-Krankenanstalten im Lande unterhält. Ebenso zeichnet sich das Kloster zu Niamtz durch seine Thätigkeit für Ausbreitung der walachischen Litteratur aus. In ihm werden seit Anfang dieses Jahrhunderts sehr viele geistliche Werke, eine Bibelübersetzung, die in der orientalischen Kirche geltenden Gesetze gedruckt, und es befindet sich sogar eine Notendruckerei hier, welche die üblichen Kirchengesänge, in sehr eigenthümlich geformten Noten gedruckt, herausgiebt. Die Einkünfte dieser Klöster werden aus liegenden Gründen bezogen. Obgleich nur der geringere Theil derselben unter der Controle der Ministerien steht, dagegen der größere Theil der sehr nachlässigen Kloster-Verwaltung überlassen ist, so verschlingen sie doch einen sehr ansehnlichen Theil des Boden-Ertrages dieser Länder. Hr. Derblich**) berechnet neuerdings die Jahres-Einkünfte der Klöster auf 3 Millionen Guld. C.-M. Hierbei fällt es jedoch gar sehr in's Gewicht, daß ein wesentlicher Theil dieser Einkünfte in das Ausland gesendet wird. Als nämlich die griechischen Fanarioten hier zur Herrschaft gelangt waren, stellten sie viele Klöster unter das Patronat des griechischen Klosters vom heiligen Grabe zu Jerusalem, des Berges Sinai, des Berges Athos und von Drian in Epirus u. s. w. Auf diese Weise sind nach und nach 45 Klöster der Walachei und 37 der Moldau mit ihren Einkünften nach auswärts verwiesen worden. Nur ein geringer Theil dieser letzteren ist durch die Bemühungen des Hrn. v. Titoff, des frühern russischen Gesandten zu Constantinopel, als Abgabe den Staats-Einkünften

---

*) Vergleiche Neigebaur, a. a. O. S. 211.

**) Land und Leute der Moldau u. Walachei. Prag, 1859. S. 30.

überwiesen worden. Es kann kaum bezweifelt werden, daß dieser heillosen Verschleuderung des Boden-Ertrages ein Ende gemacht werden wird, sobald sich die Fürstenthümer zum vollen Bewußtsein einer selbstständigen Macht-Stellung erhoben haben werden. Die ursprünglichen Gründer der Klöster haben diesen die Unterhaltung der Kirchen, der Schulen, des Armenwesens und der Krankenhäuser zur Pflicht gemacht. Diesen humanen Zwecken müssen sie zurückgegeben werden. Schon ist man im Lande gegen diese Klöster mit wohlbegründetem Rechte eingenommen; gewiß wird es endlich zu ihrer Auflösung kommen. Möge denn das schlechte Beispiel der Verschleuderung von Reichthümern in unwürdige Hände, wie es leider andere europäische Länder gegeben haben, hier nicht wiederholt werden. Für die Erreichung der wohlthätigen Zwecke, welche den ursprünglichen Stiftern dieser Anstalten vorschwebten, ist noch so unendlich viel zu thun übrig, daß sich gar nicht absehen läßt, wie sie ohne Benutzung der Kloster-Einkünfte jemals auf eine würdige und genügende Weise sollten erreicht werden können.

Hr. Emil Poujade*) hat übrigens dieser wichtigen Klosterfrage eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, so daß in dieser Hinsicht auf ihn verwiesen werden kann. Er weist z. B. nach, daß die religiösen Körperschaften die Einkünfte des großen Landes-Eigenthums mit den Bojaren ungefähr theilen.

Die Cultur des Bodens und seine Erzeugnisse. — Der gebirgigte Theil der Donaufürstenthümer, von den Karpathen gebildet, deren Gesammt-Umfang 1860 □-Meilen bedeckt, kommt unserm Zwecke gemäß hier nur beiläufig in Betracht, sofern er den wesentlichsten Einfluß auf die Ebene übt. — Da er den Zusammenhang der fruchtbaren Ebene mit den nördlich, nordöstlich und nordwestlich gelegenen Nachbarländern vermitteln soll, so durfte man erwarten, daß in fahrbarem Zustande erhaltene Landstraßen diese Gebirge durchziehen würden. Alle Reisende, welche sie persönlich kennen zu lernen Gelegenheit fanden, stimmen darin überein, daß diese schwierigen Gebirgspässe der Natur vollkommen überlassen sind. Die noch im Winterschlafe ruhende rumänische Kunst des

*) Revue des deux mondes. XXVI. année. T. V. Paris, 1856. pag. 136.

Straßenbaues hat eben noch keine Veranlassung gehabt, sich in den Karpathen zu versuchen. Frachtfuhren, die aus Siebenbürgen über den rothen Thurm-Paß nach der Walachei vorzudringen strebten, bringen bei schlechter Witterung auf 2—3 Stunden Weges mitunter einen ganzen Tag zu. Hr. E. v. Callot*) vergleicht diese Wege mit Wolfsgruben, die von den Oesterreichern in früherer Zeit angelegt worden sein möchten, um walachischen Ueberfällen vorzubauen. Alle 50 Schritt mußten die Pferde angehalten und gefüttert werden, um sich von den übermäßigen Anstrengungen zu erholen. Während der guten Jahreszeit bieten indessen diese Karpathen-Pässe malerische Naturscenen dar, wie sie kaum irgendwo großartiger gefunden werden können. In den reichen Wäldern mangelt es noch an jeder Spur von Forstcultur; in den höhern Gebirgsabtheilungen verfault viel Holz auf dem Stamme; dagegen ist in den Ebenen das Holz entweder nur zu enormen Preisen oder gar nicht zu haben. Dennoch wird in Braila, mehr noch in Galacz, einiger Schiffsbau betrieben, zu welchem man Eichen aus den Karpathen verwendet; Masten werden den Sereth zur Donau hinabgeflößt. — So wenig kennt man in den Wäldern den Werth des Holzes, daß man Stämme fällt, um in deren Laube den Ziegen Futter zu schaffen; das Holz läßt man am Boden verfaulen. Ebenso brennt man hier und da Strecken Landes ab, um Weideplätze für Ziegen und Schaafe zu schaffen. An Braunkohlen fehlt es gleichfalls nicht, sie treten in weiten Strecken zu Tage. Potasche wird nach der Türkei ausgeführt. An Steinsalz sind beide Fürstenthümer ungemein reich, seine Lager reichen längs der Vorhügel der Karpathen von Slatina in der kleinen Walachei bis nach Okna und Piatra in der Moldau: auch werden sie in ziemlichem Umfange ausgebeutet. Die Grube von Okna liefert allein dreißig Millionen Okka Steinsalz. Der große Reichthum an Eisenerzen verschiedener Art wird, soviel mir bekannt geworden, nirgends verwerthet; dasselbe ist der Fall mit den Kupferbergwerken der Alten. Die Reste ehemaliger Goldbergwerke finden sich an der Bistritza in ausgedehntem Maaße vor, die zur Römerzeit bearbeitet wurden. Etwas Goldwäscherei wird heutiges Tages in diesem Flusse und in der Walachei im Vul-

*) Orient und Europa. Bd. I. S. 9.

kamerthale des Skyll schwach betrieben. Ein dunkel gefärbter Bernstein wird zwar gefunden, aber wenig geschätzt.

Der auf ein Thonlager mindestens vier Fuß hoch anstehende Humus der großen Ebene der Walachei und Moldau begünstigt den Getreidebau in so hohem Grade, daß dieser Umstand allein schon, auf intelligente Weise mit den gegenwärtig bekannten Hülfsmittteln ausgebeutet, hinreichen würde, das Land reich zu machen. Die Landleute und niederen Klassen leben großentheils von Mais (Kukuruz), der jedoch zuerst im Jahre 1710 durch den Hospodar Nic. Maurocordato eingeführt worden ist. Auf seinen Bau wird die ausgezeichnetste Sorgfalt verwendet. Man bereitet aus dem Mehle des Mais mit Wasser einen Brei, den man geröstet „Mamaliga" nennt. In früheren Zeiten wurde hauptsächlich Buchweizen zur Nahrung der Landleute gebaut, und die Moldau ist deshalb sogar Comaria nigra genannt worden. Auch aus dem Buchweizenmehle bereitet man eine „Mamaliga", die aber schwärzer und weniger nahrhaft, als die aus dem Mais hergestellte ist. Hirse findet sich nicht selten; aus ihr wird sogar ein Brod gebacken, welches man „Malay" nennt. Aus der gerösteten Hirse bereiten die Tartaren durch Aufguß mit kochendem Wasser ein Getränk, unter dem Namen „Talkan" bekannt.

Anpflanzungen von Bäumen längs der Landstraßen sind mir nirgend zu Gesicht gekommen; selbst in den Gärten der Bauern finden sich Obstbäume selten, obgleich sie bei einiger Sorgfalt trefflich gedeihen. Holzäpfel und wilde Birnen finden sich in den Wäldern.

Die in den Gärten der Städte cultivirten Gemüse sind zart und schmackhaft; die Landleute sind aber gewohnt, sich mit einigen wild wachsenden Gemüsen zu behelfen. Wasser-Melonen, und selbst Zucker-Melonen sah ich zwischen den Reihen des Mais üppig gedeihen, der erst im Oktober eingeerndtet wird. Man zieht den Mais der Moldau dem der Walachei vor. Des eßbaren Eibisch, Hibiscus esculentus, mag hier noch gedacht werden.

Das Entgegengesetzte gilt von der hiesigen Art, den Weinbau zu betreiben. Er ähnelt in Allem dem bei den Bädern von Mehadia beschriebenen. Ungeachtet ihrer großen Vernachlässigung liefern die Reben dennoch ein nicht zu verachtendes, in der That oft ein köstliches Product. — Den Hauptgewinn bringt der

reichliche Ertrag des Weizens. Dieser, in großen Massen nach den beiden Ausfuhr-Häfen Braila und Galacz gesendet, wird dort von zahlreichen Schiffen aller Nationen Europa's aufgenommen und ausgeführt. Da er hier 4—5% wohlfeiler, als der russische Weizen zu Odessa abgegeben werden kann, so lag es für die Russen, als diese noch die Sulina-Mündung „beschützten" ungemein nahe, das Fahrwasser derselben versanden zu lassen, auch durch versenkte Schiffe möglichst gefahrvoll zu machen. — Das traurige Verhältniß der Bebauer des Landes zu den Eigenthümern desselben, den Bojaren, ist die Ursache, daß die Cultur des Bodens auf einer niedern Stufe stehen bleiben muß. Der walachische Bojar verpachtet sein Land zu den möglichst hohen Preisen, um den dadurch erzielten Betrag entweder alljährlich zu einer Reise nach Paris oder Baden-Baden, mindestens aber doch in Bukarescht zu sinnlichen Genüssen zu verschwenden. Sollte der Pachtbauer durch Verbesserung des Bodens, durch angestrengtere Arbeit u. dergl. einen Mehrertrag erlangen, so wird bei Ablauf des nächsten Termins der Pachtzins hinaufgeschraubt. Es liegt also dringend im Interesse des Arbeiters, dergleichen Verbesserungen nicht zur Schau zu tragen. In der Moldau kommt es dagegen vor, daß Bojaren das väterliche Erbe selbst bewirthschaften, oder ihre Pächter durch billige Bedingungen in den Stand setzen, an einen gesteigerten Betrieb zu denken. Es kommt nun aber noch hinzu, daß der Bauer im höchsten Grade einfach lebt, Luxus irgend einer Art nicht kennt, für Verschönerung oder Verfeinerung des Lebens auch nicht den entferntesten Sinn hat. Der griechische Cultus legt ihm 196 Fasttage im Jahre auf; dadurch wird er vom Fleischgenusse entwöhnt und vermißt ihn kaum noch. Somit kann er der Einnahmen, welche über das althergebrachte Maaß hinausgehen, ziemlich entbehren. Eine humanere Landesgesetzgebung würde im Stande sein, den Bodenertrag auf das fünf- bis sechsfache zu erhöhen. Diese Donau-Fürstenthümer tragen den Beruf in sich, dereinst die Kornkammer Europa's zu werden. Gerste wird ganz allgemein zum Pferdefutter gebaut.

Meilenweit sich an der Donau und ihren Nebenflüssen hinerstreckende Wiesen und Weideplätze begünstigen ebenso die Viehzucht in hohem Grade. Als ich eine Nachenfahrt auf der Donau von Rassowa bis nach Braila ausführte, wurde ich am walachischen Ufer gewaltige Heerden schönen Rindviehes gewahr, die ich von

meinem Standpunkte aus in der That unzählbar nennen mußte. Man sagte mir, daß Heerden von 2000—3000 Stück im Besitze einzelner Landwirthe nichts Seltenes seien. Hierbei ist zu erwägen, daß das Jahr, in welchem ich reiste, dasselbe war, welches den orientalischen Krieg durch den Frieden von Paris geschlossen hatte. In einer Privatschlächterei bei Galacz pflegten ehedem jährlich 4000 Stück Rindvieh abgeschlachtet zu werden. Für das Schwein hegt der walachische Bauer eine fast eben so zärtliche Vorliebe, wie der irische; Menschen und Schweine leben in beiden Ländern in der gemüthlichsten Gemeinschaft; dafür soll aber auch der Geschmack des Schweinfleisches hier ungemein zart sein. Freilich kann man sie hier nicht, wie in den calabresischen Ausläufern der Apenninen, mit Kastanien und Milch füttern, wodurch eine Art Fleisch erzielt wird, welchem an Zartheit und Wohlgeschmack kaum ein anderes an die Seite gestellt werden dürfte, wie ich dies in Neapel erfahren habe. Schon Blumenbach wußte, daß in den Donau-Fürstenthümern ausnahmsweise einhufige Schweine vorkommen. Der Transport der auf dem Lande erkauften Schweine in die Städte, hat hier und da, z. B. in Bukaresch, soviel Eigenthümliches, daß dies der Erwähnung werth scheint. Der kaufende Metzger hält zwei abgerichtete große Schweißhunde, welche rechts und links an das erkaufte Thier angekoppelt werden. Bekanntlich vermag das Schwein pfeilschnell zu laufen. Sobald es sich am Halse gefesselt fühlt, sucht es zu entrinnen. Es beginnt ein gemeinschaftlicher Wettlauf der drei Thiere, welchem durch die Hunde die gehörige Direction mitgetheilt wird. In ungemein kurzer Zeit pflegen die drei Wettläufer vor dem Stalle des Metzgers zu stehen und der Zweck ist in möglichst kurzer Zeit und mit sehr geringem Aufwande erreicht. Da aber die rücksichtslosen Thiere den auf der Straße befindlichen Menschen gefährlich werden können, so wird ein solcher Sturmlauf nur in der Nacht gewagt, der dann einen Lärm erzeugt, der ganz geeignet ist, die Fabel vom wilden Jäger wieder gangbar zu machen. Die walachischen Schweine haben übrigens auch im Auslande genügende Anerkennung gefunden. Im Jahre 1854 haben wir sie sogar schon am Rheine gesehen und Sachverständige lobten sie sehr. Der Handelsweg hatte sich für sie über Pesth eröffnet, von wo ab sie die Eisenbahn bestiegen, um nach Dresden und weiter nach Magdeburg, endlich theils nach Ber-

lin, theils nach dem Rhein zu gelangen. — Die zahlreichsten Schaafheerden bringen zwar in der Regel nur mittelmäßige oder grobe Wolle; aber sie sorgen dafür, daß die landesüblichen Winterpelze und groben Wollenzeuge zu niederem Preise zu haben sind.

Die Boden-Cultur erhebt sich an den Karpathen bis zu einer Höhe von 2500′ über dem schwarzen Meere, mit Erfolg; bei 3000′ hört sie gänzlich auf. Die Wälder reichen bis zu 6000′ hinauf. Die oberste Wald-Region wird von Tannen und Birken eingenommen; bei 4000′ finden sich noch Rothbuchen, aber die Eichen steigen nur bis zu 3200′ nach oben; ihnen folgen Weißbuchen, Linden, Ahorn, Pappeln u. s. w.

Außer den im Eingange angedeuteten mineralischen Producten liefern die Fürstenthümer Asphalt und Bergöl in Menge; letzteres wird fast nur zum Schmieren der Wagenaxen benutzt. Eigenthümlich ist eine Art Erdwachs, welches sich in der Moldau nahe den Steinsalzlagern von Okna u. s. w. vorfindet. Es ist nicht verbrennlich, nährt aber die Flamme und kann daher zur Bereitung von Kerzen benutzt werden.

Die kleinen, aber ungemein dauerhaften feurigen Pferde bildeten ehedem einen ansehnlichen Ausfuhr-Artikel; namentlich waren die der Moldau in der Türkei berühmt. Gegenwärtig hat ihre Ausfuhr ganz aufgehört, und die ehemalige Sorgsamkeit für Veredelung der Raçe ist in gleichem Grade geschwunden. — Die Raçe des Rindviehes, der ungarischen nicht unähnlich, ist sehr ausgezeichnet. Die Büffelkühe geben mehr Milch; aber der Büffel ist empfindlicher gegen die Kälte und man scheint ihn nicht sonderlich zu achten. In den langen Zügen der Ochsen, welche die Schiffe aufwärts ziehen, sah ich stets nur wenige Paare Büffel figuriren.

An wilden Thieren finden sich in den Gebirgen Bären, Wölfe, Luchse, Marder, Iltis, Fischotter, Füchse und Dachse. Des Bären wird man mitunter durch hingesetzten Branntwein habhaft, den er gern säuft, sich in ihm berauscht und dann leicht erlegt werden kann. Feldhasen sind in der Ebene häufig. Die Landschildkröte wird wenig geachtet. Hirsche, Rehe und wilde Schweine haben sich in die Gebirge zurückgezogen; eine Art des wilden Schweins erhält sich aber in den weit ausgedehnten Rohr-Dickichten an der Donau, in welchen man ihm schwer beikommt. — Raubvögel verschiedenster Art sind ungewöhnlich häufig; sogar Seeadler kommen vom schwarzen Meere

aus bis hierher. — Fische bieten die verschiedenen Flüsse in großer Zahl. Krebse werden vom Landvolke besonders deshalb hochgeachtet, weil sie an den strengsten Fasttagen genossen werden dürfen, was mit den Fischen nicht immer der Fall ist. — Die ziemlich weit verbreitete Bienenzucht belohnt sich hinreichend. — Spanische Fliegen bilden hier und da einen Ausfuhrartikel. Die Zucht des Seidenwurmes hat man aber in der letzten Zeit sehr vernachlässigt. Dagegen blüht der Handel mit Blutegeln ausnehmend, welche aus den zahlreichen Sümpfen geliefert werden. Seitdem Ungarn in dieser Hinsicht fast vollständig ausgebeutet worden ist, haben sich die französischen Blutegel-Händler nach den Donau-Fürstenthümern, nach Bosnien, Serbien, Slavonien und Bulgarien gewendet. Die Blutegel werden Okkaweise (die Okka zu $2^{1}/_{4}$ Pfund) angekauft und dann in eigens dazu vorgerichteten Kasten mit feuchtem Grase und dergleichen verpackt, unter großer Vorsicht westwärts transportirt. Das Gelingen eines solchen Transportes hängt gar sehr von der Witterung ab; heftige Gewitter tödten die Thiere nicht selten, und der Kohlendampf ist ihnen gleichfalls feindlich, so, daß der Dampf-Transport für sie nicht anwendbar ist. — Heuschrecken verwüsten, von Osten herkommend, leider die Felder nicht selten.

Klima und geographische Lage. — Die Begränzung der Donau-Fürstenthümer durch hohe Gebirge auf der einen, durch die mächtige Donau auf der andern Seite, sodann der freie Eingang für die Luftströmung vom schwarzen Meere und dem Kaukasus her, welchen die östliche Gränze offen steht, bedingen klimatische Zustände von bedeutender Veränderlichkeit, denen sich der Maaßstab der geographischen Länge und Breite nur mit großer Vorsicht und unter steter Rücksicht auf locale Umständeanlegen läßt. Diese Länder haben durch den letzten Pariser Frieden an westöstlicher Längen-Ausdehnung durch die Hinzufügung eines Theiles Bessarabiens gewonnen, welcher bis an das schwarze Meer reicht. Bekanntlich gehörte der Moldau bis zu dem Friedensschlusse von Bukarescht, 28. Mai 1812, ganz Bessarabien bis zum Dnjestr; von da ab hatte der Pruth die Gränze zwischen der Moldau und Rußland abgeben müssen. Nach der gegenwärtigen Territorialbegränzung liegen die Donau-Fürstenthümer unter 40° bis 47° 22′ östlicher Länge von Ferro, und zwischen dem 43° 40′ und 48° 50′ nördlicher Breite. Der angedeuteten Umstände wegen

erscheint es nicht überflüssig, die geographische Lage mehrerer Hauptpunkte dieser Länder mitzutheilen. Nach den äußerst verdienstlichen Vermessungen des russischen Generalstabes liegt Jassy 47° 8′ 30″ der Breite und 45° 9′ 45″ der Länge von Ferro; Galacz: 45° 29′ 22″ der Breite und 45° 56′ 37″ der Länge; Fokschan: 45° 39′ 43″ der Breite und 45° 4′ 36″ der Länge; Kalafat: 40° 47′ 31″ der Länge und 44° 1′ 36″ der Breite; Krajowa: 41° 23′ 56″ der Länge und 44° 9′ 37″ der Breite; Giurgewo: 43° 48′ 2″ der Länge, 43° 50′ 9″ der Breite; Braila: 45° 51′ 17″ der Länge und 45° 15′ 55″ der Breite; Bukarescht: 43° 54′ 13″ der Länge und 44° 25′ 33″ der Breite; der rothe Thurmpaß: 45° 24′ 51″ der Breite und 43° 27′ 39″ der Länge von Ferro. — Die hier angegebenen Breitengrade entsprechen, wenn man sie westwärts durch Europa verfolgt, ungefähr denen von Modena, Genua und Bordeaux: die ansehnlich weiter vorgeschobene östliche Länge bedingt indessen schon an und für sich einen wesentlichen klimatischen Unterschied. Die Temperatur der Atmosphäre sinkt während der Monate Januar und Februar zu Bukarescht auf — 18° R., in Jassy sogar auf — 21° R. und tiefer Schnee bleibt dann wochenlang liegen. Die Donau friert in solchen Wintern, da wo sie diese Länder bespült, bis zu 6 Fuß der Eisdecke zu. Im Winter 1828/9 fuhr man mit schweren Geschützen bequem hinüber; auch wissen wir, daß schon in früher Zeit Schlachten auf der eisbedeckten Donau geliefert worden sind. In den Monaten März, April und Mai schwankt hier die Temperatur zwischen + 4 und 17° R.; Schnee und Eis schmelzen und ziehen nicht selten Ueberschwemmungen der kleinen Flüsse, die von den Karpathen herabkommen, nach sich. Der Frühling pflegt sehr kurz zu sein oder doch rasch vorüber zu gehen. In den Monaten Juni, Juli und August, namentlich in den letzteren beiden Monaten, steigt das Thermometer in Jassy leicht auf + 23° R., zu Bukarescht auf 25 —26° R.; ausnahmsweise hat man an letzterem Orte auch + 30° R. erlebt. Im Juni pflegt sich jedoch das Thermometer zwischen + 6° und 16° R. zu erhalten. Die angenehmste Witterung bringen die Monate September und October; ich kann dies durch persönliche Beobachtung bestätigen. Die Luftwärme des Septembers pflegt zwischen + 9 und 16° R. zu wechseln, wobei, obgleich selten, wie auch im Juni, Mittags + 20—22° R. vorkommen können. Im Octo-

ber bewegt sich der Wechsel gewöhnlich zwischen + 7 und 14° R.; ausnahmsweise kommen Morgens früh + 2° und Nachmittags + 20° R. vor. Der Anfang des Winters kündigt sich Ende November oder Anfangs December mit einem empfindlichen Nordwinde an, welcher Crivoz heißt; er führt häufig schon Schnee herbei. Doch erhält sich die Temperatur im December meistens noch zwischen 0° und + 7°. — Der Südwind wirkt, ähnlich dem Scirocco in Italien, in Bukarescht mitunter drückend und die Brust beklemmend. — Der hervorstechende Charakter des Klima's wird jedoch durch eine auffallende Variabilität gegeben. Dr. Andr. Wolf*) behauptet, daß man zu Jassy an einem Sommertage alle vier Jahreszeiten durchmachen könne. Ein Wechsel von 16 Grad in 24 Stunden ist dort nicht ganz selten. Für die Gesundheit der hier nicht Acclimatisirten ist dieser Umstand bedenklich; nur eine sorgfältigere Beachtung des Temperaturwechsels, durch entsprechenden Wechsel der Kleidung, Vermeiden des oft in Sommernächten stark fallenden Thaues, Aufsuchen einer Wohnung, die die Wahl des Aufenthaltes nach verschiedenen Himmelsgegenden möglich macht, können vor Nachtheilen schützen. Es darf hierbei nicht übersehen werden, daß jene Veränderlichkeit des Klima's durch den steten Kampf mit ihren Nachtheilen für die Eingebornen zugleich den Vortheil herbei führt, daß sie ihre Widerstandskraft von frühester Jugend an stets üben müssen, und dadurch einen höheren Grad von Energie erreichen. Dieser wesentliche Vortheil ist schon von alten Schriftstellern auf den größeren Theil von Europa ausgedehnt worden. Sie suchten hierin das moralische Uebergewicht der Europäer über die Asiaten und Afrikaner, wie sich jenes, wenn es richtig geleitet wird, schon früh herausstellte. Wenn man zugleich erwägt, daß die Bewohner der Gebirge in dieser Hinsicht, namentlich in Bezug auf kriegerischen und Freiheits-Sinn, meistens den Vorrang vor den Bewohnern der Ebene behaupten, so wird man sich um so eher geneigt fühlen, die Wahrheit jener Behauptung anzuerkennen. Von den Gebirgs-Rumänen wurde Aehnliches schon oben angeführt. — Ich habe mich bemüht, die Isothermen-Curven für die verschiedenen Monate des Jahres unter Zugrundelegung der beiden

---

*) Beiträge zu einer statistisch-historischen Beschreibung des Fürstenthums Moldau. Hermannstadt, 1805. I. Th. S. 22.

Tafeln festzustellen, welche Hr. Dove seinem trefflichen Werke *) zu ähnlichen Zwecken beigegeben hat. Indessen ist das Material, welches sich aus den bisher in den Fürstenthümern angestellten thermometrischen und barometrischen Beobachtungen entnehmen läßt, ein so wenig genügendes, auch die Unsicherheit, welche aus häufig vorkommenden Abweichungen hervorgeht, eine so bedeutende, daß ich es nicht wagen durfte, das Resultat dieser Arbeit zu veröffentlichen. Man muß wünschen, daß bei der gegenwärtigen Neugestaltung der Dinge, von Seiten der Ministerien des Cultus den Beobachtern die öffentliche Unterstützung zu Theil werden möge, welche bisher gänzlich fehlte. Die verdienstlichen Arbeiten auf diesem Felde, welche einige Privatmänner lieferten, sind von Hrn. Neigebaur**) veröffentlicht worden. Aus diesen geht u. A. hervor, daß die Abweichung der Magnetnadel zu Bukarescht am 3. Juni 1846 10° 15′ 58″ und zu Jassy 9½° westlich betrug. — Wenn man sich erinnert, daß die Wärme der Atmosphäre bei dem Ansteigen aus der Ebene gegen die Erderhöhungen im Mittel für 750 Fuß um 1° R. sinkt***), so wird man annähernd im Stande sein, über die Temperaturen ein Urtheil zu fällen, welche sich auf die in den Karpathen gelegenen Orte geltend machen. Einige Höhebestimmungen für die Spitzen der Karpathen sind oben bei Ungarn mitgetheilt worden. Der beträchtliche Theil der Karpathen, welcher die Moldau und Walachei gegen Nordosten, Nord und Nordwest umgränzt, trägt zwar nicht jene mit ewigem Schnee bedeckten Erhebungen; doch pflegt derselbe auf dem im Norden der Moldau gelegenen Tschacklo gewöhnlich bis zum Juli liegen zu bleiben, und Aehnliches findet in dem Gränzgebirge zwischen der Walachei und Siebenbürgen hier und da Statt. — Die von der Moldau aus direct über die Karpathen führenden Engpässe lassen sich nur unter noch größeren Beschwerden passiren, als dies schon von der Straße bemerkt wurde, die von der Walachei aus nach Siebenbürgen führt. Sobald der Winter die Schifffahrt auf der Donau gehemmt hat, sieht man sich deshalb in Jassy genöthigt,

---

*) H. W. Dove, die Verbreitung der Wärme auf der Oberfläche der Erde. Berlin, 1852. Charte I und II.

**) A. a. O. S. 86.

***) S. Dove, a. a. O. S. 6.

bei Reisen, die nach Nordost, Nord und Nordwest führen sollen, die ansehnlichsten Umwege nicht zu scheuen, um das Gebirge zu vermeiden. — Jassy bietet eine Erhebung von 427′ über dem schwarzen Meere dar, liegt also etwa 200′ höher als Bukarescht. Man sollte hieraus vermuthen, daß es nicht schwer fallen dürfte, den Gewässern von Jassy einen bequemen Abfall gegen die Donau hin zu verschaffen und seinen 70,000 Einwohnern dadurch eine reinere Atmosphäre zu gewähren. Dies müßte um so leichter sein, als der Pruth nur zwei Stunden östlich von der Stadt vorüber fließt. Schon Dr. Andr. Wolf*) empfahl, mittelst Durchführung des Sereth durch den See Baglui, welcher sich in jedem Sommer zu einer stinkenden Pfütze umwandelt, den Gewässern eine wohlthätige Strömung zu verschaffen. Hierin ist den Bewohnern von Jassy schon vor vielen Jahrhunderten Empedokles mit gutem Beispiele vorangegangen, indem er bei Selinunt einen Fluß durch den dortigen Sumpf leitete, um dessen lebensgefährliche Ausdünstungen weg zu schaffen; — selbst von Herkules sagt die Mythe, daß er durch Ableitung des Alpheus schon eine böse Epidemie bemeistert habe. Aber die Sorge um das physische Wohl der Bewohner ist zur Zeit noch nicht so weit gediehen, daß man sich um dergleichen Dinge sollte bekümmert haben. Der Baglui und das kleinere Flüßchen Cacaina, welche neben und durch die Stadt fließen, zeigen versumpfte Ufer und ersterer Fluß bildet dicht neben der Stadt den eben erwähnten versumpften See. So sind die Gewässer beschaffen, denen die gesammten Auswurfsstoffe der Stadt, zugleich die Leichname von Katzen und Hunderten herrenloser Hunde überliefert werden. Ein Straßenpflaster welches wirklich diesen Namen verdient hätte, bestand vor Kurzem noch gar nicht, und gut gekleidete Menschen vermochten deshalb nicht, die Straßen von Jassy zu Fuße zu passiren. Jüngst soll nun, unter Verwaltung des Hrn. Vogorides, etwas für die Straßen und Brücken der Stadt geschehen sein, um die aus früherer Zeit her bestehenden schwachen Anfänge der Art weiter auszudehnen. Hr. Dr. Negura**), der seine Studien zum Theil auf

---

*) A. a. O. S. 19.

**) De febri moldaviensi. Diss. inaug. Berolini, 1856. pag. 9—10.

der Akademie zu Jassy gemacht hat, schildert den winterlichen Straßenkoth Jassy's, sowie den gänzlichen Mangel an Straßenpolizei, noch aus der neueren Zeit auf eine für das dortige Regiment möglichst beschämende Weise. Verbesserungen müßten sich um so leichter ausführen lassen, als die Lage der Stadt eine amphitheatralische ist. Ungeachtet die vom linken Ufer des Baglui unter dem Namen des Kopo aufsteigende Anhöhe vollkommen baumlos ist, auch sich in der Umgegend der Stadt noch kein Bedürfniß an Gärten und Landhäusern kund gegeben hat, so soll durch jene Lage doch aus der Ferne her eine malerische Wirkung von der ansteigenden Häusermasse bewirkt werden, der das Innere des Ortes freilich nicht entspricht. — Daß man die Sumpf-Ausdünstungen in diesen Ländern, ihrer Schädlichkeit nach, sehr wenig zu würdigen weiß, geht schon daraus hervor, daß neben den vielen von der Natur gegebenen Sümpfen auch noch künstliche neben jedem Landgute und Kloster durch die fast nie fehlenden Fischteiche hinzugefügt werden, an deren Reinigung oder Entsumpfung Niemand denkt. Neben der ungewöhnlichen Veränderlichkeit seines Klima's, sind es noch in viel höherem Grade die bösen Ausdünstungen, aus diesen Sümpfen und aus Grabesstätten, welche der Gesundheit aus fremden Ländern Ankommender Gefahr drohen. In dieser Hinsicht ist das an die Moldau abgetretene Stück Bessarabiens ein wahres Danaer-Geschenk. Der durch diesen Landtheil verlaufende Kilia-Arm der Donau hat großentheils so versumpfte Ufer, daß in ihnen kaum ein Pfahl festen Grund findet, an den man ein Schiff befestigen könnte, die meisten Dörfer aber längst von ihm verschwunden sind. Die menschenverheerenden Kriege, deren Schauplatz diese Länder ungemein häufig, so weit die Geschichte rückwärts reicht, gewesen sind, die mörderischen Epidemieen, welche mit ihnen stets Hand in Hand gingen, haben unzählige Begräbnißplätze geschaffen, leider meistens in der Nähe der menschlichen Wohnungen, auf denen viele Tausende menschlicher und thierischer Gebeine nahe unter der Oberfläche, bleichen. Man erkennt sie oft nur an dem auffallend üppigeren Graswuchs, der ihre Bodendecke ziert. Die russischen Truppen fanden, wenn sie bei strenger Jahreszeit Erdgruben anlegten, um sich gegen die Unbilden der Witterung besser zu schützen, auch wohl um Brod darin zu backen, daß nicht selten menschliche Gebeine aus den Wänden dieser Gruben hervorragten. Nun ist

es bekannt, daß das Aufwühlen von alten Begräbnißplätzen mitunter schon bösartige Krankheiten veranlaßt hat. Es kommt hinzu, daß, wenn auch heutiges Tages die Begräbnißplätze außerhalb der Städte und Dörfer angelegt werden, dies doch immer noch in viel zu unmittelbarer Nähe bei den Lebenden geschieht. Hierin ist ein abermaliger Grund für das häufige Entstehen epidemischer Krankheiten zu suchen. So lange die beiden Hauptstädte nicht aufhören, durch den ekelhaften Schmutz und Koth ihrer Gassen und Straßen böse Beispiele zu geben, wird man von den Bewohnern des flachen Landes kaum erwarten dürfen, daß sie sich in ihrer Heimath der Reinlichkeit befleißigen sollten. Sehen doch die Männer, welche des Landes Geschick regieren, dort mit Gleichmuth auf den Koth herab. — Wollte man die in den reichen Ebenen mangelnden Arbeitskräfte durch Colonisten aus andern Ländern her zu vermehren suchen, so dürfte es gerathen sein, sie aus den Ebenen Ungarns, des Banates und Slavoniens, womöglich, herbei zu ziehen, da in diesen Ländern die Bodenverhältnisse mit den hiesigen große Aehnlichkeit haben und die stets namhafte Opfer fordernde Acclimatisation somit umgangen werden könnte. Colonisten aus höher gelegenen Ländern würde man nur hoffen dürfen, auf das dem Fuße der Karpathen zunächst gelegene Hügelland mit nachhaltigem Vortheile ansiedeln zu können, was namentlich für die Deutschen Geltung haben wird.

Eigenthümliche Krankheiten. — Unter den aus den Eigenthümlichkeiten des Bodens hervorgehenden Krankheiten zeichnet sich das Sumpf-Wechselfieber besonders aus. In der Nähe der zahllosen Sümpfe verschwindet es mitunter das ganze Jahr hindurch nicht. In der Regel tritt es jedoch im Frühling schwächer auf, um im Laufe des Sommers, besonders des Spätsommers, an Macht zu gewinnen. Gegen den Herbst hin pflegt es den gallichten Charakter anzunehmen, und wird dann um so gefährlicher. Die Bewohner des gebirgigten Theiles des Landes kennen diese Plage kaum; nur in einzelnen Jahren steigt sie bis zu den Vorhügeln der Karpathen in die Höhe.

Mit dem Namen des walachischen oder moldauischen Fiebers, der walachischen Seuche, hat man seit langer Zeit ein anhaltendes Fieber bezeichnet, welches in allen seinen Erscheischeinungen den sogenannten ungarischen Fiebern ganz nahe steht.

Auch hier besteht ein ungemein heftiger Kopfschmerz, der schon die erste Periode, wie bei jenem bezeichnet; in der zweiten Periode folgen anhaltende Delirien. Alles deutet darauf hin, daß in diesen Stadien eine Blutüberfüllung in den Gefäßen der Hirnhäute vorhanden sein müsse, die sich schnell bis zur erethischen Entzündung steigert. Letzterer folgt gewöhnlich bald eine überhand nehmende lähmungsartige Kraftlosigkeit im Bewegungs-Apparate, die ihren Grund in Ausschwitzungen aus den Häuten des Gehirns, oft auch des Rückenmarkes, hat, indem diese Druck auf die Centra des Nervensystems ausüben. Hierin ist es auch wohl zu suchen, daß, wie in Ungarn, dabei die Frequenz des Pulses ziemlich mäßig bleibt, womit sich eine Gleichförmigkeit des Herzschlages zu verbinden pflegt. Dr. Andr. Wolf, der in seinem Werke sich als erfahrner, vorurtheilsfreier Practiker allenthalben kund giebt, versichert, daß, wo es ihm möglich gemacht worden sei, im ersten Stadium des Fiebers, also möglichst früh, Brech- und auflösende Mittel, im Stadium des Collapsus aber China und Wein zu reichen, er selten einen Kranken verloren habe. Doch habe er auch bei dieser Krankheit nie Blut entleert*).

Hr. Dr. Witt**), hat in den Jahren 1828—29 die ihm reichlich dargebotene Gelegenheit, den Charakter der Krankheiten des Landes zu studiren, trefflich benutzt. In seiner Stellung als Chef-Arzt eines russischen Armee-Corps mußte er sich freilich hierzu aufgefordert fühlen. Er erklärt die sogenannte „walachische Seuche" für einen contagiösen Typhus, der aus der epidemischen Constitution und den weit verbreiteten miasmatischen Effluvien des Landes hervorgegangen, leicht einen hohen Grad von Bösartigkeit erreicht. Die höheren Grade dieser Bösartigkeit, der rasche Verlauf und die dringende Lebensgefahr, welche das Uebel charakterisiren, treten nicht blos hier, sondern überhaupt im Südosten von Europa ungleich häufiger als im Westen und Norden hervor, — ein Umstand, der mit dem Klima und den Boden-Verhältnissen in unzertrennlichem Zusammenhange steht. — Zu den höheren Graden des walachischen Fiebers gesellen sich oft Blutunterlaufungen unter der Haut (Pe-

*) A. a. O. S. 195.

**) Ueber die Eigenthümlichkeit des Klima's der Walachei und Moldau. A. d. Russischen. Leipzig und Dorpat, 1844. S. 8 u f.

techien), und Drüsenanschwellungen in der Leistengegend (Bubonen). Der letztere Umstand hat, besonders in früheren Zeiten, wesentlich dazu beigetragen, daß fremde, mit der Natur dieser Krankheit nicht vertraute Aerzte sie für die orientalische Pest gehalten haben. Ob diese letztere in früheren Jahrhunderten nicht etwa wirklich bis zu den Fürstenthümern aufgestiegen sein sollte, läßt sich gegenwärtig mit Sicherheit nicht nachweisen, ist aber doch sehr wahrscheinlich. Nach Dr. Andr. Wolf*) wurde sie ehedem stets nur durch Türken und Griechen von Constantinopel her mitgebracht. Hr. Dr. Witt hat sich aber das wesentliche Verdienst erworben, gründlich nachgewiesen zu haben, daß die zu seiner Zeit mit Recht gefürchtete orientalische Pest weder hier noch in Rumelien aufgetreten sei. Er stützt sich zum Theil auf das gleichlautende Urtheil des vielerfahrenen Hrn. Dr. Grunau in Bukarescht**), welcher versichert, daß im Jahre 1813 an einer solchen pestartigen Krankheit allein zu Bukarescht 40,000 Menschen starben, und nach Alledem, was ich in diesen Ländern persönlich, theils auch durch Unterhaltung mit dortigen Aerzten erfahren habe, weist mich darauf hin, Hrn. Dr. Witt hierin vollkommen beizustimmen. Die letzterwähnte Krankheit hat Hr. Dr. R. Grohmann***) damals freilich für die orientalische Pest erklärt. Nach ihm brach sie im Monat Juni 1813 zu Bukarescht aus und endigte sich erst in den Monaten Mai und Juni des darauf folgenden Jahres 1814. In der von 80,000 Einwohnern bevölkerten Stadt wurden gegen 23—25,000 Menschen ein Opfer dieser Seuche. — Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde sie durch das zahlreiche Gefolge der Griechen, die mit dem Fürsten Karadscha in den Monaten Januar und Februar ankamen, aus Constantinopel in die Walachei eingeführt und kam nur erst dann zu einem wirklichen Ausbruch, als eine für die Verbreitung günstige Witterung und andere begünstigende Umstände eingetreten waren. Die ehedem nicht selten aus Afrika nach Constantinopel u. s. w. eingeschleppte orientalische Pest ist während der letzten

*) A. a. O. S. 207.

**) A. a. O. S. 23 u. f.

***) Beobachtungen über die im Jahre 1843 herrschende Pest in Bukarescht. Wien, 1816. S. 1.

Decennien glücklicherweise in Europa so selten geworden, daß, wer sie studieren will, sich wird entschließen müssen, ihre Geburtsstätte, Afrika, zu besuchen. So oft aber der im Gefolge kämpfender Heere fast niemals ausbleibende Kriegs-Typhus ein Bündniß eingegangen ist mit dem moldo-walachischen oder ungarischen Fieber, so oft ist daraus auch eine pestartig verheerende Krankheit hervorgegangen, die an Bösartigkeit und Lebensgefährlichkeit der orientalischen Pest wenig nachgab. Hr. Dr. Witt beobachtete im Sommer 1829, als nach einem sehr strengen Winter und einem ungewöhnlich kalten Mai plötzlich große Hitze eingetreten war, in diesen Ländern einen apoplektischen Cerebral-Typhus, der die meisten von ihm Ergriffenen wegraffte. Als im Jahre 1769 der russische General v. Schtoffel Giurgewo eingenommen und der Plünderung Preis gegeben hatte, folgte den hiermit verbunden gewesenen Gräueln die Strafe auf dem Fuße. Es verbreitete sich nämlich bald unter den russischen Truppen ein pestartiges Fieber, welches sie nach Bukarescht und Jassy, späterhin selbst bis nach Moskau begleitete und auf diesem langen Zuge nicht nur vielen Soldaten mit ihrem Generale, sondern auch Tausenden friedlicher Einwohner das Leben kostete*). Es würde leicht sein, ähnliche beklagenswerthe Ereignisse, die sich hier nur zu oft ergeben haben, geschichtlich zu vervielfältigen, wenn dies dem vorschwebenden Zwecke nicht widerstrebte. Die auf uns gekommenen Mittheilungen der Art sprechen mehr oder minder deutlich, wo sie die Erscheinungen des Fiebers darstellen, von denselben charakteristischen Merkmalen des Uebels, welche oben bereits angegeben worden sind, und die keinen Zweifel darüber zulassen, daß man es hier mit der Krankheit zu thun hat, welche die Aerzte „Cerebro-Spinal-Typhus" genannt haben. Die an Local-Verhältnisse gebundene, mit diesem Typhus zugleich auftretende Hinneigung zur Entmischung des Blutes und der Lymphe fügt aber dem höher potenzirten Uebel jene Erscheinungen von Blutflecken der Haut und von Anschwellungen der Drüsen in den Leisten und Achseln hinzu, die man ehedem für genügend hielt, um dasselbe für die „orientalische" oder „Bubonen"-Pest zu erklären. Hr. Dr. Witt fand in der russischen Quarantäne zu Hirsowa damals achtundzwanzig solcher Unglücklicher, welche man auf das

*) S. Samoilowitz über die Pest. Leipzig, 1785. S. 7.

bloße Steinpflaster eines Zimmers, nur in ihrem Hemde und Mantel gehüllt, gelagert hatte, damit nicht etwa durch untergelegtes Stroh oder Bettzeug die Pest um so leichter ausgebreitet würde*).

Die aus einer leichtsinnigen Verwechselung der erwähnten typhösen Fieber mit der orientalischen Pest für ganze Völkerschaften hervorgegangenen Nachtheile waren so lebensstörend, daß man nicht genug zur möglichsten Vorsicht bei der Feststellung der Natur der jedesmaligen Krankheit auffordern kann. Wer die Angst und Noth kennen lernen will, welche noch im Jahre 1824 die Furcht vor der Pest unter die Einwohner von Pera verbreitete, der mag Hrn. v. Prokesch**) darüber lesen. Er beschreibt die ängstlichen Vorkehrungen, welche man damals gegen die Pest anwendete, die dort — der damals herrschenden Meinung zu Folge — niemals verschwand. Man verbitterte sich durch Räucherungen, Waschungen, Kleiderlüften, Wäschewechseln, besonders aber durch ununterbrochene Angst vor dem unsichtbaren Feind wahrhaft das Leben. Auch 1856 soll die Pest an einigen Orten vorhanden gewesen sein, die mit Constantinopel in vielfacher Geschäftsverbindung stehen; aber kein Mensch dachte an letzterem Orte daran, irgend ein Schutzmittel dagegen anzuwenden. Und diese geistige Sorglosigkeit schützte gewiß mehr dagegen, als die früheren Räucherungen.

Langwierige Hautausschläge, häufig in der Form von Schuppen und Tuberkeln, zeigen sich nicht selten. Die weitverbreitete Syphilis liegt ihnen oft zum Grunde. Unter den Zigeunern und den in stetem Schmutze verkommenen Individuen der niedrigsten Klassen findet sich ein tuberkulöser Ausschlag vor, der an die Elephantiasis der Griechen erinnert. Neben der Unreinlichkeit tragen dazu unpassende Nahrungsmittel viel bei; der tägliche Genuß des Breies von Maismehl, oft in Oel geröstet, gesalzene und geräucherte Fische, Mangel an Nahrung von frischem Fleische, Vorliebe für Knoblauch, Zwiebeln und spanischem Pfeffer tragen dazu gewiß bei. Hr. Dr. Theodori***) in Roman beobachtete in der Moldau vier Fälle von Pellagra, welches auch wohl schon früher vorgekommen sein mag, wahrscheinlich aber von den Aerzten verkannt wurde. — Den

*) A. a. O. S. 84.

**) Denkwürdigkeiten. I. S. 481 u. f.

***) De Pellagra Moldaviensi, Diss. inaug. Berolini, 1858.

Kropf will Hr. Bellanger*) in den tiefen, kalten und feuchten Thaleinschnitten der Karpathen angetroffen haben. Die Blattern wüthen unter den Kindern am meisten, die in kleinen engen Häusern aufwachsen müssen, welche in der Nähe von Sümpfen z. B. vom Baglui bei Jassy liegen. Das Volk wähnt den Pocken durch Einsalzen der Neugebornen vorbauen zu können, d. h. man bestreut den Körper der armen Kleinen von oben bis unten — nutzlos — mit Kochsalz. Doch beförderte auch schon Fürst Alex. Morisi das Einimpfen der Kuhpocken. Masern und Scharlach sollen selten sein. Die meisten Länder haben bekanntlich Volksmittel gegen die fallende Sucht; in den Fürstenthümern die Blüthen von Anchusa officinalis oder eine Tinktur aus den frischen Blumen der Campanula rotundifolia. Die englische Krankheit (Rhachitis) ist selbst in den Bojaren-Familien so häufig, daß gewöhnlich unter fünf Kindern eines daran leidet. Dasselbe ist mit den Scrofeln der Fall. Beide hält Dr. A. Wolf für eine Folge der Säfteverderbniß der beiden Eltern, die ungemein häufig an bösartigen Schleimflüssen leiden; in dieser Meinung folgt er seinem Vorgänger Hufeland. Auch der Bandwurm fehlt nicht, und Hernien machen zahlreiche Individuen zu schweren Arbeiten untüchtig. Im Allgemeinen kann man schließlich hinzufügen, daß die Lebensweise der Moldo-Walachen sie zu krankhaften Affectionen des Venen- und Lymphgefäß-Systems geneigt macht. Hiermit mag auch die fahle Gesichtsfarbe Vieler in Zusammenhang stehen, von welcher das dunkle Auge um so auffallender absticht. Rothe Wangen sieht man selbst auf dem Lande selten; früh schon erschlaffen die Gesichtszüge, oder werden ausdruckslos, wovon indessen rühmliche Ausnahmen vorkommen.

Der Theil der Bevölkerung, der das Land bebaut, ist durchschnittlich arbeitsam, ehrlich und würde ohne Zweifel bald eine höhere Boden-Cultur erreichen, wenn man ihm Land als freies Eigenthum übergeben wollte. Seinen eigenen Standes-Genossen, dem höheren Adel, stellt aber Fürst Kantemir**), ein geborener Moldauer, kein beneidenswerthes Zeugniß aus. Er sagt von den

*) Le Kéroutza. Paris, 1846. pag. 85.

**) Historisch-geographisch-politische Beschreibung der Moldau. Leipzig, 1771. S. 282 u. f.

Bojaren: „sie sind übermüthig, stolz und zu Händeln geneigt; gegen Vorgesetzte kriechend, gegen höhere Fremde verbindlich, im Mißgeschick sind sie dagegen kleinmüthig, verzagt und ohne Energie; raffinirte List ist ziemlich allgemein, gegen Untergebene aber despotisch, selbst barbarisch; ihr Rachedurst kennt kaum Gränzen.“ Hoffen wir, daß eine liberale Verfassung dem National-Charakter ein edleres Gepräge verleihen werde.

VI.

Bulgarien und seine Bewohner. — Ruschtschuk und die Hochebene. — Rasgrad. — Schumla. — Der Dewnos-See. — Varna.

Da die Untersuchung eines Theils Bulgariens, namentlich des nördlichen Abhanges des Balkans, soweit die letzten Kriege es berührt hatten, im Reiseplane lag, so wählte ich Ruschtschuk, den Sitz des türkischen Gouverneurs, damals Said Pascha, zum Eintritte in das türkische Gebiet. Am 5. September Morgens befand ich mich schon früh am Ufer von Giurgewo, um eine Barke zur Ueberfahrt zu miethen. Aber ein sturmähnlicher Wind aus Nordwest vereitelte anfänglich mein Unternehmen; es fand sich kein Barkenführer willig. Erst um 8 Uhr, als der Wind etwas nachgelassen hatte, gelang es mir, den Kapitain eines österreichischen Handelsschiffes, welches am Ufer lag, dahin zu bringen, daß seine Barke, mit drei Ruderern und einem Steuermann ausgestattet, mir zur Disposition gestellt wurde. Es war eine ziemliche Kraftanstrengung nöthig, um die Ost-Spitze der früher erwähnten langen Donau-Insel zu umschiffen, von der oben schon die Rede gewesen ist. An diesem Tage weidete spärliches Vieh auf ihr; ein menschliches Wesen wurde jedoch nicht sichtbar. Zahlreiche Erdschwalben hatten in die oberflächlichen Schichten des Bodens der Insel tief eindringende Gänge gebohrt; die tieferliegenden, dem Wellenschlage ausgesetzten Schichten waren augenscheinlich vermieden. Bei hohem Wasserstande wird sie zuweilen überfluthet, wie dies 1855 während des Krieges geschah. Meine Ruderer benutzten die Insel, indem sie an deren südlichem Ufer ausstiegen und die Barke bis zum oberen Ende aufwärts zogen. Sie ist eine halbe Stunde lang und am oberen Ende merklich breiter als am unteren. Oberhalb dieser großen liegt noch eine ganz kleine, befestigte Insel dicht am linken

Ufer. — Auch dem Hafen von Ruschtschuk gegenüber war bei dem gegenwärtigen, niedrigen Wasserstande eine Sandbank zum Vorschein gekommen, deren Umfang nicht ganz unbedeutend ist. — Die Ueberfahrt hatte über eine Stunde Zeit in Anspruch genommen, was bei dem scharfen Nordwestwinde eben nicht angenehm war. Die in der Nähe des Ufers liegende österreichische Dampfschiffs-Agentie war mir hülfreich. Man schaffte mir einen Wagen, der mich zunächst zu dem preußischen Vice-Consul, Hrn. Dr. Kalisch, und als ich diesen nicht im Hause fand, zu dem Gasthause von Manfredi brachte, welches mir als das am meisten für Christen in Ruschtschuk brauchbare bezeichnet worden war. Das dargebotene Kämmerlein war freilich mehr als einfach; es enthielt nichts als die nackten Wände und eine Feldbettstelle mit harter Matratze; ein Rohrstuhl wurde nachträglich herbeigeholt. Der Schmutz im Hause übertraf den, über welchen in Unter-Italien so vielfach geklagt wird, womöglich noch. Die Gastwirthschaft, in der man nach der Karte speiste, schien verpachtet zu sein. Die in Ruschtschuk bei dem Telegraphen-Dienste, bei der Dampfschifffahrt u. s. w. angestellten Fremden versammelten sich hier regelmäßig.

Ein dienstfertiger, exilirter Ungar führte mich in eine türkische Barbierstube, deren Inhaber, außer dem Rasiren, es nicht verschmähte dem Christen nach Landessitte auch das Haupt zu waschen. Die Figur des alten Türken mit seinem langen, weißen Bart war malerisch. Ein Knabe machte den Adjutanten. Renouard de Bussière*) beschreibt eine solche türkische Barbierstube in ihrer kleinsten Ausstattung trefflich. Jedenfalls könnten die meisten unserer west-europäischen Barbiere hinsichtlich der sorgsamen Behandlung der Haut hier noch Vieles lernen.

Hr. Dr. Kalisch kam mir hernach mit seinem Besuche zuvor und erwies sich mir während meiner Anwesenheit überhaupt so gefällig, daß ich mich verpflichtet fühle, meinen Dank hierfür öffentlich auszusprechen. Er führte mich zunächst in sein Haus ein, sorgte für den türkischen Paß und außerdem für einen Ferman, durch den mir auf der Weiterreise eine Gensdarmerie-Escorte gesichert wurde, wo sie mir nöthig scheinen sollte. Dies ward um so leichter erreicht, da Hr. Dr. Kalisch, der während des letzten

*) Lettres. I., pag. 87.

Krieges als Militärarzt in der türkischen Armee gedient hatte, sich des besondern Vertrauens des General-Gouverneurs Said Pascha erfreut.

Gegen Abend machten wir einen Spaziergang durch einen Theil der Stadt und zwar namentlich durch das vorzugsweise von Bulgaren bewohnte, nach Osten gelegene Viertel. In einer türkischen Droguerie-Handlung fand sich reichliche Gelegenheit, die hier vorherrschende, leichtsinnige Unordnung kennen zu lernen. Eine Reihe nebeneinanderstehender, geöffneter Säcke ließ ihren Inhalt von außen sogleich erkennen. Ein Sack mit weißem, gestoßenen Zucker befand sich freund-nachbarlich neben anderen, die mit weißem Arsenik, mit Bleizucker u. s. w. gefüllt waren. Die Straßen von Ruschtschuk haben in den letzten Jahren ein Pflaster erhalten, welches freilich zur Zeit noch unter jeder Kritik steht. Doch — aller Anfang ist schwer, und besonders hier zu Lande. Und das Verdienst des Hrn. Dr. Kalisch, der wesentlichen Antheil an ihnen hat, ist darum kein geringeres. Ein Durchwandern dieser Straßen hinterläßt den traurigsten Eindruck. Die große Mehrzahl der Einwohner, die man im Jahre 1856 auf 24—25,000 schätzte, besteht nämlich aus Türken. Die Häuser dieser letzteren bieten nach den Straßen hinaus nichts als eine geschlossene, nackte Wand dar, deren Lehmbewurf meistens nicht einmal übertüncht ist. Die in Constantinopel so häufigen, hölzernen Gitter, hinter welchen verborgen die weiblichen Hausbewohner auf die Straße schauen können, fehlen hier fast ganz; der Harem, in welchem der möglichste Luxus entfaltet wird, öffnet sich nur nach dem Hofe, von welchem aus häufig einige grüne Bäume über die Mauern hervorragen. Alle bürgerlichen Geschäfte werden dagegen in völlig vom Hause getrennten, offenen Boutiquen betrieben, die reihenweise, mehrere unter demselben Ziegeldache, stets einstöckig, ganze Straßen rechts und links einnehmen. In diesen sieht man den Schneider, Schuster u. s. w. arbeiten, in ihnen rasirt der Barbier seine Kunden frei öffentlich, Früchte, Materialwaaren, Kleiderstoffe ꝛc. werden feilgeboten. — Die Moscheen Ruschtschuk's sind ganz einfache, viereckige, ein- oder zweistöckige Gebäude mit rothem Ziegeldach, die Spitzen der Minarets sollen mit Blei gedeckt sein, sind es aber sehr häufig nur mit Weißblech. Die Stadt besitzt einen viereckigen Glockenthurm, der nach alter Sitte mit seiner Glocke die 24 Stunden des

Tages anzeigt. Weitläuftige türkische Kirchhöfe befinden sich innerhalb der Wälle und nehmen einen ansehnlichen Theil des Bodens ein. Die strenge Vorschrift befiehlt, die Gräber heilig zu halten, und so werden hier nach und nach die Lebenden von den Todten verdrängt. Zahlreiche, schmale, aufrechtstehende, etwa 3′ hohe Grabsteine, enthalten, wenn der Begrabene ein männliches Individuum war, auf dem oberen, etwas breiteren Ende einen roh geschnitzten Turban, die der weiblichen Individuen entweder einen Schmuck von Federn oder Blumen, ebenso roh, oder entbehren auch jedes Abzeichens. Auf einem schmalen Bande, welches etwas schräg läuft, findet sich eine längere Inschrift eingeschnitten. In letzterer Hinsicht bemerkt man eine große Gleichmäßigkeit auf türkischen Kirchhöfen, bis nach Asien hinein, soweit ich sie gesehen.

Die Minderzahl der Einwohner besteht hauptsächlich aus Bulgaren, nächst ihnen aus Griechen, aus Armeniern und wenigen katholischen und evangelischen Christen. Die Geldgeschäfte scheinen vorzugsweise Armenier zu betreiben; bei einem derselben wechselte ich die erforderlichen türkischen Silbermünzen ein, wobei ich namentlich scharf geprägte türkische Thaler empfing. Der Banquier erschien, sehr anständig, in westeuropäischer Kleidung; er sprach italienisch und französisch.

Die Zahl der herrenlosen Hunde ist viel ansehnlicher, als in Bukareścht; sie schlafen am Tage ungehindert mitten auf der Straße, benehmen sich aber auch gegen ihren Freund, den Menschen, sehr bescheiden. Dieser läßt sie dessen ungeachtet so hungern, daß sie, wie Hr. Kalisch versicherte, bisweilen in die Weinberge laufen und sich an Trauben satt fressen. Diesen stellen hier ferner große Schwärme von Staaren und andern Vögeln viel mehr nach, als dies im Westen der Fall ist. Uebrigens hatten sie am 6. September noch nicht ihre vollständige Reife erlangt. Man zieht rothen und weißen Wein, der bei gehöriger Sorgfalt die Mühe ohne Zweifel belohnen würde; ersterer ist vorzuziehen, es fehlt ihm nicht an Feuer. Man färbt ihn mit dem dunklen Safte der schwarzen Beeren eines hier allenthalben wild wachsenden Sambucus tiefer roth und behauptet, daß er dadurch zugleich süßer und milder werde. Mandeln und Wallnüsse, Pfirsiche, süße Melonen, Granatäpfel, Liebesäpfel, Solanum Melongena (bräunlich-violette, ziemlich ansehnliche Früchte), werden in großer Menge im Freien gezogen.

Die Melonen sind spottwohlfeil, man füttert das Vieh damit; ich fand sie jedoch unsern Zuckermelonen nicht ebenbürtig; sie sind größer und weniger gewürzig. Ebenso waren die Kartoffeln, die ich in Ruschtschuk bekam, nicht sonderlich. Wassermelonen werden vom gemeinen Volke in Menge verzehrt. Noch mehr ist dies der Fall mit Zwiebeln und Knoblauch in der ganzen Türkei; das scharfe Allium neapolitanum wird hierbei vorgezogen. Das hier gewöhnliche Brod ist dem ähnlich, welches ich in der Folge in der ganzen Türkei gefunden habe, d. h. schwarz, weich, nicht gehörig ausgebacken, auswendig mit einer etwas festeren, dünnen Rinde umgeben; die letztere war für mich allein genießbar. Man giebt diesem Brode die Form eines inwendig offenen Ringes. Es gehört eine wahrhaft türkische Sorglosigkeit dazu, aus dem vortrefflichen Weizen ein so schlechtes, ungesundes Gebäck herzustellen. Ein einziger Bäcker backt für den Pascha weißes Brod; bei ihm muß man ein solches vorher bestellen, wenn man es zu haben wünscht, — wie ich dies zum Reisevorrath that. Harter Zwieback kommt aus Wien, ist aber verhältnißmäßig theuer. Milch und Zucker sind zum Kaffee bei den Türken nicht gebräuchlich. Eine grobe Sorte des Zuckers, welche aus Aegypten kommen soll, ist jedoch in allen Kaffeehäusern zu haben. Milch muß am Abend zuvor bestellt werden, wenn man sie Morgens zu genießen wünscht; ein aus ihr bereiteter Käse ist erträglich. — Der Gastwirth Manfredi, ein Grieche, ließ sich seine kahlen Wände mit einer harten Matratze und einem Vorhängeschloß vor der aus lockeren Brettern zusammengenagelten Thür ungefähr ebenso theuer bezahlen, als ein Hôtel-Besitzer in civilisirten Ländern das eleganteste Wohnzimmer.

Ich nahm auch hier einen Armenier aus Smyrna, Pasquale, auf zwei Monate in meinen Dienst, der die Stelle eines Dolmetschers und Bedienten zugleich vertreten mußte. Er hatte eine Reise durch den ganzen Balkan und die Dobrudscha mit dem österreichischen General v. Hauer gemacht, der hier zum Zwecke topographischer Aufnahmen reiste, zur Zeit, als man einen Kanal von Rassowa nach Küstendsche zu graben beabsichtigte. Auch war er 2 Jahre lang Dragoman bei der türkischen Gesandtschaft in Berlin unter Kiamil Pascha, 1838—40 gewesen und sprach vollkommen gut türkisch, deutsch, neugriechisch, armenisch, außerdem gebrochen italienisch und französisch. Seine Familie be-

fand sich in Constantinopel, wo er auch preußischen Artillerie-Offizieren bei ihrem Unterrichte in der Militärschule als Dolmetscher gedient hatte. Ein solcher, jedem der Landessprachen unkundigen Fremden unentbehrlicher Mann, ist nicht immer so unterrichtet zu finden, als mir dies geglückt war; auch mußte ich ihm monatlich 50 Thlr. Preuß.-Cour. zahlen; die mir von ihm bis Constantinopel geleisteten Dienste kann ich nur loben; hier aber knüpfte er mit der Artillerie-Schule die früheren Verbindungen wieder an und kürzte den mit mir geschlossenen Contract einseitig ab. — Im Allgemeinen sind die Leute, welche im Oriente eine solche Bedienung zum Lebensgeschäfte gemacht haben, zuverlässig; Ausnahmen kommen indessen vor. Man wird deshalb wohlthun, den Contract mit ihnen im Beisein eines Consular-Beamten oder doch eines angesessenen, achtbaren Einwohners abzuschließen. Die über ähnliche, frühere Dienste empfangenen Zeugnisse, welche diese Männer oft in allen europäischen Sprachen besitzen, sollten vorher aufmerksam durchgesehn werden. So kurz sie zu sein pflegen, so läßt doch der Total-Eindruck, welcher aus ihrem verschiedenartigem Inhalte erwächst, ein ungefähres Bild ihres Inhabers hervorgehn.

An einem Nachmittage fand eine Spazierfahrt nach einem westlich von Ruschtschuk gelegenen, großen Garten des Hrn. Dr. Kalisch (mit voraufreitenden, bewaffneten Kawassen —), in eleganter Wiener Equipage Statt. Aus einem einfachen Pavillon dieses Gartens genießt man die volle Aussicht über Ruschtschuk in das fern gegenüberliegende Giurgewo. Hierbei wurde ich denn auch zuerst bequemer die vielen Minarets gewahr, deren ich 16 zählte. Hr. Hackländer*) sah dagegen im Jahr 1840 hier 29 Minarets, die während des Ramasan's beleuchtet waren. Ebenso fielen mir die zahlreichen Fruchtbäume auf, die aus den Höfen der einzelnen türkischen Häuser hervorragen. Leider war es sehr windig und dadurch kühl. Beim Zurückfahren passirten wir den weißen und den schwarzen Lom, zwei westlich von Ruschtschuk sich in die Donau ergießende Flüßchen, die gegenwärtig beinahe ausgetrocknet waren und sehr schlammig aussahen. Eine kleine Flotille, die im Kriege thätig war, liegt jetzt theils im Lom, theils im Donau-

*) Daguerreotypen. Aufgenommen auf einer Reise im Orient. Stuttgart, 1842. S. 50.

hafen, der dadurch entsteht, daß das Donauufer vor dem westlichen Theile der Stadt eine ziemlich geschützte Ausbuchtung bildet.

Meine Abreise nach Schumla hatte ich auf den Morgen um 5 Uhr durch mündliches Uebereinkommen mit dem Fuhrmann festgestellt. Indessen erschien der Wagen, trotz wiederholter Aufforderungen, nicht vor 8 Uhr. Ebenso kamen statt der bedungenen drei Pferde deren nur zwei, — unter nichtssagenden Ausflüchten. Auch führte mich der Besitzer des Fuhrwerks persönlich nur bis an das Thor, um mich dann seinem Knechte zu überlassen. Es bestand aus einem vierräderigen Korbwagen, der auf den hölzernen Achsen lag. Ein Strohlager vertrat die Stelle des Sitzes, und meine Effecten mußten zur Unterstützung des Kopfes dienen. Die Ursache der späten Abfahrt wurde mir Abends klar, als wir das festgesetzte Ziel, die kleine Stadt Rasgrad, nicht erreichten, vielmehr nach eingebrochener, tiefer Dunkelheit eine Stunde vorher in einem bulgarischen Dorfe die Nacht zubringen mußten. Ohne Zweifel war dem Fuhrmann bekannt, daß ich mich im Besitze eines Fermans befand, der das kostenfreie Unterbringen des Reisenden vorschrieb. Der türkische Fuhrmann suchte für sich und seine Pferde daraus den möglichsten Nutzen zu ziehen, was in einem christlichen Dorfe sehr leicht gelingt, wo man es kaum wagt, sich dem Willen eines Türken zu widersetzen. Für mich selbst ging übrigens der nicht geringe Vortheil daraus hervor, daß mir Gelegenheit geboten wurde, das ländliche Hauswesen der Bulgaren persönlich kennen zu lernen.

Von Ruschtschuk aus führte uns der Weg zunächst 40 Minuten lang eine mäßige Anhöhe hinauf, die jedoch hinreichte, um einen herrlichen Rückblick auf Ruschtschuk, Giurgewo und die dazwischen strömende Donau zu gewähren. — Die Ebene war häufig mit Weingärten und Maispflanzungen bedeckt, zwischen letzteren rangten allenthalben Melonen in die Höhe. Nach einer Fahrt von 1½ Stunden verloren sich die Spuren von Cultur und rechts und links am Wege hatten wir nur struppigen Baumausschlag, aus Eichen, Ulmen, Schwarzpappeln, Weißbuchen und Kreuzdorn zusammengesetzt. Des Menschen zerstörende Hand erlaubt ihnen nicht, zu Bäumen heranzuwachsen. Erwägt man, daß während der letzten Kriege in der Regel Heeresmassen in der Richtung auf Schumla zogen, so kann man sich leicht die weit hinreichende Verwüstung

aller Vegetation erklären. Es verhält sich mit diesem Wege ungefähr so, wie mit dem zwischen Giurgewo und Bukareſcht.

Gegen 12 Uhr hielten wir zu Bisanza am Ak-Lom an, 5 Stunden von Ruſchtſchuk und 7 Stunden von Rasgrad. Der Lom war zu dieser Zeit fast ausgetrocknet; eine an seinem Ufer stehende Wassermühle zeigte jedoch an, daß er zuweilen diese zu treiben im Stande sein müsse. In der Nähe dieses Ortes schlängelt sich der kleine Fluß durch den Einschnitt eines etwa 200 Fuß hohen Hügels, und in dieser Gegend sind seine Ufer mit einem Wäldchen bedeckt. — Der Weg bis hieher war vollkommen trocken. Da der Boden aber thonhaltig ist, so muß er bei Regenwetter abscheulich zu passiren sein. Etwa 4 Fuß hohe, roh behauene Steine bezeichneten hier und da die Richtung. Sie sollten zur Zeit Sultan Mahomeds gesetzt worden sein, als dieser 1837 Ruſchtſchuk besuchte und man nothgedrungen die Wege durch den Balkan hatte doch etwas bessern müssen. Die Telegraphen-Linie verfolgt ganz dieselbe Richtung. Ich bemerke hierbei, daß die Telegraphenstangen gegenwärtig den Reisenden, welche von Ruſchtſchuk nach Schumla oder von letzterem Orte nach Varna gehen wollen, während eines etwaigen Schneesturmes oder dichten Nebels den sichersten Nachweis für die einzuschlagende gerade Richtung abgeben. Denn bis zu einer eigentlichen Landstraße hat man es hier noch nicht gebracht. Wenn der Boden von Regen durchweicht ist, so sucht jeder Fuhrmann den festeren Boden nach Belieben rechts oder links; eine viertelstündige Breite des Weges und Irrungen bei seiner Benutzung von Seiten der Gegend Unkundiger gehörten darum bisher zu den gewöhnlichen Erscheinungen.

Gleich nachdem wir Bisanza verlassen und den Ak-Lom durch eine steinige Furth passirt hatten, weil die schlechte, hölzerne Brücke zu gefährlich schien, zeigte sich rechts ein angenehmes Wiesenthal, welches den Windungen des Lom folgte, der hier eine zweite Mühle zu versorgen hat. Weiterhin zog sich zur Linken des Weges in einiger Entfernung eine mit Eichen bewaldete Hügelkette hin. Das vorher schon bezeichnete, aus den Wurzeln längst abgehauener Bäume, rechts und links am Wege aufgeschlagene Gebüsch, wurde allmählich dichter und würde einer vorrückenden Armee, welcher der gerade Weg versperrt wäre, ansehnliche Hindernisse bereiten können. — Bis zu dem großen Dorfe Torlak, das auch am Lom liegt,

hatten wir 1½ Stunden gebraucht und in ferneren 2¼ Stunden Issendsche, das Sussentscha der Karte, erreicht, so daß wir eben in dieses Dorf einzogen, als die Sonne unterging. Die Einwohner waren gerade beschäftigt, das von der Weide zurückkehrende Vieh zu tränken; der türkische Dorfaufseher schaffte uns Unterkommen in einem reinlichen Bulgaren-Hause, welches von einer Familie bewohnt wurde, die aus Vater, Mutter, einem verheiratheten Sohne und mehreren Kindern des letzteren bestand, die in einem erfreulichen Familien-Verhältnisse zu einander zu stehen schienen. Der junge, kräftige Mann umfaßte meinen fast centnerschweren Koffer mit beiden Armen und trug ihn mit Leichtigkeit eine ansehnliche Strecke weit. Das Haus enthielt zwei geräumige Zimmer, deren vorderes den Fremden eingeräumt wurde. Das Lager wurde auf dem Boden durch einen ausgebreiteten Teppich bereitet und genügte bescheidenen Ansprüchen. Die Kinder waren, wie die Hausbewohner überhaupt, fern von jeder Zudringlichkeit. — Es fehlte in diesem Hause nicht an Zeichen von Wohlhabenheit, die unter den hier obwaltenden Abhängigkeits-Verhältnissen nur durch die allgemein anerkannte bulgarische Arbeitsamkeit erreicht worden sein konnte, hinsichtlich welcher sie ihre türkischen Beherrscher bei Weitem übertreffen. Landbau und Gartenzucht sind ihr eigentliches Element. Wir hatten einen Theil des Getreides noch auf dem Halm stehen sehn. Der andere bereis geerntete Theil wurde so eben durch Pferde und Ochsen ausgedroschen. Von den gewonnenen Körnern sonderte man die Spreu durch in die Höhe Werfen mit der Schaufel. — Schon bei dieser ersten Tagesreise in Bulgarien hatte ich die Ueberzeugung gewonnen, daß die Bodencultur hier eine ungleich fleißigere und zweckmäßigere sei, als die in der Walachei beobachtete. Dennoch findet man auf dem Lande nicht einmal stets das oben beschriebene, für einen West-Europäer kaum genießbare Brod. Man begnügt sich oft mit dem in heißer Asche gebackenem Mehle.

Der bejahrte Hauswirth ließ sich mit mir, durch die Vermittlung meines Dolmetschers, in ein längeres Gespräch ein, bei welchem er allenthalben ein verständiges und klares Urtheil kund gab. Auch an zutraulicher Offenheit fehlte es nicht, sobald er sich überzeugt hatte, daß er es wirklich mit Christen zu thun habe. Er äußerte, daß die Bulgaren während des kaum beendeten letzten Krieges der Meinung gewesen seien, die kriegführenden christlichen

Mächte würden sich bei dem Friedensschlusse die Verbesserung ihrer traurigen Lage angelegen sein lassen; doch sei bis zu diesem Augenblicke noch keine Spur der thatsächlichen Ausführung des Hatti-Hümayun des Sultans zu bemerken. Die Türken, mit welchen sie über diesen Punkt sprachen, äußerten hierüber: „Wie könnt ihr glauben, daß, so lange die Türken hier herrschen sollen, die Bulgaren ihnen jemals gleichstehen dürften?“ — Der Gebrauch der Glocken an christlichen Kirchen bleibt fortwährend verboten, und die Erlaubniß zum Neubau einer solchen wird nur unter den größten Schwierigkeiten erlangt.

Am folgenden Morgen brachen wir um 5 Uhr auf, um den Zeitverlust auszugleichen, den wir durch das Zurückbleiben von Rasgrad erlitten hatten. — Wir bemerkten zur Rechten und Linken unseres Weges mehrere kleine Dörfer, ohne sie zu berühren. Um 7 Uhr erreichten wir das Städtchen Rasgrad; es ist offen, hat keine Befestigungen und zählt höchstens 8—9000 Einwohner. An seiner Nordseite liegt eine große Kaserne, die jedoch im Augenblick leer war; man war gerade beschäftigt, sie neu zu übertünchen, und ich glaube überhaupt bemerkt zu haben, daß man sich die Unterhaltung der Militär-Gebäude in diesem Theil des türkischen Reiches angelegen sein läßt. Letzteres erschien besonders in Schumla augenfällig. Rasgrad besitzt eine grade, breite Hauptstraße, in welcher ich während des Durchfahrens bemerkte, daß die bulgarischen Einwohner die Gebäude zur linken, die türkischen jene zur rechten Seite bewohnten. Die Bulgaren waren bereits in ihren Boutiquen beschäftigt; ein Jeder in seiner Art, Schneider, Schuster, Pelzarbeiter u. s. w. Bei den Material-Waaren-Verkäufern stand gewöhnlich auf dem nach der Straßenseite zugerichteten Ladentische eine Reihe von hohen, geräumigen Flaschen aus weißem Glase, in Form großer Karaffen, welche verschieden gefärbte Flüssigkeiten enthielten, daneben weite gläserne Pokale, die trockene Substanzen zur Schau stellten. Die Art der hiesigen Einrichtung erinnerte mich lebhaft an die in den Ruinen von Pompeji in ganz ähnlicher Weise noch heute wahrnehmbare. Auch in manchen andern häuslichen Verhältnissen erkennt man den stationären, seit 2000 Jahren wenig veränderten Zustand. Während derselben Zeit saßen ihnen gegenüber die Türken unbeweglich auf ihren Fersen, den Tschibuk rauchend und die Dampfwolken in majestätischer Ruhe von sich blasend. Der Unterschied

war höchst frappant, — er erinnerte lebhaft an das Verhältniß zwischen Herren und Dienern, wie es die Türken Jahrhunderte lang in diesem unglücklichen Lande aufrecht erhalten haben. Wären die Bulgaren nicht durch die lange Despotie entartet, sie könnten unmöglich diesem Zustande ruhig zusehen, namentlich in einem Augenblicke, wo sie sehen, daß der Ferman des Sultans, der ihnen Freiheit und Gleichstellung mit den Türken versprach, ohnmächtig bleibt. — Die Stadt enthält zwei größere oder Haupt-Moscheen, die die Form eines kleinen Doms mit Kuppel nachahmen; eine dem nördlichen Eingange nahe, die andere mitten in der Stadt, letztere außer dem Minaret noch mit zwei kleinen Thürmen verziert. Innerhalb der Stadt waren sämmtliche Häuser mit rothen Ziegeln gedeckt, außerhalb derselben fanden sich auch Strohdächer, wie sie überhaupt in den Dörfern häufig vorkommen.

Südlich von Rasgrad war der Boden an vielen Stellen auffallend gut bebaut; namentlich bemerkte ich regelmäßig angelegte und umzäunte Gemüse-Gärten. Kohl, spanischer Pfeffer, Gurken, süße und Wasser-Melonen, Mais und sehr häufig Hanf; Flachs nirgends, daher alle Hemden, Hosen, Bett- und Handtücher aus Hanf bestehen. Baumwollenzeuge werden in Salonichi fabricirt.

Dazwischen fahren wir dann wieder eine Stunde lang durch steppenartig aussehende Viehweiden. Die Zahl der Heerden fand ich zu meinem Erstaunen, so bald nach dem Kriege, reich an Zahl. — Am Wege lag ein dort gefallener Büffel, dessen Aas einer Schaar von Elstern zum leckeren Mahle diente; man hatte es nicht der Mühe werth gehalten, ihm auch nur die Haut abzuziehen; dasselbe war mit einer crepirten Ziege der Fall. Dennoch giebt es in Ruschtschuk Gerbereien, ebenso sahen wir auch in Rasgrad eine solche. Aber die türkische Straßen-Polizei verlangt es nicht anders.

Um 11 Uhr langten wir in Taschdschyköj, einem großen Dorfe, an, und hielten dort in einem Chan unser Mittagmahl; eine schmutzige Veranda, unmittelbar über dem Pferdestalle, diente dazu. Außer Eiern war nichts zu haben, und die aus Wien mitgenommene treffliche Tafelbouillon kam daher zum erstenmal gut zu Statten. Nach zweistündiger Rast setzten wir die Reise fort, wobei Arnautköj eine Stunde weit rechts zur Seite liegen blieb. Die Sonne brannte stark. Die Temperatur der Atmosphäre — es war am 8. September — betrug Morgens früh um 5 Uhr: + 12° R.,

Mittags 15° R. und zwischen 2 und 3 Uhr 18° R. — Der Weg gewährte allmählig, indem wir langsam bergan stiegen, etwas mehr Veränderung dar; Hügel wechselten mit Thälern ab. Die Dörfer blieben uns stets zur Seite liegen. Zwei Stunden vor Schumla passirten wir einen Chan (sprich Han), er war aber verschlossen und menschenleer. Die Gegend vor Schumla ist zwar auch, besonders gegen die Anhöhe zu, angebaut; doch schien mir dies, wenigstens hinsichtlich der Gemüse-Gärten, nicht in dem Maaße der Fall zu sein, als bei Rasgrad. In der Vorstadt von Schumla, wo wir um 5 Uhr anlangten, war man fleißig mit Kornaustreten und Schaufeln beschäftigt. Türken und Bulgaren waren hier, Männer, Frauen (die türkischen oberflächlich verschleiert) und Kinder in der Arbeit begriffen; Bulgaren jedoch in der Mehrzahl.

Schumla gewährt, wenn man von Norden her kommt, einen großartigen Anblick. Schon aus einer starken Stunde Entfernung bemerkt man die Festungswerke, welche die Höhen bekränzen, obgleich sie sämmtlich sehr niedrig gehalten sind; Thürme kommen an ihnen nirgends vor. — Die Anhöhen um Schumla bilden einen weiten Halbkreis, der seine Concavität nach Norden wendet. In der letztern liegt am Fuße der Berge, von ihnen gegen Osten, Westen und Süden geschützt, die Stadt, welche sich von Westen nach Osten eine kleine Stunde weit hindehnt. Ihre Einwohnerzahl beträgt beinahe 30,000, wie der Chef der Civil-Verwaltung persönlich mir versicherte. Schon vor der Stadt trafen wir auf weitgedehnte, sich gegenseitig unterstützende Erdwerke, von denen die meisten erst zur Zeit des letzten Krieges angebaut worden sind.

Es bedurfte mannigfacher Erkundigungen, ehe wir einen erträglichen, bulgarischen Chan erreichten. Während des Krieges hatte hier ein Grieche einen europäischen Gasthof eingerichtet, der aber nachher bald wieder einging. Der Herr vom Hause räumte uns sein eigenes Zimmer ein, dessen Boden mit Strohmatten gedeckt, die Decke mit hölzernen Brettern ausgestattet war. Dennoch fehlte es zwei Fenstern an Scheiben; man verhing sie für die Nacht mit einem groben Sack. Mann und Frau waren ungemein dienstbeflissen und gaben sich Mühe, zu schaffen, was möglich war. Auf dem viereckigen, inneren Hofe ging es sehr lebhaft her; es war im ersten Geschoß mit hölzernen Gallerien umgeben, die sich an mehreren Stellen zu größeren Abtheilungen ausdehnten, in welchen die

Besucher des Chans sich auf Matten ausstrecken konnten, um die freie Luft zu genießen. Die widerwärtigste Anstalt war, wie schon früher in Ruschtschuk, auch hier die der Körpererleichterung bestimmte.

Die Bulgaren haben sich in ihrer Lebensweise der der Türken ziemlich anbequemt. Die Speisen wurden mittelst eines breiten, runden Tellers auf niedrigen Tischen servirt, etwa wie man sie bei uns den kleinsten Kindern giebt. Der Türke kauert davor auf den Fersen. Ich bediente mich dabei zum Sitzen niedriger, viereckiger Gestelle, deren sich gewöhnlich eines in jedem Zimmer des Chans vorfindet, um einen hohen, hölzernen, buntgedrechselten Leuchter darauf zu stellen, der eine Talgkerze trägt. Oellampen sind nicht gebräuchlich. — Die gewöhnlichste Speise ist der aus Reis mit etwas Butter gekochte Pillav. Auch eine Fleisch-Suppe mit Reis, ohne irgend etwas Grünes, wird häufig angeboten und ein hölzerner Löffel dazu gereicht. Soll ein Mehreres genossen werden, so bratet man ein Huhn. An Eiern fehlt es in der Regel nicht, Milch muß aber besonders bestellt werden, obgleich es an Vieh durchaus nicht mangelt. Schaafkäse ist in guter Qualität ziemlich frisch zu haben. — Von den verschiedenen Fleischarten ißt der Türke am liebsten Hammelfleisch, dessen Zubereitung mit Hammelfett es den meisten West-Europäern jedoch zuwider macht, trotz der reichlich hinzugefügten Gewürze. — Der von dem Türken aus kleinen Tassen ohne Zucker und Milch genossene Kaffe wird in kleinen kupfernen Töpfen gekocht und mit dem Satze eingegossen, wenigstens niemals filtrirt; man schlürft ihn von dem Satze ab. Ihn findet man allenthalben, selbst in den kleinsten Dörfern; so wie die meisten Türken, trank mein armenischer Diener, Pedros Pasquale, ihn gern dreimal täglich, selbst am späten Abende.

Die etwas korpulente, dennoch aber leicht bewegliche Hausfrau schien sehr wesentlichen Einfluß auf die Wirthschaft zu üben. Ihr Alter schätzte ich auf ungefähr 40 Jahre. Die Kleidung war der west-europäischen sehr ähnlich; das blos getragene schwarze Haar schmückte sie nach Art der Italienerinnen täglich mit einer frischen Blume, einmal mit einer rothen Nelke, dann wieder mit einer rothen Granatblüthe. Das Benehmen des Mannes drückte mehr Ruhe, Ueberlegung und Bescheidenheit aus; er war auch reinlich und überhaupt vortheilhaft gekleidet.

Das Gebäude enthielt eine Anzahl Kammern, deren Thüren sich auf die schon erwähnte hölzerne Gallerie öffneten. — Das nächtliche Lager war weicher, als ich es seit Giurgewo gefunden hatte. Ein bunt gewebter Teppich aus einer Fabrik in der Nähe von Nissa war untergebreitet, dessen bunte Arbeit sich allenthalben hätte sehen lassen dürfen. Das mitgebrachte Insekten-Pulver wurde hier in Gebrauch gezogen; vielleicht hatte ich es ihm zu danken, daß ich seit Wien zum ersten Male die ganze Nacht schlief und Morgens bis gegen 6 Uhr auf meinem Lager aushielt. Meinen gestern heftig zerstoßenen Gliedern war diese Ruhe ungemein wohlthätig.

Am 9. September Morgens war der ganze Horizont mit Wolken umzogen; die hervorragenden Anhöhen trugen graue Nebelkappen. Auch fing es um 8 Uhr an leicht zu regnen, hörte jedoch gegen 11 Uhr wieder auf, und jetzt begab ich mich persönlich zum Kaimakam, dem Chef der Civil-Verwaltung. Das Gouvernementshaus nimmt einen ansehnlichen Umfang auf einer kleinen Anhöhe der östlichen Stadt ein. Der hervorragendste Theil desselben gehört der Militärverwaltung, zu der wir uns verirrt hatten. Ein dienstfertiger Haushofmeister des Civilhofes, in braunem Tuch-Ueberrock und dergl. Pantalons, führte uns hinüber in das benachbarte, kleinere Haus seines Gebieters. Dieser empfing mich nach geschehener Meldung auf der Stelle; vielleicht trug die nach dem Kriege schon etwas seltener gewordene Erscheinung eines mit einem Dragoman reisenden West-Europäers etwas dazu bei; jedenfalls mochte aber auch die im Kriege stattgehabte Allianz christlicher Heere mit den Türken des bleibenden, günstigen Eindruckes nicht verfehlt haben. Der Empfangssaal bildete ein geräumiges Viereck, an dessen Wänden der einfache, hölzerne Divan rings herum lief; dieser war jedoch mit Polstern bedeckt. Der Kaimakam, der diesen Posten schon früher mehrmals bekleidet hatte, schien mir ein Mann von 50 und einigen Jahren. Der Ausdruck des Wohlwollens belebte seine Physiognomie; er kam mir freundlich einige Schritte entgegen, und nachdem ich, gleichfalls stehend, die Ursache meines Besuches auseinandergesetzt, namentlich den Wunsch ausgedrückt hatte, meinen Teskere nach Varna visirt zu erhalten, lud er mich zum Niedersetzen ein. Auf seinen Wink wurde der unvermeidliche Tschibuk und der schwarze Kaffe in einer silbernen, äußerlich mit erhabenen Figuren gezierten Tasse präsentirt. Nachdem ich mit so viel tür-

kischem Anstande, als es mir möglich war, einige Züge aus der dicken Bernstein-Spitze des langen Rohres gezogen hatte, dessen kleiner Kopf am Boden auf einer blanken, kleinen, kupfernen Schüssel ruhte, schlürften wir beide unsere Tasse, deren Inhalt wirklich ein Mokka-Aroma ausduftete, und setzten die Unterhaltung durch Vermittlung meines sprachgewandten Dragomans fort. Er verlangte von mir zu wissen, auf welche Kopfzahl die preußische Armee im Kriege gebracht werden könne. Ich erläuterte diese Angelegenheit weiter und hob besonders den Umstand hervor, daß Jedermann Soldat werden müsse, sofern er körperlich brauchbar, ohne sich loskaufen zu können, — auch daß im Frieden der Offiziers-Grad nicht anders als durch Prüfungen erlangt würde; von beiden Einrichtungen schien ihm der Nutzen augenblicklich einzuleuchten. Meinerseits suchte ich von ihm Manches über die Verhältnisse von Schumla zu erfahren. Die Türken sind bei Weitem in der Mehrzahl; es folgen die Bulgaren, dann die Armenier, ferner die Juden und wenige Griechen. In den umliegenden Dörfern haben die Bulgaren das Uebergewicht. Hinsichtlich der Fortsetzung der Reise nach Varna hielt er es für zweckmäßig, einen bewaffneten Gensd'armen mitzunehmen; man habe das Möglichste für die Sicherheit der Straße gethan, — aber Vorsicht könne nicht schaden. Sodann machte er dem Dragoman, welchen er aus früherer Zeit her kannte, freundliche Vorwürfe, daß er mich nicht direkt ihm zugeführt habe, damit mir ein Privathaus angewiesen worden wäre; es solle dies jetzt noch sogleich geschehen. — Ich lehnte dies ab, indem die Kürze meines Aufenthaltes kaum einen Wechsel rechtfertigen würde. — Als ich ihm den Wunsch äußerte, einen Führer zu erhalten, der mir die wichtigsten Punkte der Umgegend zeigen solle, erwiederte er, es würde sich für mich nicht passen, zu Fuß zu gehen; er werde die nöthigen Pferde nach meinem Chan schicken. — Während der Conversation befanden sich etwa 5—6 Beamte in dem Raume in geringerer oder weiterer Entfernung, je nach ihrem Range, und hörten aufmerksam zu, ohne sich jemals einzumischen. Sie nahmen die Divans ein, welche sich an drei Seiten des viereckigen Saales herumzogen. Im Hintergrunde, rechts und links neben der Thür, bemerkte ich nur eine hölzerne, bankartige Vorrichtung. Ein alter Türke, der darauf Platz genommen hatte, wurde sogleich wieder hinausgewiesen. Ein europäisch schwarz gekleideter junger Mann,

mit rothem Fes auf dem Kopfe, blieb jedoch dort sitzen. Von ihm erfuhr ich später, daß er ein griechischer Arzt, in Diensten des Kaimakams, sei. — Der Dragoman saß mir zur Linken; auch ihm wurde Tschibuk und Kaffe servirt; ersterer jedoch nicht mit Bernsteinspitze, letzterer nicht in silberner Tasse. Die Pfeifenspitze muß nämlich dem Range dessen angepaßt werden, welchem sie dargeboten wird. Bei Personen höchsten Ranges muß sie mit Diamanten, wohl auch mit à jour gefaßten Brillanten garnirt sein. Der allgemeine Gebrauch dieser massiven Bernsteinspitzen bewirkt, daß der bedeutendste Handelszweig mit Preußen den Bernstein betrifft. — Bei meiner Entfernung wurde ich mit Händedruck entlassen.

Die ganze Erscheinung des Kaimakams oder Stellvertreters des Civil-Gouverneurs der Provinz, Said Pascha's in Ruschtschuk, war sehr anständig und freundlich. Sein volles Gesicht mit den runden Wangen ließ eher einen Süddeutschen als einen Türken vermuthen. Er trug einen schwarzen polnischen Tuchrock mit Schnüren und stehendem Kragen, dazu lederbraune Pantalons, eine weiße, aber gestreifte Binde und den rothen Fes auf dem Kopf. — Mein und des Dragomans Paß wurden auf der Stelle signirt.

Nach jener Audienz durchstreifte ich die Straßen der Stadt; sie sind zwar gepflastert, aber ebenso schlecht, wie in Ruschtschuk. Mühsam mag sich der Wanderer hier seinen Weg von Stein zu Stein suchen und zusehen, wie er den häufigen Zusammenfluß von Flüssigkeiten aller Art, nur keiner saubern, — wie er die Schmutzhaufen umgeht. Denn kolossalere Haufen dieser Art habe ich kaum im ganzen Orient gefunden und die „Immondezzaji" Rom's verschwinden dagegen. Schon als wir uns dem Sitz der höchsten Militär- und Civil-Behörde näherten, sahen wir uns plötzlich durch eine Scheidewand von Mist, Abfall aus den Küchen, Maisstengeln, Melonenschalen rc. in unserem Vorwärtsschreiten gehemmt. Diese landesübliche Mistanhäufung war mindestens 30′ hoch und schien uns etwa 50′ lang. Ihren Durchmesser zu ergründen verspürten wir eben keine Neigung in uns. Oben auf dem Haufen war gerade ein Karren angelangt, den ich bestimmt glaubte, die Masse zu vermindern. Bald wurde ich jedoch dadurch enttäuscht, daß er im Gegentheil eine neue Ladung Unrath hinzufügte. Ganz in der unmittelbaren Nähe der Wohnung des Kaimakams fand sich noch eine ähnliche Stadt-Zierde vor, und man ersieht daraus, daß dergleichen

hier für etwas vollkommen Unverfängliches gilt. Vor allen Dingen muß man sich hüten, nicht etwa einen der vielen herrenlose Hunde zu treten, die mitten auf der Straße liegen, um sich zu sonnen; sein Geheul würde den Unwillen der Einwohner hervorlocken, die um ihn rücksichtsvoll herumgehen. Hier und da scheinen sie jedoch mit einzelnen Häusern in näherer Verbindung zu stehen. In meinem Chan lebte eine Hündin mit ihren jungen Sprößlingen friedlich unter der Treppe in einem Verschlage. — Ich gerieth bald auf den Gemüse- und Obstmarkt, wo man ungefähr dieselben Vegetabilien feilbietet, die ich zu Ruschtschuk gesehen hatte. Grüne Schoten von spanischem Pfeffer, Zwiebeln und Knoblauch, Ficholen (grüne Bohnen) schienen hier noch häufiger; Wasser-Melonen in großen Haufen; ich sah sie in meinem Hause schon um 6 Uhr Morgens essen.

Bei diesen Gemüsebetrachtungen sprach mich der junge europäisch-gekleidete Mann aus dem Salon des Kaimakams französisch an. Es fand sich, daß er zu Montpellier Medicin studirt, den Doctorgrad empfangen hatte und nun seit einigen Jahren hier die Praxis trieb. Ich fragte ihn, ob er hier mit seiner Stellung zufrieden sein könne? Er zuckte mit den Achseln und erwiederte, der Umstand, daß hier seine Heimath sei, mache sie erträglich. Es gäbe doch hier Menschen, die seine Ausbildung zu würdigen wüßten; aber freilich sei es sehr schwer, gegen die crassen Vorurtheile der Bevölkerung zu kämpfen. Die Lage von Schumla sei gesund; Epidemien entwickelten sich hier kaum von selbst, sie würden indessen wohl eingeschleppt, wie vor zwei Jahren die asiatische Cholera. Außerdem kommen catarrhalische, gastrische Fieber vor; während der Truppenanhäufungen in und rings um den Ort, habe sich ein Typhoid entwickelt. Späterhin sah ich den Doctor auf dem Ladentisch eines Handwerkers an der Straße sitzen. Seinem civilisirten Benehmen gemäß schien er ein würdigeres Loos zu verdienen. Ich hielt ihn für einen Griechen. Der Umstand, daß er freien Zutritt in den Salon des Civil-Gouverneurs hat, beweist aber doch wohl, daß er dort wenigstens Anerkennung findet.

Wie wenig man auf wissenschaftliche ärztliche Ausbildung hält, erweist schon jener Vorfall, daß während des Krieges Omer Pascha einen ganz rohen Charlatan zum Regimentsarzt gemacht, der weiter kein Verdienst, als eine schöne, junge Frau hatte.

Keinem Hause in Schumla fehlt das Ziegeldach, und ich wurde so über allen Begriff traurige Hütten, wie man sie in Ruschtschuk sieht, nicht gewahr. Auch hier arbeiten sämmtliche Handwerker in offenen Boutiquen, die türkischen Häuser selbst aber sind wie dort nach der Straße zu, gänzlich ohne Fenster, mit Ausnahme jedoch einiger vergitterter Oeffnungen für die Bewohner des Harems.

Die versprochenen Pferde trafen um 2 Uhr ein; eines derselben, mit einem alten, englischen Sattel ausgestattet, nahm mich auf, ein anderes meinen Diener. Die Cavalcade bewegte sich nach dem Südthore zu. Nahe vor demselben, auf einem großen Exercierplatze, fiel mir eine steinerne, runde, abgestumpfte Säule mit türkischer Inschrift in die Augen, welche die Anwesenheit des Sultans Abdul Medschid vor acht Jahren zu verewigen bestimmt ist. Innerhalb des Thores hatten wir eine sehr geräumige Infanterie-Kaserne passirt, welche ein großes Viereck bildet. Vor dem Thore wendeten wir uns der ansehnlichen Berghöhe zu, welche den Halbkreis der Höhen nach Süden zu schließt. Wir kamen zunächst an mehreren großen Friedhöfen vorbei, die mit tausenden von rohen Grabsteinen nach gewöhnlicher Weise bedeckt waren. Zwei Drittheile der ziemlich steilen Anhöhe führte der Weg zwischen Gärten hinauf, deren Hauptreichthum in Obstbäumen bestand, vorzüglich in Pflaumen, aber auch Mandeln, Aprikosen und Kirschen; die zahlreichen Reben schienen durchweg sehr dürftig und niedrig gehalten. Die Windungen des Wegs schafften uns wiederholt überraschende Ansichten der Stadt und es bestätigte sich hierbei, daß die Stadt eine Art von Halbmond beschreibt, dessen convexer äußerer Rand sich rings an die Anhöhen lehnt. Im Centrum desselben ist aber die Häusermasse am stärksten angehäuft; die große Haupt-Moschee liegt nahe an der äußern Circumferenz, in ihrem südöstlichen Theile. Zwei tiefe Thaleinschnitte durchbrechen jene Anhöhen; in ihrem tiefsten Grunde verlaufen aus der Umgegend herabfließende Bäche, die indessen gegenwärtig nur eine geringe Wassermenge zuführten, da es lange nicht geregnet hatte. Da, wo diese Bäche die Stadt erreichen, sind ihre beiden Ufer noch höher hinauf mit Wohnungen besetzt. Die des südöstlichen dieser Bäche wurde von Töpfern eingenommen, deren Thongeschirre in der Umgebung der Sonne zum Trocknen ausgesetzt waren. Weiter nach abwärts schließt sich

an dieselben Ufer das Juden-Viertel an, durch welches zur Stadt zurückkehrend, ich nur wenig anständig gekleidete Personen, wohl aber bettelhaft aussehende Individuen in ziemlicher Menge antraf; unter den zahlreichen Kindern dieses Viertels fielen mir mehrere blondhaarige auf. — Das ziemlich ausgedehnte Viertel, welches die Bulgaren bewohnen, nimmt den südöstlichen Flüel des Halbkreises ein; ihre Kirche, an die ein geräumiger Friedhof stößt, ist nur ein niedriges, viereckiges, unbedeutendes Gebäude. — Das Viertel der Armenier zieht sich mehr nach dem Centrum der Stadt, nicht fern von der Haupt-Moschee, hin; ihre Kirche erscheint viel größer und höher als die der Bulgaren, ist auch mit einem neuen Ziegeldach versehen. Charakteristisch erschien es mir, daß in der Nähe der bulgarischen Kirche, an der Concavität der Peripherie der Stadt, sich ein Pulver-Magazin befand. Am nordwestlichen Ende, gegen die Höhe angelehnt, bot sich eine weitläufige Kaserne dem Auge dar. Sehr zweckmäßig hat man das große Militär-Hospital, welches erst vor 14 Jahren gebaut sein soll, in den Mittelpunkt des halbmondförmigen Umkreises der Stadt, außerhalb derselben, auf einer Anhöhe, mit der Fronte gegen die Stadt, angelegt, so daß die freie Luft von allen Seiten bequem andringen kann. Die hier gewählte Lage des Zufluchtsortes für die kranken und verwundeten Soldaten würde außerdem bei einer etwaigen Belagerung dem Feuer der Belagerer am wenigsten ausgesetzt sein, und ist überhaupt eine solche, daß sie vielen unserer Festungen zum Vorbilde empfohlen werden darf. Ringsum hat man den Boden frei gelassen von Wohngebäuden anderer Art.

Bei meinem Ritte auf die bedeutendste Höhe des bergigten Halbkreises angelangt, fand ich eine Schanze mit Erdwällen, aus der man jedoch die Geschütze sämmtlich abgefahren hatte. In der Umgegend bemerkte ich noch die zahlreichen Vertiefungen, in welchen die Pfähle für die Zelte der Truppen befestigt gewesen waren, in denen während des unlängst beendeten Krieges Truppen-Abtheilungen bivouaquirt hatten. Die zu Tage kommende Gebirgsart war weiße Kreide. Die Vegetation erschien äußerst spärlich; dessenungeachtet weidete hier oben einiges Rindvieh.

Befriedigt durch den von der Höhe herab gewonnenen Ueberblick der Situation der Stadt und ihrer Umgebungen, stieg ich durch einen der beiden bereits erwähnten Thaleinschnitte wieder

hinab. Eine der vielen Fontänen, mit denen der Wohlthätigkeitssinn der Türken Schumla geschmückt hat, fand sich hier am Wege. Sie gewährte treffliches Trinkwasser. Eine in Stein gegrabene, türkische Inschrift war bestimmt, den Namen des Erbauers zu verewigen. — Auf einer kleinen Anhöhe, nahe der Stadt, trafen wir auch einen mit einer weißen Mauer umfaßten, viereckigen Platz und fanden in der dem Eingange gegenüberliegenden Seite der Mauer eine vertiefte Nische; der Führer sagte uns, daß dieser Ort für die Frauen bestimmt sei, die ihr Gebet im Freien halten wollen. In der Nähe standen mehrere militärische Posten, die den Befehl haben sollten, Zudringliche fern zu halten, die sich etwa den Frauen könnten nähern wollen.

In der Stadt angelangt, betrachtete ich die Haupt-Moschee näher. Sie trägt in der Mitte eine mit Weißblech gedeckte, ansehnliche Kuppel; an der Außenseite ihres Untersatzes laufen acht erhabene Pilaster herab. Jene größere wird von mehreren kleineren Kuppeln umgeben, nach Art der Seitenkapellen christlicher Kirchen; ein schlankes, hohes Minaret steht zur Seite. Das ganze wird von einer aus Ziegeln erbauten viereckigen Umfassungsmauer geschützt, deren Fugen roth angestrichen sind. — Bei dem weiteren Durchreiten der Gassen fiel mir der Umstand hauptsächlich auf, daß die verschiedenen Handwerker sämmtlich bestimmte Quartiere nebeneinander einnahmen, wie es ehedem in den alten deutschen Städten der Fall war. Gerber, Riemer, Sattler, Schuster folgten aufeinander, dann Schneider, Kappenmacher rc. rc.

Während unseres Rittes von 2—5 Uhr hatte sich der Himmel mit drohend schwarzen Wolken bedeckt, zwischen denen die durchbrechende Sonne mitunter magisch wirkende Streiflichter auf die Stadt warf. Es war jene Art düsterer, phantastischer Beleuchtung, welche man auf den Landschaften der Engländer mit Vorliebe benutzt findet. Um sieben Uhr kam ein stundenlang andauerndes, heftiges Gewitter zum Ausbruch, welches von Platzregen begleitet und den Weg nach Varna grundlos zu machen drohte. Nach 9 Uhr regnete es noch immer stark fort und dabei betrug die Temperatur um 6 Uhr + 16° R. und um 9 Uhr + 12° R.

Am 10. Morgens war der Horizont zwar noch trübe, aber der Regen hatte aufgehört, und das Thermometer zeigte bei Nord-

wind + 10° R. Trotz alles Treibens konnte die Abfahrt nach Varna doch erst um 7 Uhr 20 Min. beginnen. Auf Befehl des Kaimakam's waren wir heute mit einem Kawassen versehen, der bewaffnet vor uns herritt. Die Figur desselben war malerisch genug. Der Mann saß auf einem ziemlich mageren Pferde, welches er sich jedesmal selbst halten muß. Er war mit einer ledernen Pelzjacke bekleidet, deren Rücken, wie es landesüblich ist, mit Figuren aus verschiedenartigen Farben bedeckt war; diese Figuren werden durch Aufnähen von wollenen, seidenen und sogar feinen goldenen Schnüren, je nach dem Range des Mannes erzeugt; unser Kawasse trug sie von Wolle. Sodann bedeckte eine weite Hose die Schenkel, die ebenfalls bunt besetzt waren und unten in einem Paar weiten Stiefeln sich verlor, an deren Fersen lange Sporen hervorragten. Am Auffallendsten erschien aber für mich eine Art weiter, grob wollener Kamaschen (Kal-tschin), die unter dem bis zum Knie reichenden Lederstiefeln angezogen werden und nach oben bis an den Leib reichen, so jedoch, daß ihr Schenkeltheil heruntergeklappt werden kann. Dies letztere geschieht bei schönem Wetter stets, und so erschien unser Kawasse gleichsam an jedem Unterschenkel vom Knie abwärts wie mit schwarzen Flügeln ausgestattet. Bei Regenwetter jedoch und bei Kälte müssen diese eigenthümlichen Stiefelhosen, indem sie über die Schenkel gezogen werden, von großem Nutzen sein. Hr. Hackländer*) bediente sich dieses nützlichen Reitapparates, den er in Ruschtschuk angekauft hatte, persönlich. Er rühmt ihn sehr und beschreibt ihn näher. Den Kopf hatte der Kawasse über dem Fes mit einem rothen Tuch umwunden. Bewaffnet war er mit einer über den Rücken geworfenen Flinte, einem Paar Pistolen und einem armlangen Messer in einer Lederscheide. Seine Patrontasche bestand aus blankem Stahl, war höchstens handgroß, hing auf dem Rücken herab und sah von fern einem Vorhängeschloß nicht unähnlich.

Die Straße nach Osten, welche wir eingeschlagen hatten, führte uns über eine 4 Stunden lange und mehrere Stunden breite Hochebene, deren Anblick wahrhaft trostlos war, da in ihr jede Spur

*) A. a. O.

von Cultur fehlt, obgleich der Boden humusreich und zum Bebauen trefflich geeignet ist. Häufige Truppendurchzüge haben die friedlichen Einwohner in die Gebirge verscheucht. Daher sieht man auch nur am Abhange der sich in der Entfernung rechts und links hinziehenden Gebirge einige Dörfer, worunter wir rechts zwei, Kalgesse und Kaspedschau (Kaspitschi bei Kiepert) und links eines gewahr wurden. Eine einzige, wenig zahlreiche Heerde kam uns in der Ebene zu Gesicht, an den Bergesabhängen häufiger. So wüst und leer ist diese Ebene, daß ich außer einigen Vögeln, die ihren Sitz auf dem Telegraphendraht genommen hatten, etwa Reisenden, die mir in Begleitung von Vieh begegneten, kein lebendes Wesen bemerkt habe.

Nach einem Marsche von 3 Stunden erreichten wir einen Bach, der uns Tuslu-déré (salziger Bach) genannt wurde. Sein schwaches Wasser nahm den Weg nach Jeni-Bazar, in welches man über eine kleine steinerne Brücke eintritt. Der Erikli hat seinen Lauf auf der Nordseite des diese Ebene nach der Donau zu einschließenden Gebirgszuges.

Jeni-Bazar (Neumarkt) zeigt eine hübsche Moschee und 250 Häuser, die zur Hälfte mit Ziegeln gedeckt sein mochten. Der Chan, in welchen wir einkehrten, lag am östlichen Ende und erschien ungemein ärmlich, doch waren Eier, Wein und schwarzes Brod zu haben. Der Boden in der Nähe des Orts, der völlig in der Ebene liegt, war zum Theil cultivirt und hier hatte ich auch den noch nicht genossenen Anblick, einen Türken mit dem Spaten sein Feld umgraben zu sehen.

Von hier aus erhob sich der Boden etwas, wir stiegen eine Zeit lang mäßig bergan. Die Oberfläche blieb aber wüst und uncultivirt rechts und links von der Landstraße, welche offenbar den geradesten Weg führte, weil sie von der Telegraphenlinie begleitet wurde. Wir begegneten hier drei russischen 24pfündigen Kanonen, die wahrscheinlich von Jeni-Kaleh und Varna kamen und nach Belgrad gingen. Vor jedem Geschütz zogen 36 Ochsen- oder Büffelgespanne, je zwei und zwei. Wir erfuhren hernach in unserm Nachtquartier, daß das Volk diesen Vorspann liefern muß und für einen Weg von 8 Stunden 16 Piaster für 2 Ochsen und deren Treiber erhalten soll. Unser Wirth versicherte, den Weg

während des Krieges und nachher wenigstens hundertmal gemacht zu haben; indessen nur 2mal seien ihm jedesmal 8 Piaster gezahlt worden; alles Uebrige sei wohl in die Tasche der Beamten geflossen.

Das Dorf Jassetépé (Jasytepe in K.) gewährte uns Unterkommen in einem bulgarischen Privathause, indem der Chan des Ortes mit Soldaten gefüllt war. Der Vorsteher des Dorfes, der uns dorthin führte, war ein Neger. Er hatte sich hier angesiedelt, verheirathet, und man hatte ihn zum Gemeinde-Vorsteher gemacht. Was würden die Sclavenstaaten des freien Amerika's dazu sagen, wenn sie hörten, daß es in Europa einen Staat gibt, in welchem man mit schwarzem Gesicht Vorsteher der Gemeinde werden kann wenn man den Verstand dazu besitzt. Freilich fällt hier der Umstand gar sehr in die Waage, daß der Schwarze ein Muhamedaner war. — Er war übrigens bei dem ersten Aufrufe bereit, uns ein Unterkommen zu schaffen, ermangelte aber auch nicht, sich am nächsten Morgen dafür seinen Bakschisch (Trinkgeld) zu holen.

Das uns angewiesene, kleine Haus gehörte einer bulgarischen Wittwe, die es mit einem erwachsenen Sohn, einer ebenfalls erwachsenen Tochter und einem Knaben bewohnte. Die Aufnahme war freundlich. Das uns eingeräumte Haupt-Wohnzimmer hatte, wie gewöhnlich einen Fußboden von gestampften Lehm, eine Lehmdecke und weiß mit Kreide angestrichene Wände. Die Außenseite des Häuschens war ebenso übertüncht; die Kreide liegt in der Nachbarschaft zu Tage, man erhält sie also leicht. — Zum Abendessen wurde uns, außer einem gebratenen Huhn, ein Pillav von geschältem Korn aufgetischt. Zu diesem Zwecke wird das Korn eingeweicht, dann getrocknet, um die Schalen platzen zu machen, und hierauf durch Rütteln und Schlagen in einem eisernen Mörser enthülset, worauf es mit Fleischbrühe, oder mit Butter und Wasser zu einem dicken Brei gekocht wird. Es schmeckte dem Reisbrei sehr ähnlich und ganz gut. — Unser Nachtlager erhielten wir auf dem Boden des Zimmers; mir wurde eine Strohmatte mit einer Decke darüber untergelegt und ich muß gestehn, daß ich seit 1813 nicht mehr so hart hatte die Ruhe suchen müssen. Auch fand ich sie in der That wenig; mein Insectenpulver nützte nicht viel.

Die bulgarische Familie, mit der wir hier in nähere Berührung traten, hatte nicht die einnehmende Physiognomie der Bul-

garen zwischen Ruschtschuk und Schumla. Die erwachsenen Kinder sahen der Mutter ungemein ähnlich. Das Gesicht schmal gegen das Kinn hin zusammengedrückt, die lange Nase mit gebogenem Rücken spitz, die Augen ziemlich klein, die Augenbrauen hoch, die Stirn vortheilhaft, der Mund nicht groß, die Lippen fein. Zwischen diesem Dorfe und Varna begegneten wir so vielen ähnlichen Physiognomien, daß man den Typus derselben in dem untern Bulgarien, gegen das schwarze Meer hin, auf diese Weise ziemlich allgemein bezeichnen kann. Der Körper ist dabei in der Regel schlank und ebenmäßig geformt. — Die Männer tragen entweder eine runde Pelzmütze, ganz so wie man sie im nördlichen Deutschland zu sehen gewohnt ist, und diese bezeichnet zugleich die große Mehrzahl der Bulgaren, welche ihrer Nationalität und dem Christenthum treu geblieben sind; oder sie umhüllen den Kopf mit einem schwarzen Tuche in Form eines Turbans, an dem die beiden Zipfel des Tuches zur Seite herabfallen und in der Luft flattern; wozu aber auch, wenn auch viel seltener, ein weißes Tuch gewählt wird, und die beiden letztern Trachten deuten schon auf eine gewisse Hinneigung zu den Türken. Hierzu gehört dann ferner eine auf dem Rücken bunt ausgenähte Tuchjacke und eine in ihrem obern Theile sehr weite Pluderhose mit einem wollenen Gurte oder einer Binde. — Die Frauen, welche ich im Sonntag-Anzuge nur zu Ruschtschuk gesehen hatte, ziehen dunkle Farben vor und zeigen in ihrer Kleidung überhaupt nichts Auffallendes.

In Jassetépé befindet sich ein Telegraphen-Bureau mit zwei französischen Beamten, die beim Volke sehr geachtet sind. Dies geht so weit, daß, als einer derselben von Dieben angefallen und seiner Uhr und seines Geldes beraubt worden war, man sich auf eine hier ungewöhnliche Weise bemühte, den Thäter ausfindig zu machen und ihm das Gestohlene wieder zu verschaffen. — Man zählt in dem Dorfe 24 Türken- und 30 Bulgaren-Häuser und eine Moschee mit Minaret. Die Zucht der Gänse und kalikutschen Hähne scheint hier sehr cultivirt zu werden.

Um desselben Tages noch Varna zu erreichen, brachen wir am folgenden Morgen um 6 Uhr auf. Nahe bei Jassetépé war das Land bebaut, bald verlor sich jedoch jegliche Cultur. Wir gelangten wieder in eine große, mit herrlichem schwarzen Humus ausgestattete aber wüste Ebene. Bald fing der Weg an, sich langsam von der

Höhe des bisherigen Plateaus ostwärts zu senken, dagegen zogen sich jetzt die Gebirgsketten, welche uns bisher Stunden weit zur Seite geblieben waren, allmählig etwas näher zusammen. In dem vom Wege rechts südwärts gerichteten Gebirgszuge fielen mir mehrere, kegelförmig emporsteigende Bergspitzen auf, deren sehr regelmäßige Form einige Reisende auf den Gedanken gebracht hat, daß sie kolossale Grabhügel darstellen, welche von einem hier in früher Zeit wohnenden, kraftvolleren Volksstamme aufgeworfen worden seien. Indessen fehlt es an jedem thatsächlichen Beweise für diese Meinung; ihre Vegetation ist ganz die der nachbarlichen Berge. — Eine Stunde weit von Jassetépé fanden wir unter einem weißen, runden, oben zugespitzten Zelte einen Militär-Posten, der die Straßen-Polizei aufrecht zu erhalten bestimmt ist. Ein größerer Posten der Art mit einem Capitän als Commandanten befand sich etwa drei Stunden weiter in Dewna, von welchem rechts an der Anhöhe liegenden, großen bulgarischen Dorfe (ohne Moschee) nur dieses eine Haus an der Straße und zugleich dicht an einer guten steinernen Brücke stand. Der Capitän fand es für zweckmäßig, nachdem er meine von Said Pascha zu Ruschtschuk ertheilte Anweisung gesehen hatte, mir eine Militär-Eskorte mitzugeben, und so ritten denn von Dewna bis Varna zwei reguläre türkische Cavalleristen vor meinem Reisewagen her. Als ich sie eine halbe Stunde von Varna mit einem guten Trinkgelde entlassen wollte, nahmen sie dies zwar an, aber begleiteten uns bis in die Stadt, um dem ihnen streng gegebenen Befehl auf das Pünktlichste Folge zu leisten. In Varna sorgte ich, da es regnete, für ihr Unterkommen und ihre Verpflegung. — Erst späterhin erfuhr ich die Veranlassung zu diesem sorgsamen Verfahren. Vor Kurzem war nämlich der französische Director des Telegraphenwesens in jener Gegend auf einer amtlichen Rundreise räuberisch angefallen und seiner Baarschaft beraubt worden. Der mit ihm im Wagen sitzende Secretär, welcher Miene zur Gegenwehr gemacht hatte, wurde erschossen, er selbst am Kopfe durch Kolbenstöße gemißhandelt. Aehnliches geschah der nach Hülfe schreienden Frau. Die beiden zur Eskorte mitgegebenen Kawassen hatten sich kurz zuvor vom Wagen entfernt, und als sie bei der Rückkunft zur Verfolgung aufgefordert wurden, schlugen sie hierzu eine Richtung ein, die der ihnen bezeichneten entgegengesetzt war. Ich vernahm späterhin die Erzählung dieser Geschichte aus dem

Munde des Gemißhandelten selbst, als ich zufällig mit ihm auf dem Verdecke eines von Constantinopel nach Böjükdere fahrenden Dampfschiffes zusammentraf.

Zwei Stunden vor Varna erblickte ich von der Anhöhe herab, über welche sich der Weg allmählig senkte, zuerst das schwarze Meer mit einem rauchenden, still liegenden Dampfer und mehreren Segelschiffen. Der Anblick war wahrhaft großartig. Den See von Dewna (Dewnos) hatten wir bereits eine Stunde früher aus der Ferne als einen breiten Wasserstreifen wahrgenommen; ich vermuthete, daß dies seine obere Extremität war, in welche sich der kleine Fluß Dewna ergießt, der schon bei dem Dorfe gleichen Namens, dicht unterhalb der erwähnten Brücke, eine ganze Reihe von Mühlen treibt. Da uns das Dorf Dewna als ein wohlhabendes bezeichnet worden war, so vermochten wir uns die Anzahl dieser Mühlen leichter zu erklären. — Bei dem Wirthshause an dieser Brücke holte uns ein leichter, recht hübscher, vierräderiger Wiener Wagen mit lederner Bedeckung, auf der Achse liegend, ein, der einem Fuhrmann aus Schumla gehörte. Wir hörten, daß es dort mehrere dergleichen Reisewagen gäbe, die vermiethet würden. Er eilte, mit drei Pferden bespannt, uns bald vorüber.

Je mehr wir zu dem Dewna-See hinabstiegen, je mehr näherten sich der Straße bewaldete Gebirgszüge, deren einer zur Linken späterhin einen ziemlich steilen Abhang bildete, an welchem dichter Kalkstein mehrfach zum Vorschein kam. Ein Dornstrauch, der auf günstigem Standpunkt eine Höhe von 5—6 Fuß erreicht, und der oben auf dem Plateau kleine Inseln gebildet hatte, bedeckte hier ganze Bergseiten und dominirte so in der Landschaft vollständig. In der äußeren Form zeigt er Aehnlichkeit mit unserer gewöhnlichen Berberitzenstaude. Ich habe ihn hernach weit in West-Asien verbreitet gefunden, und bei seiner Häufigkeit verlieh er der Gegend ein eigenthümliches Gepräge. Seine dünnen Zweige müssen das meiste Brennholz hergeben, wie ich schon in Jassetépé bemerkt hatte. Der Kreuzdorn bildet eine kleine Minorität, die wilde Rose ist noch viel seltener; doch trug sie, wie der Crataegus, rothe Früchte, der Dorn dagegen seine Flügelsaamen. Die Herbst-Flora suchte ich längs des See's zwischen den Dornsträuchen zu sammeln. Der Himmel war den ganzen Vormittag zwar bewölkt gewesen und wir hatten nur eine Temperatur von 10° R.; doch gegen Mittag brach

die Sonne durch und steigerte die Wärme auf 14° R. Gegen 4 Uhr zog ein Gewitter mit Sturm herauf; letzterer vertrieb aber jenes großentheils und nur bei unserm Einzuge in Varna selbst, um 5 Uhr, fing es etwas an zu regnen, hörte jedoch nach einer Stunde wieder auf.

Der an der linken (nördlichen) Seite des See's hinlaufende Weg bot stets abwechselnde, mitunter großartige Ansichten dar. Die Gebirgszüge an seiner rechten Seite zeigen auf dem Rücken sogar Hochwald, wenigstens war ihre ganze Seite gegen den See mit Baumaufschlag bedeckt. Zur Linken sind die niedrigen Hügel dagegen nur von dem erwähnten Dorngebüsch (Paliurus) gruppenweise besetzt. — Zwischen dem See und dem Meere zieht sich ein schmaler Landstrich quer hinüber, so daß es schwer wird, den schmalen Einfluß des See's in das Meer gewahr zu werden. In dieser unteren Gegend des See's sendet das überhaupt nur träge sich bewegende Wasser desselben im Spätsommer mitunter mephitische Ausdünstungen in die Luft. Die hier in der Nähe liegenden geringen Wohnungen sind es auch allein, deren Bewohner zu solcher Zeit an kalten Fiebern zu leiden pflegen, dahingegen die ganze übrige Stadt, die sich amphitheatralisch an einem mäßigen Abhange hinaufzieht, von diesem endemischen Uebel freibleibt; auch gastrisch-nervöse Fieber, Typhoiden u. dgl. kommen höchst selten vor. Das Wasser des See's erschien zu drei Viertheilen grünlich, gleich dem des Meeres, nur am linken Ufer verblieb ein gelblicher Streifen, vielleicht das Wasser der Dewna andeutend. — Schilf- und Rohrdickicht zieht sich an vielen Stellen längs des Ufers hin. Der See ist fischreich, der Markt von Varna wird durch seine Producte reichlich versorgt. Eine Anzahl durch mich hier gesammelter Süßwasser-Fische aus dem See, sowie von Fischen aus dem schwarzen Meere aus der Gegend von Varna, ist von mir dem zoologischen Museum der Universität zu Bonn übergeben, und von Hrn. Professor Troschel*) beschrieben worden.

Viele grüne Wiesen mit Viehheerden zeigten sich in der Nähe des See's; zahlreiche Büffel hatten sich wiederkäuend in den Morast tief eingesenkt und selbst Vögel, die auf ihrem schlammbedeckten

---

*) Verhandlungen des naturhistorischen Vereins für die Rheinlande und Westphalen. Bonn, Jahrgang 1857. S. 38.

Felle Nahrung suchten, störten sie nicht im Geringsten in dieser Beschäftigung. Die Vegetation ist in der unmittelbaren Nähe des See's, begünstigt von der feuchten Atmosphäre, mannigfaltig und reich.

Indem der Weg, den See verlassend, sich an die von seinem linken Ufer ansteigende Höhe hinaufzog, näherten wir uns den Befestigungslinien von Varna, die großentheils aus Erdwerken bestanden. Eine Reihe von mit Ochsen bespannter Bauernwagen, welche Hühner und Eier führten, hielten den Einzug mit uns. Diese Ladungen sollten zur See nach Constantinopel geschafft werden, dessen Verproviantirung durch die Seeverbindung nach allen Richtungen begreiflich ungemein erleichtert wird.

Varna, ehedem Constantia, liegt am nördlichen Ufer des Dewna= (Dewnos) See's und der Bucht des Meeres, da wo beide sich vereinigen. Noch 1444, vor der Schlacht bei Varna, lag eine halbe Stunde von der Stadt nach Südosten der Flecken Galata, der jetzt bis auf wenige Häuser verschwunden ist. Alles deutet darauf hin, daß das damalige Varna ungleich bedeutender, als das gegenwärtige gewesen sein muß. Eine vortheilhaft gelegene, geräumige Citadelle ist es hauptsächlich, die mit ihren starken Mauern die gegenwärtige Stadt schützt. Indem ich von Süden kommend durch ein von Quadersteinen aufgeführtes Thor einpassirte, waren mir schon außerhalb desselben zur Rechten des Weges (also ostwärts) acht lange hölzerne Baracken zu Gesicht gekommen, die während des letzten Krieges den Alliirten zum Unterkommen gedient hatten. Sie liegen hoch genug, um der Luft freien Zutritt von allen Seiten zu gestatten, und wenn ansteckende Krankheiten sich in ihnen entwickelt haben, so kann das nur in Ueberfüllung oder unzweckmäßigem Regime seinen Grund gehabt haben. Links von demselben Wege (also westwärts) außerhalb der Stadt, etwas weiter von dieser entfernt, lag das französische Hospital, und zwar auch hier so, daß in ihm herrschende große Sterblichkeit gewiß nicht der Lage des Ortes zugeschrieben werden konnte.

Innerhalb des erwähnten südlichen Thores, unfern desselben, auf dem erhabensten Punkte des Bodens der Stadt, befindet sich an der linken Seite des Weges das von dem Gouverneur bewohnte, weitläuftige Gebäude, welches auf einem Untersatze von Quadern zwei hölzerne Stockwerke zeigt, an denen mir besonders eine unge=

wöhnliche Menge von zum Theil sehr hohen und schmalen Fenstern auffiel. Der Gebrauch des Holzes für dergleichen hervorragende Gebäude rechtfertigt sich durch die nicht selten hier vorgekommenen Erdbeben. Dem Gouvernements-Hause gegenüber hat man dem hier anwesend gewesenen Sultan Abdul Medschid zu Ehren ein Monument errichtet, bestehend aus einer Marmorsäule, die mit langen türkischen Inschriften bedeckt ist; ihr Piedestal bildet zugleich sehr zweckmäßig eine öffentliche Fontäne. Von hier aus senkt sich der Weg allmählich zur Stadt hinab. Die Straßen sind mit einem ebenso schlechten Pflaster versehen, wie die andern türkischen Städte, — wenn sie überhaupt ein Pflaster besitzen. Die Straßen selbst sind der großen Mehrzahl nach eng und gekrümmt, zu beiden Seiten häufig die bereits bei Ruschtschuk erwähnten, geschlossenen Lehmwandseiten der türkischen Häuser zeigend. Nur wenige, in der Nähe des Meeresufers gelegene Straßen machen hiervon eine erwähnenswerthe Ausnahme, indem sie breiter, auch zum Theil mit ansehnlicheren Gebäuden besetzt sind, entweder öffentliche, oder griechischen Einwohnern gehörige. Von architektonischer Eleganz würde man jedoch vergebens irgend eine Spur suchen. Eine bei der letzten großen Feuersbrunst, die während der Anwesenheit der alliirten Truppen stattfand, niedergebrannte Moschee sah ich auch jetzt noch, in einem Hauptheile der Stadt, vollständig in Trümmern liegen, drei entfernter liegende theilten mit ihr dasselbe Schicksal. Die öffentlichen Blätter jener Zeit sprachen hinsichtlich des Ursprungs jener Feuersbrunst fast allgemein die Meinung aus, sie sei durch böswillige Griechen veranlaßt worden. Mein französischer Gastwirth, der damals hier anwesend war, versicherte, daß sie durch einen Franzosen herbeigeführt worden, der sich mit der Fabrikation von Streichhölzern beschäftigte, ohne diese gehörig zu verstehen. Das bekannte Pflegma der Türken war auch bei dieser Gelegenheit grell hervorgetreten. Sie hatten mit untergeschlagenen Armen den Anstrengungen des fremden Militärs zugeschaut, welches sich bemühte, das Feuer der türkischen Häuser und Moscheen zu löschen.

Wir stießen endlich auf ein ziemlich ansehnliches Haus, an dessen Ende eine schwarze Tafel mit der Inschrift Hôtel d'Angleterre prangte. In dieses zogen wir ein, nachdem sich eine von einem Griechen gehaltene, gegenüberliegende Locanda als schmutzig

und schlecht erwiesen hatte. — Als Wirth stellte sich uns ein munterer, gesprächiger Pariser, Mr. Queudeville, vor, der uns sogleich mittheilte, er habe das Haus für 150 Fr. monatlich gemiethet, aber seit dem Abzuge der Alliirten fast gar nichts mehr zu thun; die Engländer hätten fast sämmtlich bei ihm gespeist. — Seine Einrichtung bot nicht viel, aber mehr, als irgend eine bulgarische oder griechische. Und doch war der Mann ganz allein im Hause, ohne Kellner und ohne irgend welche andere Dienerschaft. Eine Viertelstunde nach dem Einzuge schon erhielten wir ein erträgliches Diner mit gutem, rothen Wein des Landes. Mein kleines Zimmer ließ zwar den Wind frei ein- und ausziehen, und da auf dem Meere ein heftiger Nordost stürmte, so fand ich es in der Nacht sehr kalt. — Unter den Loosen vieler Sterblichen, die der letzte orientalische Krieg mitunter gar wunderlich zusammengerüttelt hatte, war auch meinem Gastwirth ein ganz eigenthümliches zugefallen, wie er selbst erzählte. Er war dem Marschall St. Arnaud von Paris bis nach Varna als Stallbedienter gefolgt, verspürte jedoch keine Neigung in sich, den Zug von hier nach der Krim zu begleiten. Er ließ sich also verabschieden und versuchte sich in dem Geschäfte eines Aubergisten, von dem er in Paris nicht die geringste Kenntniß erlangt hatte. Der plötzlich schnelle Abbruch des Krieges zerstörte seine Hoffnungen, noch fernere Lorbeeren auf diesem Felde einzuerndten. Jedenfalls war der kleine bewegliche Mann einer von den vielen Belegen, wie leicht Franzosen sich jeder Lage des Lebens anzubequemen wissen, da, wo die Engländer sich bald dumpfer Verzweiflung hingeben. Die Geschichte der Belagerung von Sebastopol hat hiervon Beispiele im Großen geliefert.

Am nächsten Morgen, den 12. September, wanderte ich zuerst zum Seethore hinaus, um die Verbindung des Dewna-See's mit dem Meere näher zu untersuchen. Er liegt ganz nahe an der Stadt und zwar an der dem Mittag zugewendeten, niedrigsten Seite derselben. Eine steinerne Brücke auf vier Bogen führt über ihn hin in einer Länge von ungefähr 36 Fuß. Unterhalb stürzt sich das süße Wasser in das salzige mit einem Gefälle von nur einem Fuß. Der übrige Theil des See's ist durch eine niedrige Landzunge, die aus dem südlichen Ufer des Meeres hervorgeht, von diesem getrennt. Sie wird bei hoher Springfluth öfters überfluthet. Unter-

halb dieser steinernen Brücke folgen 4 oder 5 Landungsbrücken von Holz. Von einem Quai, der diesen Namen verdiente, kann nicht die Rede sein. Mein Spaziergang dehnte sich am Meere nach Osten hin bis zu einem Punkte, wo man den schmalen Pfad durch einen Dornenzaun verbarrikadirt hatte. Von hier aus genoß ich eine vollständige Uebersicht des Hafens und der Rhede. Die Schiffe sind genöthigt, auf letzterer liegen zu bleiben, weil es dem Hafen an der gehörigen Wassertiefe fehlt, um auch nur einen Zweimaster aufzunehmen. Diese Rhede ist aber den Nordoststürmen ausgesetzt, also unsicher. Es ist längst anerkannt, daß ein Molo, den man vom nördlichen Meeresufer in das Meer hineinbauen möchte, dem Uebelstande abhelfen würde, — aber man baut eben nicht. Der Hafen müßte zugleich ausgebaggert werden. Nachmittags lagen nur etwa sechs zweimastige Segelschiffe auf der Rhede, eines derselben lief mit vollen Segeln von Nordosten her ein.

Nachmittags machte ich einen Ritt über die steinerne Brücke nach dem südlichen Meeresufer und dem Gebirgszuge, der dort in's Meer ausläuft. Die östliche Spitze dieser Seite ist mit einer kleinen Befestigung versehen, die man Galata Burun getauft hat. Nachdem wir den höchsten Punkt erstiegen hatten, lag die Stadt mit allen ihren Befestigungswerken frei vor uns da. Sie lehnt sich vom Meere und vom Dewna-See aus gegen die Anhöhe amphitheatralisch an. Als höchster, gegen Westen gelegener Punkt stellt sich auch von hier aus das erwähnte Gebäude des Gouverneurs dar. Wie eng die Häuser von Varna zusammengebaut sind, läßt sich von hier aus zugleich bequem übersehen. So konnte denn auch die schon erwähnte Feuersbrunst trotz aller Anstrengungen der Garnison der Alliirten so ausgedehnte Verwüstungen anrichten. — In der Nähe der Mauern Varna's sieht man außerhalb keine menschliche Wohnung. Nur in etwas weiterer Entfernung erheben sich einige kleine Dörfer; ein solches am See, verschiedene andere in der Ferne an der Höhe. Auf der äußersten Spitze des nordwestlichen Meerufers erhebt sich ein griechisches Kloster, welches allenfalls vertheidigt werden könnte. Von meinem der Stadt gegenüberliegenden Standpunkte aus erschien diese malerisch genug; man könnte hier zu Erwartungen für sie verleitet werden, welche durch den Eintritt in die schmutzigen Straßen

nur zu bald getäuscht werden müßten. Diese sind auch hier, wie in allen türkischen Städten, von herrenlosen Hunden bevölkert.

Varna zählt zur Zeit 12—13,000 Einwohner; die Mehrzahl bilden die Bulgaren; es folgen die Türken, ungefähr 500 Griechen, die sämmtlich Handel treiben, eine geringe Zahl von Armeniern und noch weniger westländische Christen. Die Stadt unterhält Heerden jenseits des Dewna-See's und auf der Landzunge, die nicht ganz unbedeutend sind.

Gegen Abend führte mich ein glücklicher Zufall in die Apotheke eines Griechen, der zugleich Doctor der Medicin ist und Charalambos heißt. Er war gebürtig aus Patras, hatte seiner Aussage nach in Wien, München, Berlin und zuletzt in Paris studirt, sprach sehr gut deutsch, französisch, italienisch außer seiner Muttersprache, und war vor zwei Jahren seinem Vater hierhergefolgt, den kaufmännische Geschäfte hier festhalten. Seine Apotheke war freilich nur gering versorgt, denn es fehlte ihm sogar Chlorkalk; alle seine Standgläser, Schubladen rc. waren indessen mit richtigen lateinischen Namen bezeichnet. Dr. Ch. nennt Varna eine sehr gesunde Stadt, die dem Arzte wenig zu thun gebe, weil Jedermann hier äußerst einfach lebt. Unpassende Nahrung, zu viel Früchte erzeugen wohl Gastricismen, Diarrhöen; Dysenterie, Pneumonien sind selten. Die Türken pflegen den Arzt nur einmal zu holen, blos um von ihm zu erfahren, ob die Krankheit gefährlich oder nicht sei, und lassen sich dann von Charlatans oder auch gar nicht behandeln. Gegen ihre Vorurtheile läßt sich schwer ankämpfen. — Auf meine Frage, ob denn die in den meisten Häusern zerschlagenen oder ganz fehlenden Fenster nicht häufige Veranlassungen zu rheumatischen Uebeln gäben, erwiederte derselbe, daß im Gegentheile hierdurch die Haut abgehärtet und gegen dergleichen Krankheiten geschützt würde. Ich erinnere hierbei daran, daß allerdings die vorherrschende Seeluft wohl wesentlich dazu beitragen möchte, die Haut abzuhärten. — Zu bedauern ist es, daß die Lage dieses nach west-europäischen Begriffen vollständigst ausgebildeten Arztes eine durchaus nicht beneidenswerthe ist; er bemerkte, daß sein Umgang ganz auf den Kreis seiner Familie und auf einige Fremde, namentlich die Beamten der Dampfschifffahrts-Agentur und des Telegraphen-Bureau's beschränkt sei, daß er auch diesen Ort längst wieder ver-

lassen haben würde, wenn ihn nicht Familien-Rücksichten hier festhielten.

Die Temperatur der Atmosphäre war hier am 12. September Morgens um 5 Uhr bei heiterem Himmel 7° R. und Mittags 14° R.; am 13., bei Regenwetter, um 8 Uhr Morgens 10° und Nachmittags 2 Uhr bei Sonnenschein 12° R. Den Winter sollen aber die Schneestürme des schwarzen Meeres oft sehr rauh machen können.

Verschiedene Schriftsteller haben Varna als eine vorzugsweise schmutzige Stadt bezeichnet; indessen haben diese sie zur Zeit der Ueberfüllung mit Truppen, oder der Drangsale des Krieges besucht. So sah sie z. B. Hr. v. Callot*) im Jahre 1829 bald nach der Belagerung und Einnahme durch die Russen. Wenn man sich erinnert, daß damals Türken innerhalb, und Russen außerhalb der unglücklichen Stadt wochenlang alle Kräfte aufgeboten hatten, um Verderben über sie zu verbreiten, — wenn man hinzuzählt, daß Tausende einer pestartigen Krankheit unterlegene Menschen nur oberflächlich eingescharrt worden waren, so wird man es weniger auffallend finden, daß Hr. v. Callot schon in einiger Entfernung vor der Stadt von mephitischen Dünsten getroffen wurde, und die ihm begegnenden russischen Soldaten wardelnden Skeletten ähnlich erschienen. — Ein Engländer, der sich in Varna während des letzten Orient-Krieges aufhielt, drückt sich hierüber so aus**): „Man hat gesagt, daß Varna eine ihm besonders eigenthümliche Art von Schmutz besitzt; aber ich neige zu der Meinung, daß dieser nichts anders, als ein rein türkischer ist, und daß in ihm gar nichts besonders Bemerkenswerthes gefunden werden kann." Dieser Meinung schließe ich mich, nach eigener Ansicht während der Periode des Friedens, vollkommen an. Varna würde, mit einer aufmerksamen Straßen-Polizei ausgerüstet, bei seiner gleichsam darauf berechneten Lage, eine der reinlichsten Städte Europa's sein.

---

*) A. a. O.

**) Pictures from the Battle-Fields. London, 1855, pag. 80.

VII.

Die Dobrudscha. — Hadschi-Oghlu-Basardschyk. — Die große Ebene. — Das Monument von Adam-Kelssi. — Rassowa. — Bodenverhältnisse. — Militärische Promenade einer französischen Division. — Tartarische Ansiedelung. — Beabsichtigter Kanal von Tschernawoda nach Köstendsche. — Die neue Eisenbahn.

Am 13. September machte ich den Anfang mit der Ausführung meines Vorhabens, die viel berüchtigte Dobrudscha durch einen Streifzug persönlich kennen zu lernen. Ich hatte das seltene Glück gehabt, in Varna einen zwar nicht auf Federn ruhenden, doch zweckmäßigen, leichten Wiener Wagen zu finden, den ein intelligenter junger Bulgare aus Schumla in Bukarescht gekauft hatte. Er schloß mit mir den Contract, mich mit vier Pferden für 1000 Piaster, d. i. etwa 11 Napoleond'or, über Basardschyk und Karassù nach Hirsowa zu bringen. Der junge Mann hatte durch eine einnehmende Physiognomie, lebhafte schwarze Augen, hoch gewölbte Stirn kaum seine fließende Beredsamkeit nöthig, um mein Vertrauen zu erwecken. Letzteres war um so wichtiger, als damals, so kurz nach beendetem Kriege, die Dobrudscha noch von entlassenen Baschi-Bozuks unsicher gemacht wurde. Einige Raubanfälle waren wenige Tage zuvor ausgeführt worden. Den letzteren Umstand hielt ich für einen meinem Plane günstigen, indem ich von Rom her aus Erfahrung wußte, daß man unmittelbar nach solchem Angriffe am sichersten reist. Dennoch hielt es der Pascha von Varna für nöthig, uns zwei bewaffnete Kawassen mitzugeben, die auch zu rechter Zeit anlangten und uns bis zum Abend über das Dorf Adschemler nach dem Dorfe Kumburdscha führten, dessen Lage auf der Kiepert'schen Karte ganz richtig bezeichnet ist, starke 5 Stunden von Varna.

Vom Thore dieser Stadt, dem nämlichen, durch welches wir eingezogen waren, wandte sich die steinbedeckte Straße bald rechts dem Gebirge zu. Da der lebhafte Fuhrmann stets im Trabe fuhr, so gab es unbarmherzige Stöße. Das obenerwähnte Dorngebüsch, der Paliurus australis, begleitete uns dominirend bis zu einer mäßigen Höhe, verließ uns dann aber, um dem Kreuzdorn und der Weißbuche, vereinzelten wilden Rosen, wilden Birnbäumen und hier und da Schwarzpappeln Platz zu machen. Auf dem Gebirgskamm aber sah ich in solcher Menge Haselnußsträucher, wie ich sie früher niemals zusammen wahrgenommen hatte. Das Gebirge heißt wie das an ihm liegende Dorf Aschemler-Dagh (Perser-Berg). Obschon es über die Abkunft dieser Benennungen an historischen Daten fehlt, so hat es doch viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß sie sich von der Zeit des Zuges des Darius her erhalten haben dürften, der, als er eine Brücke über die Donau schlagen ließ, in jener Gegend höchst wahrscheinlich Landquartiere für eine Abtheilung seiner Truppen eingerichtet hatte. Ueberhaupt ist die Lage des Dorfes eine sehr günstige; jedoch konnte man vom Wege aus nur Strohdächer bemerken, die auch aus Varna erst seit der Anwesenheit der Alliirten ganz verschwunden sein sollen. Vor dem Dorfe fielen mir eine Menge herrlicher Wallnuß- und anderer Fruchtbäume besonders auf. Die Früchte der Birnbäume waren indessen gemeine Holzbirnen; die Veredlung der Früchte scheint man hier nicht zu treiben. — Der Weg über den Gebirgskamm war theils durch die massenhaft umhergestreuten Steine, theils durch die überhangenden Dornen für ein Viergespann äußerst beschwerlich; unser Bulgare wußte die Hindernisse indessen sehr wohl zu überwinden und selbst ein hinzugekommener starker Regen, sowie die damit verbundene Aufweichung des Weges konnte seinen Muth nicht beugen. Oben auf dem Berge fanden wir zwei Militärposten; man war so eben beschäftigt, ihnen hölzerne Baraken zu bauen. Weiterhin blieb uns ein Dorf zur Rechten liegen. Am Wege zeigten sich viele unbebaute Strecken, obgleich der Boden gut war. Die Nacht setzte der weitern Fahrt in Kumburdscha ein Ziel. Dort fanden wir in dem Hause eines bulgarischen Bauern ein Unterkommen; die beiden mohamedanischen Kawassen erhielten eine andere Wohnung. Da unser Wirth zwei strohbedachte Häuser nebeneinander besaß, so wurde uns das eine ganz eingeräumt, enthielt jedoch nur ein

geräumiges Zimmer, auf dessen Lehmboden man uns sogleich einen Teppich ausbreitete; auch enthielt es außer dem Strohdache keine besondere Decke. Ofen und Fenster fehlten gänzlich; nur ein Bewohner des Dorfes besitzt dergleichen und wird deshalb hier zu Lande reich genannt. Ein solcher Luxus wird deshalb auch durch hohe Steuern bestraft. In unserer Behausung fiel das Licht durch zwei Oeffnungen herein, einmal durch die geöffnete Thür, zweitens durch die in einer Ecke des Zimmers angebrachte runde Oeffnung des Rauchfanges. Dieser trichterförmige Rauchfang, der die weitere Oeffnung nach unten, die engere nach oben richtet, besteht aus Holzgeflecht, welches inwendig mit Lehm beworfen ist. Oben erstreckt sich das Flechtwerk als Schornstein etwa 2 Fuß hoch über das Strohdach hinaus. Im Winter fällt natürlich Schnee und Eis hinein, indessen muß das Feuer hier nothwendig Tag und Nacht unterhalten werden, um eine erträgliche Temperatur zu erzielen, da es, wie gesagt, an jeder Art Ofen fehlt und im Winter häufig eine ungemein heftige Kälte herrscht. Daß das Flechtwerk im Rauchfange nicht anbrennt, hat seine Ursache darin, daß man nur Strauchwerk brennt, also Flackerfeuer unterhält, welches einen intensiveren Hitzegrad nicht herbeiführt.

Die Familie der beiden Häuser in Kumburdscha bestand aus einer Wittwe, die, tief zusammengebeugt, dennoch rüstig einherging, ihrem 38—40jährigem Sohne, dessen vielleicht ca. 32jähriger Frau und drei Kindern von 12, 10 und 7 Jahren; letzteres, ein kleines Mädchen mit einnehmender Physiognomie, litt an Lähmung des linken Armes, ohne daß man wußte, woher. Die alte Frau trug ihr Hemd vorn offen und zeigte dabei, daß sie an Embonpoint noch nicht verloren hatte. Die jüngere Frau war häßlich, aber thätig. Sie trug außer dem gelben Ringe am vierten Finger der rechten Hand um die Handwurzel zweierlei messing-gelbe Spangen, die eine aus einem platten Ringe, die andere aus platten Kettengliedern bestehend. Ihre Kleidung war sehr ärmlich, aber, obgleich am Sonnabend, rein. Des Mannes Gesichtsbildung war ausdrucksvoll, seine Züge lebhaft beweglich. Die Antworten auf die Fragen, welche ich ihm durch meinen Dragoman vorlegte, waren treffend und genügend. — Ein bulgarischer Vorsteher, der uns diesem Hause zugeführt hatte, erschien gleichfalls wohlgebildet.

Das Dorf enthält 40 Häuser, in welchen 28 Bulgaren- und 12 Türken-Familien wohnen. Die Bauern zahlen einen Zehnten von ihrem Getreide an die Regierung. Dieser Zehnten wird schon in Constantinopel an einen Kaufmann verkauft, der hierdurch einen Generalpächter vorstellt. Dieser nimmt nun wieder Licitationen in der Provinz theils von dem Ertrage einzelner, theils einer gewissen Zahl von Dörfern vor. Die armen Bauern dürfen aber ihr Getreide nicht eher einernten, bis diese Unterpächter es gesehen und abgeschätzt. So war in diesem Dorfe diesmal die Ernte weit über die Gebühr verzögert worden, weshalb dann bis zum Tage meiner Anwesenheit, dem 13. September, noch nichts ausgedroschen war und die Leute kein Brod hatten. Am Morgen sah ich die Hausfrau ein großes Gefäß mit geröstetem türkischem Weizen, wahrscheinlich zum Frühstück, in das Haus tragen. — Erst zwei Jahre nach dieser Abendunterhaltung entnehme ich aus den öffentlichen Blättern, daß die türkische Regierung in der Herzegowina und in Bosnien anfängt, den einzelnen Dörfern, anstatt jener vexatorischen Eintreibung des Zehnten, ein Pauschquantum von Steuern aufzulegen, welches die einzelnen Familien unter sich nach Billigkeit vertheilen müssen. Daß bei letzterem Modus für die Steuerpflichtigen nicht nur viele Plackereien wegfallen, sondern auch die Regierung an Ansehen gewinnen müßte, leidet wohl keinen Zweifel. — Unser gutmüthiger Wirth rühmte, daß seit einigen Monaten sich das Verhältniß zwischen Türken und Bulgaren im Dorfe in sofern verbessert habe, daß die letzteren von ersteren nicht mehr so häufig Neckereien und kleine Diebereien zu erdulden haben, — vielleicht eine Folge des bekannten Hatti-Hümayun's. — Eine Schule besteht in diesem überwiegend bulgarischen Dorfe nicht, eben so wenig eine Kirche. Die letztere befindet sich in dem nahen bulgarischen Dorfe Kirdidscha, welches 40 Häuser mit wohlhabenden Einwohnern zählt; einer derselben ließ die Kirche auf seine Kosten bauen; auch ertheilte der dortige Geistliche einigen Kindern Unterricht.

In der Gegend von Karassù wurde damals eine Stadt für die aus der Krim herübergekommenen Tartaren erbaut, zu deren Aufbau die ganze Provinz Arbeiter und Pferde oder Ochsen liefern mußte. Unseres Wirthes Sohn war 36 Tage mit 2 Ochsen dort, um Bauhölzer zu fahren. Man sagt, daß die Regierung einst dafür etwas vergüten werde; in der Regel gelangt aber in die Taschen

derer, die die Arbeit gethan haben, wenig oder gar nichts. Für das Vieh lieferte man zwar Heu, die Menschen mußten sich aber selbst beköstigen; diese hatten sich deshalb Mehl zum Backen von Hause mitgenommen. Hiernach muß man gestehen, daß die Türken wohlfeiler zu bauen wissen, als alle übrigen Nationen.

Vor dem Dorfe erfreute mich der lang entbehrte Anblick eines kleinen Gehölzes von hochstämmigen Eichen; so fand ich auch die Umgegend ziemlich cultivirt; der bekannte bulgarische Fleiß ließ sich nicht verkennen. Dennoch theilte mir unser Wirth mit, daß der fruchtbare Boden nur ein Jahr um das andere bestellt werde, weil sie desselben für ihren Gebrauch zu viel hätten. An Ausfuhr des Ueberflusses sei bei den schlechten Wegen, sowie aus Mangel an vortheilhaftem Absatz nicht zu denken. Als ich mich erkundigte, warum man die allenthalben aufgehäuften Misthaufen nicht auf die Felder fahre, staunte man mich an; man düngt nämlich hier niemals. Dasselbe ist übrigens auch in Bessarabien, sowie in den übrigen russischen Provinzen am schwarzen Meere der Fall. Bei der hohen Sommerhitze wirkt der thierische Dünger oft nachtheilig auf das Gedeihen des Getreides.

In Folge des Krieges waren zahlreiche Räubereien in der Gegend vorgekommen. Die Räuber hatten sich die römische und italienische Sitte angeeignet, Menschen auf dem Felde, namentlich Hirtenknaben, fortzuführen und dann in das Dorf die Botschaft zu senden, daß, wenn man nicht in einer gewissen Zeit 10—12,000 Piaster Lösegeld herausgeschickt haben würde, sie den Geraubten umbringen würden. Es soll aber vorgekommen sein, daß sie nach empfangenem Lösegelde den Kopf dennoch abschnitten, um nicht verrathen zu werden. — Erst in allerletzter Zeit hatte die Regierung deshalb Militärposten anzulegen angefangen, wie wir denn auf dem Wege dergleichen angetroffen hatten, die noch im Bau begriffen waren. Die mit niedrigem Walde und hohem Gebüsche bewachsene Gegend eignet sich auch zu Schlupfwinkeln ganz gut.

Ich verließ am nächsten Morgen, nach einer herrlichen, vollmondshellen, lauen Nacht, die gastfreundliche bulgarische Bauernhütte mit voller Anerkennung der Intelligenz und des biedern, gutmüthigen Charakters ihrer Bewohner. Es war 6 Uhr, als ich bei einer Temperatur von 12° R. trübem, bedeckten Himmel aufbrach, um in die Dobrudscha selbst einzuziehen. Zwei berittene Kawassen eröffneten

den Zug. In den letzten fünf Tagen hatte es hier anhaltend geregnet, daher fanden wir die Straße nach Basardschyk sehr aufgeweicht und vier Pferde waren durchaus nicht zuviel, um unsern an sich leichten Wagen fortzuschaffen. Wir passirten zunächst mäßig cultivirtes Land und angepflanzte Holzbirnbäume von bedeutendem Umfange; bald verlor sich der Weg aber in einen aus Gebüschen, kleinen Eichen und Weißbuchen bestehenden Wald. Der Boden bietet allenthalben den trefflichsten schwarzen Humus und zwar auf den wenigen bebauten, wie auf den cultivirten Strecken in gleichem Maaße. Ist doch dieser Boden seit Jahrhunderten in seiner Humusanhäufung fast nirgends gestört worden! Wenigstens war seit der Herrschaft der Türken diese Gegend stets menschenarm. Vor dem Jahre 1444, d. h. vor der für die Christen so unglücklichen Schlacht von Varna (eigentlich bei Kadi-köi in der Nähe von Varna) muß sie ungleich bevölkerter gewesen sein.

Allmählig senkte sich der Weg etwas, nachdem wir Kurdischiku, ein kleines strohbedachtes Dorf, welches 2—2½ Stunden von Kumburdscha liegt, hinter uns hatten. Weiter nördlich verlor sich nun auch der Niederwald fast ganz, nur in größerer Entfernung tauchte ein kleines Stück davon wieder auf. Fernerhin begleitete uns nur spärliches, niederes Gebüsch; Heerden waren schon selten und wenig zahlreich, bis wir uns eine Stunde vor Basardschyk in der großen Ebene der Dobrudscha befanden. Kurz vor diesem Orte, den wir um 11 Uhr erreichten, lag rechts ein weit ausgedehnter, umzäunter Fruchtgarten, gleichsam eine schmeichelnde Oase in der weiten, unbebauten Steppe. Den Ort selbst erblickten wir, wegen einer davor liegenden schwachen Bodenerhöhung erst aus einer Viertelstunde Entfernung. Er dehnt sich in der Länge von Westen nach Osten in der Ebene aus, so daß er uns seine breite südliche Seite zuwandte. Ich zählte 7 Minarets und einen viereckigen Glockenthurm. Die Dächer waren fast durchweg mit Ziegeln gedeckt.

Unsere Einfahrt hielten wir durch ausgebrannte Ruinen von ansehnlichem Umfange, unter denen auch eine Moschee. Wir erfuhren hernach, daß dieser Brand in dem Augenblicke ausgebrochen sei, wo die Einwohner vor den Russen flüchteten, die im letzten Kriege bei Tultscha und Matschin über die Donau gegangen waren. Nach den traurigen Erfahrungen, die sie 1828/29 hinsichtlich des Besuches

der Russen gemacht hatten, fanden sie es rathsam, sie diesmal nicht abzuwarten. Diesen Umstand machten sich die Baschi-Bozuks, die damals zum Schutze der Stadt hergesandt worden waren, zu Nutze und zündeten, als noch Viele mit dem Einpacken beschäftigt waren, dieselbe an, um bequemer plündern zu können. Vor dieser Katastrophe enthielt der Ort etwa tausend Häuser und Familien; man zählte zwischen 4—5000 Einwohner; jetzt ist er auf 500 Familien reducirt; doch kehren die südwärts nach allen Richtungen Zerstreuten jetzt nach und nach wieder zurück und in der That nahmen wir eine kleine Anzahl neugebauter oder kürzlich ausgebesserter Häuser wahr.

Hadschi-Oghlu-Basardschyk (Markt des Sohnes Hassan's) ist der vollständige Name des Ortes, der uns jetzt für eine Ruhe-Stunde in seinen vorzüglichsten Chan aufnahm, der zugleich das erste Kaffehaus des Ortes darzustellen schien, wie wir dies theils aus der Geräumigkeit seines Lokales, theils aus der Anwesenheit türkischer und bulgarischer Häuptlinge entnehmen durften, als welche wir sie durch ihre ausgezeichnetere Kleidung und durch das achtungsvolle Benehmen der übrigen Anwesenden gegen sie betrachten zu dürfen glaubten. Zwei von ihnen fielen uns besonders durch ihre imposanten Figuren und ihre ausdrucksvollen Physiognomieen auf. Der eine, ein Türke, trug eine violett-bräunliche seidene Hose und ein gelb-seidenes Wamms, darüber einen offenen Pelz; auf dem Kopfe einen weißen Turban. Der andere, ein Bulgare, war schwarz gekleidet und trug den rothen Fes mit einem bunten Tuche umwunden. Seine Vorderseite wendete unser Chan dem Hauptmarkte zu und war nach dieser Seite mit einem offenen Portikus geschmückt, der zum Sitzen oder Liegen auf Teppichen oder Matten eingerichtet, eine allen Chans unentbehrliche Vorrichtung darstellt. An dem erwähnten Markte lief aber ein solcher gedeckter Portikus vor allen Häusern herum. Man denke jedoch hierbei nicht an ein auf Säulen ruhendes Dach oder an die sogenannten „Lauben“ der altdeutschen Städte, sondern an einen auf wenigen Stufen von der Straße zu ersteigenden Lehm-Estrich, dessen Dach von roh behauenen, dünnen Baumstämmen getragen wird. Die hintere Seite, sowie die beiden Seitenwände sind in der Regel durch Lehmwände geschlossen, die vordere Seite vollständig offen. In unserm Chan vereinigte sich nun dieser Portikus durch eine weite Thür mit einem

ansehnlichen, viereckigen Zimmer des Hauses, welches dieselbe Einrichtung, d. h. etwa 2′ über dem Boden erhabene Lehm-Estriche darbot, die durch kleine Zwischenwände in verschiedene Abtheilungen zerfällt waren. In eine solche Abtheilung wurden für uns Matten hingebreitet. Wir fanden dort 6 oder 8 Tschibuk oder Nargilé rauchende Türken, die in großer Ruhe auf den stark hinabrauschenden Regen und den bereits zum Morast gewordenen Markt hinausschauten, in dem sich schon ein kleiner See gebildet hatte, auf welchem sich Gänse und Enten mit kreischendem Geschnatter herumtummelten.

Beim Hinausfahren aus dem Orte nach Norden kamen wir über einen zweiten, den Gemüse- und Frucht-Markt, der aber gleichfalls in eine Art von Morast verwandelt war. Welcher von beiden Märkten nun auch zur Benennung der Stadt beigetragen, sein Ruhm ist zur Zeit gewiß nicht fein!

Von Basardschyk aus nach Norden setzt sich die unabsehbare Ebene der Dobrudscha fort, meist völlig unbebaut, theilweise von Gestrüpp, hier und da noch mit herbstlichen, blühenden Spätlingen der Steppenflora, oder verdörrten Stengeln einer üppigeren Frühlingsvegetation ausgestattet. Nur in der Nähe der Dörfer fanden wir noch vollständig umgepflügten Acker und weidendes Vieh, welches wegen des seit mehreren Stunden andauernden Regens hineingetrieben wurde. Nicht weit von der Stadt passirten wir eine hölzerne Brücke, die über einen seit 20 Jahren versiegten Fluß führt, der den Namen Tabaghani-Déré (lederner Fluß) führt, und den Aimé Boué*) fälschlich Taban-Deré nennt, wie auch Kiepert. — Das erste Dorf, welches wir Nachmittags nach einer zweistündigen Fahrt erreichten, hieß Kara-Elles. Kurz vorher sahen wir ein zerstörtes Diminutiv-Exemplar einer verlassenen Windmühle, deren Mahlsteine jedoch, in Ermangelung sämmtlicher Seitenwände, in ihrer Lage noch sichtbar waren. Sie gehörte einem vor den Russen geflüchteten Müller. Mit ihren, zur Hälfte noch vorhandenen Flügeln diente diese kleine Ruine nur dazu, den melancholischen Eindruck der Steppenumgebung noch zu steigern. Anderthalb Stunden später erreichten wir Ilibé, eine kleine halbe Stunde weiter Kassapler, ein ganz von Türken bewohntes Dorf, wo wir

*) Tom. I, pag. 136.

wegen Ermüdung der Pferde durch den stark erweichten, thonhaltigen Boden liegen bleiben mußten, um zu übernachten, obgleich die Uhr erst kaum 4 zeigte. Hier nun wurde mir die Gelegenheit, das Innere und die Einrichtung eines echt türkischen Fremden-Hauses, Misafir-Hane in edlerer, Conak in der vulgären Sprache, kennen zu lernen. Das an der Straße liegende kleine Haus enthielt nur einen geräumigen, viereckigen Raum, der nur durch eine hölzerne Decke von dem Strohdache geschieden war. Ein kleines Fenster, natürlich ohne Glasscheiben, ging auf den Portikus hinaus, eine Thür fehlte ganz, wir schliefen also der freien Luft möglichst zugänglich. Glücklicher Weise blieb die Luft während der Nacht milde und ich lag dem Kaminfeuer zunächst. Dieser wurde sogleich nach unserer Ankunft unter einem förmlichen Rauchfange angezündet, um daran das zu einem frugalen Mahle Erforderliche zuzubereiten. Ebenso fehlte es auch an einigen Strohmatten und alten Teppichen nicht. Von Stühlen oder Tischen, Bettstellen und dergleichen war freilich nicht die Rede. Die Unbequemlichkeiten traten erst recht deutlich hervor, als die Nacht nahte. Bei unserer Ankunft waren zwar die Führer von zwei Transporten Geflügel, das nach Varna bestimmt war, durch unsere Gensd'armen vertrieben worden, aber statt deren schliefen nun diese und mein Dragoman mit in denselben Raume; es war durchaus kein anderes Unterkommen für sie zu finden. Unser Fuhrmann und zwei andere Männer schliefen unter dem Portikus, völlig in freier Luft; jedoch gegen den Regen geschützt in wollene Decken eingehüllt. Es war hiernach leicht erklärlich, daß sich Millionen hüpfenden Ungeziefers in diesem Raume angesammelt hatten, die, allem Insektenpulver zum Trotze, uns die ganze Nacht nicht zur Ruhe kommen ließen. Die beiden Begleiter, mehr gegen dergleichen Kleinigkeiten abgestumpft, schliefen und schnarchten ruhig fort; schon um 12 ½ Uhr machten sie indessen Anstalten zum Aufstehen und Füttern der Pferde, womit ich nur höchlichst zufrieden sein konnte. Um 1 ½ Uhr wurde Kaffee getrunken. — Der Vollmond schien noch, die Temperatur war milde, die Atmosphäre aber mit feuchten Dünsten überfüllt, kein Stern sichtbar. — Die eifrige Unterhaltung des Dragomans mit den Kawassen gab mir viel Gelegenheit, türkisch reden zu hören; die Sprache klang nicht unangenehm, weich, doch wurden einzelne Silben hart hervorgestoßen.

Bereits um 4 Uhr Morgens brachen wir in der Dämmerung auf, in der Absicht, heute noch das 8 Stunden entfernte Karassù zu erreichen und die 2 Stunden davon neu erbaute Tartarenstadt, vor der bereits oben Erwähnung geschehen, in Augenschein zu nehmen. Etwa 100 neue Häuser sollten damals bereits stehen und bewohnt sein. Die Zahl der aus der Krim, besonders aus Kertsch und Eupatoria eingewanderten Tartaren berechnete man auf 18—20,000. Sie hatten bei der Einnahme durch die Alliirten die russischen Häuser von Kertsch geplündert, was General Vivian seinen Truppen strenge untersagt hatte. Dasselbe geschah zu Eupatoria. Als sie jedoch nach Abschluß des Friedens merkten, daß die Russen wieder zurückkehrten, siedelten sie aus Furcht vor deren Rache nach der Dobrudscha über.

Karassù selbst ist ebenfalls eine aus früherer Zeit von Tartaren bevölkerte Stadt und ist besonders bekannt durch einen großen Markt, der hier auf einer großen Ebene zweimal im Jahre gehalten wird, der aber für den Herbst erst Anfangs Oktober, für mich also viel zu spät, beginnt. Zu diesem Markt versammeln sich Menschen aus Constantinopel, Smyrna, Adrianopel ꝛc., gewöhnlich mehr als 10,000 Kaufleute.

Das erste Dorf, welches wir nach 1½ Stunden erreichten, war Mussabey, nur von Türken bewohnt, an dessen östlicher Seite hinfahrend, wir neben einer kleinen, steinernen Brücke durch einen ehemaligen Bach fuhren, der Mussabey-Deré hieß und ebenso wie der vorerwähnte Talaghani-Deré, schon seit längerer Zeit versiegt war. Auf die von mir einem Türken vorgehaltene Ursache dieses Versiegens, Mangel an Cultur des Bodens und an Wäldern, wiegte er ungläubig sein Haupt, mochte mich vielleicht sogar für einen Lästerer Allah's halten, weil ich dessen Werke als in so hohem Grade abhängig von dem Thun der Menschen hingestellt hatte. — Wir verblieben fortwährend in einer durchaus baum- und strauchlosen Ebene, die einen trostlosen Anblick darbot. Nirgends ein Gegenstand, der dem Auge einen Ruhepunkt darböte! Nur dicht bei den strohbedachten Dörfern zeigen sich Spuren von Ackerbau.

Nach einer halben Stunde folgte Bugdayly, dem gegenüber, nicht weit von ihm entfernt, Karaley liegt. Häufig sah man hier in der Ebene Hunde herumstreifen, die für ihre eigene Rechnung zu

jagen schienen. Unter ihnen zeichnete sich eine große Raçe von Windspielen aus, die sich durch stärkeren Knochenbau, höhere Statur und etwas stumpfere Schnauze von unseren Thieren derselben Art unterscheiden. — Das von uns zunächst erreichte Dorf trägt den Namen Saridschey. Wir hielten vor einem an der Landstraße liegenden, etwas ansehnlicheren Hause dieses Dorfes an; es war das Wirthshaus desselben. Ein bejahrter, wohlgekleideter Türke trat an den Wagen und lud mich so freundlich ein, abzusteigen, daß ich nicht zu widerstehen vermochte, obgleich die unangenehmen Erfahrungen der vorigen Nacht den Vorsatz in mir bestärkt hatten, dergleichen Häuser in der Dobrudscha so viel wie möglich zu vermeiden. Man bot mir eine Binsenmatte, der man schnell einen bunten Teppich unterbreitete, zum Niederlassen an und brachte mir eine Tasse guten bitteren Kaffee's. Als der Hauswirth gewahr wurde, daß ich mit meinem Dollmetscher das mitgebrachte frugale Frühstück verzehrte, so holte er seinerseits weißen Honig herbei, den ich mich kaum erinnere, jemals so köstlich schmeckend gefunden zu haben, selbst in der Schweiz und in Sicilien nicht. Uebrigens mochte die ungewohnt zuvorkommende Art, mit der dieser Türke uns Ungläubige in diesem uncultivirten Lande behandelte, dann auch der Sitz unter dem etwa 4 Fuß über dem Boden erhabenen hölzernen Portikus, endlich die heitere milde Atmosphäre, das Mahl um so mehr gewürzt haben. Bei dem Aufbruche von hier fiel mir ein nahe vor dem Hause stehender Marmorstein auf, schon darum, weil er einer Gebirgsart angehörte, die in dieser weiten Ebene nirgends gefunden wird. Ich fand ihn aus einem feinkörnigen, weißglänzenden Marmor bestehend, und entdeckte bald nahe über dem Boden eine tief eingeschnittene, gut erhaltene römische Inschrift. Nachdem ich, zum Erstaunen der umstehenden Türken, die Erde etwas fortgekratzt hatte, las ich: Princeps sibi et suis. V. O. — Es konnte keinen Zweifel leiden, daß wir es hier mit einem römischen Grabstein zu thun hatten, dessen oberes Ende man in die Erde gesenkt, das untere nach oben gewendet hatte. — In dieser Art diente der Stein einem Zwecke, von dem sich die Errichter des Grabmals gewiß nichts hatten träumen lassen; die türkischen Reiter bedienen sich nämlich der breiter Basis des Steines, um von hier aus sich bequemer in den Sattel zu schwingen. Nicht uninteressant dürfte es gewesen sein, den Stein auszugraben, um die Inschrift

vollständig abzulesen; ein solches Unternehmen vertrug sich indessen nicht mit dem Zwecke meiner heutigen Tagesreise. Ich hatte nämlich in Saridschey zuerst erfahren, daß die mich führenden Kawassen von der durch mich vorgezeichneten Linie bedeutend abgewichen waren und mich, anstatt auf dem Wege nach Karassù, auf den nach Rassowa, also auf dem geradesten Wege der Donau entgegen, geführt hatten. Hierüber zur Rede gesetzt, entschuldigten sie sich einfach damit: es sei ihnen von ihrer Behörde so vorgeschrieben worden. Immerhin ist es möglich, daß man beabsichtigt hatte, einen reisenden Franken die lässig betriebenen Arbeiten an dem neu zu errichtenden Tataren-Städtchen nicht gewahr werden zu lassen. Die Einwohner von Saridschey empfahlen mir nur, dem einmal eingeschlagenen Wege nach Rassowa zu folgen, und, falls mir an Karassù viel gelegen, diesen Ort von Rassowa aus, in der Nähe des rechten Ufers der Donau, über Hirsowa, zu erreichen. Hieraus würde mir aber ein Zeitverlust von einem ganzen Tage erwachsen sein, so daß ich die Tartaren-Colonie aufgab, von der außerdem die Türken nur achselzuckend sprechen. Mir war freilich nicht an den neuen Häusern, sondern an der Kenntniß des dort sehr zahlreich vertretenen Tartarenstammes gelegen gewesen.

Indem wir nun den Weg in vollkommen nördlicher Richtung von Saridschey aus fortsetzten, gelangten wir 2 Stunden später an das Dorf Gol-Purnu. Eine halbe Stunde weiter nach Norden erreichten wir einen Wald, den die in der Ebene stets fortlaufende Landstraße eine halbe Stunde lang durchkreuzte. Nicht nur die luxuriöse Vegetation dieses kleinen Waldes, sondern auch der größte Theil der bis hier durchzogenen Ebene ließ einen mit trefflicher Humusdecke ausgestatteten Boden wahrnehmen, der dem längs des linken Donauufers gegenüber sich hindehnenden an Fruchtbarkeit gewiß nichts nachgeben würde, sofern er nur zweckmäßig cultivirt würde. — Unser Wäldchen enthielt einen großen Reichthum an Bäumen und Sträuchern der verschiedensten Art. Die Weißbuche und die Eiche herrschten vor. Es folgte zahlreicher Weißdorn (Crataegus). Von letzterem wurde ich hier zum ersten Male alte Stämme gewahr, deren Basis ich mit einem Arme nicht zu umfassen vermochte, und die 20 bis 25 Fuß Höhe zeigten. Hochstämmige wilde Birnbäume; unter ihnen allenthalben wilde Rosen, mit Brombeersträuchern verflochten. Licium, reichlich mit schwarzen

Beeren bedeckt. Unser gewöhnlicher Hollunder (Sambucus nigra) trat hier hochstämmig auf; ich hatte ihn bisher weder an dem Balkan, noch in der Dobrudscha gesehen. Den niedrigen einstämmigen Sambucus fand ich nur an dem äußeren Umkreise des Waldes reichlich; den Saft seiner schwarzen Beeren fand ich scharf und bitter, — doch waren sie noch nicht vollkommen reif. — Jenseits des Waldes veränderte sich die Physiognomie merklich; auf dem wellenförmigen Boden traten mehr und mehr kleine Hügel hervor; die Nachbarschaft des rechten Ufers der Donau fing an, sich geltend zu machen.

Indem ich von hier einen Rückblick auf die durchwanderte Ebene werfe, darf ich der traurigen Folgen nicht unerwähnt lassen, welche die häufigen Kriege zwischen Rußland und der Türkei für die Dobrudscha stets herbei geführt haben. Im Jahre 1855 waren es aber nicht sowohl die Russen, als vielmehr die undisciplinirten Baschi-Bozuks der Türken, welche als Verwüster auftraten. Nachdem sie bei Tultscha von den Russen zurückgedrängt worden waren, zerstörten sie, außer in dem schon genannten Basardschyk, in den unglücklichen Dörfern welche sie auf dem Rückzuge berührten, die den christlichen Bewohnern gehörigen Häuser, indem sie ein Einverständniß dieser mit den Russen voraussetzten. Saridschey, welches ehedem 50 Wohnhäuser besaß, hatte z. B. deren 20 verloren; die damals geflüchteten Einwohner waren auch jetzt noch nicht wieder zurückgekehrt. — Das oben erwähnte Dorf Gol-Purnu hat gleichfalls nur türkische Einwohner. Es besitzt einen an der Landstraße liegenden Chan.

Etwa eine halbe Stunde außerhalb des Waldes, in nördlicher Richtung von ihm, folgt das kleine Dorf Adam-Kelssi-Köy, welches nach seinem umfangreichen, hart an der Straße liegenden Kirchhof zu urtheilen ehedem bedeutender gewesen sein mag. In seiner unmittelbaren Nähe, in kurzer Entfernung vom östlichen Rande der Landstraße liegt ein mächtig hohes, umfangreiches Monument aus alter Zeit. Die Geschichte desselben ist den Anwohnern vollständig entschwunden. Sie nennen es „Adams-Kirche.“ Wahrscheinlich soll dieser Ausdruck nur andeuten, daß das Denkmal etwa eben so alt, als das Menschengeschlecht sein könnte, oder, daß seine Erbauung und Bestimmung weit hinter der Erinnerung aller Lebenden liege. Das mir ganz unerwartet hier in die Augen

fallende große Bauwerk frappirte mich um so mehr, als ich seiner in keinem der vielen Reisewerke erwähnt gefunden habe, die mir zur Hand gekommen sind, obgleich es doch nur 3 Stunden vom südlichen Ufer der Donau, und von Rassowa entfernt liegt. Daß es die Aufmerksamkeit früherer Reisender nicht irgend ein Mal erweckt habe, ist kaum denkbar. Ich würde dankbar sein, wenn ich hierüber belehrt werden könnte. In Folgendem werde ich suchen eine Idee von ihm zu geben.

Man denke sich eine etwa 60 Fuß hohe aus harten Ziegelsteinen und festem Mörtel, solide aufgemauerte Masse, welche der Form nach die Hälfte eines Ovoit's darstellt, deren Basis auf dem Boden ruhet, deren abgerundete Spitze sich in die Luft erhebt. So ahmt es die Form einer Kuppel eines Domes nach und die Türken nennen es deshalb auch wohl Kümbet d. i. eine Kuppel. Es mangelt eine jede Spur von Thür- oder Fenster-Oeffnungen. Die Masse ist im Laufe der Jahrhunderte so fest geworden, daß man sich bisher vergebens bemühet hat, in sie hinein zu dringen. Daß ein solcher Versuch gemacht worden, ergiebt die Besichtigung der Ostseite des Gebäudes. Hier findet sich nämlich eine 10—12 Fuß in das Gemäuer horizontal vordringende, geräumige Oeffnung, deren Eingang einige Fuß über dem Boden liegt. Die Anwohner versicherten, daß diese Oeffnung von einem türkischen Pascha, mit Hülfe eines groben Geschützes, angelegt worden sei. Wahrscheinlich hatte man Schätze im Innern des Gebäudes gesucht, war jedoch durch die zu große Widerstandskraft des Gemäuers an weiterer Fortsetzung des Versuches zurückgeschreckt worden. — Zahlreiche an der Ostseite im Gesträuche herum liegende Marmorplatten beweisen, daß das Gebäude einst mit ihnen äußerlich bekleidet gewesen ist. Eine etwa in der Höhe eines Drittheils der Gesammtmasse an dem Bauwerke herumlaufende erhabene Linie scheint anzudeuten, daß dort ehedem ein Fries herumlief. Leider ist an der, der Landstraße zugewendeten westlichen Seite, welche die Inschrift getragen haben dürfte, keine Spur von jenen Marmorplatten mehr bemerklich. Dagegen finden sich auf dem nachbarlichen umfangreichen Begräbnißplatze zahlreiche, theils aufrechtstehende theils umgestürzte Grabsteine, aus demselben Marmor gefertigt, der ehedem das Monument bekleidete. Da diese Steinart nun offenbar aus ferner Gegend herbeigeholt worden ist, so wird

die Vermuthung ungefähr zur Gewißheit, daß das Material zu den Grabsteinen aus der „Adams-Kirche" entnommen ist. Auf vielen derselben fand ich zwar türkische Inschriften aus neuerer Zeit angebracht; eine sorgfältige Forschung könnte hier indessen noch auf historisch wichtige Ueberbleibsel stoßen. Sehr viel bedenklicher für diese letztere Vermuthung sind frische Spuren davon in der Umgegend des Bauwerkes, daß man den Marmor zum Kalkbrennen benutzt. Auch sagte man mir, daß Jeder von der Steinmasse holen könne, was ihm etwa beliebe. Vor mehreren Jahren sei ein Pascha aus Silistria, in Begleitung von mehreren fränkischen Ausländern herbei gekommen; die letzteren hätten eine Anzahl der Marmorplatten ausgesucht. Hierauf seien die Anwohner gezwungen worden, durch ihre Thiere die schweren Steine an die Donau zu schleppen, wo man die letzteren eingeschifft habe. — Trotz der seit Jahrhunderten fortgesetzten Beraubungen fand sich doch am Tage meines Besuches, im September 1856 noch eine Anzahl von 25—30 Marmorplatten herumgestreuet, deren Mehrzahl, glücklich genug für ihre Erhaltung, mit der bearbeiteten Außenseite in den Erdboden eingesenkt ist. Sie haben sämmtlich einen dicken Durchmesser von 3—4 Zoll; der Erbauer hatte also für ihre Erhaltung möglichst gesorgt. — Was mir an den mit der Außenseite nach oben gerichteten Platten vorzugsweise in die Augen fiel, ist ungefähr Folgendes:

1. Eine länglicht viereckige Marmorplatte zeigt zwei Reihen von paralellaufenden Arabesken, deren eine dem oberen die andere dem unteren Rande näher liegt. Diese Arabesken zeigen eine vollkommen regelmäßige Zeichnung. Sie erinnerten mich an ähnliches in Rom an antiken Bauwerken Gesehenes. Offenbar liegt hier ein Fragment der Einfassung eines Fries vor.

2. Eine andere Tafel zeigt zwei menschliche Figuren in Basrelief, von etwa 3 Fuß Höhe, deren eine, etwas größere, eine männliche, die andere, etwas kleinere, eine weibliche zu sein scheint, wie dies namentlich aus der Formation der Brust der letzteren hervorgeht. Leider sind beide durch den Zahn der Zeit fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden, dennoch ist an der kleineren Figur sehr kenntlich geblieben, daß sie weite Beinkleider trägt, die bis zu den Knöcheln herabfallen, und viele queere und schräge Falten zeigen. Auffallenderweise fällt über diese Beinkleider keine

Tunica herab. Ihre Gesichtszüge sind verwischt, doch lassen sich am Kopfe Spuren eines breiten Haarputzes erkennen. — Die größere Figur trägt eine bis nahe zu den Knieen herabfallende Tunica. Knie und Unterschenkel zeigen sich unbekleidet. Die Füße beider Figuren, sowie ihre Bekleidungen, sind unkenntlich geworden. An der sehr verwischten Bildung des Kopfes der größeren Figur läßt sich nicht einmal erkennen, ob ein Bart vorhanden war oder nicht. Eine Kopfbekleidung bestand entweder gar nicht, oder müßte sehr geringfügig gewesen sein. — An der weiblichen Figur fiel noch eine schräg verlaufende, gleichfalls stark verwischte Linie auf, die die rechte Seite des Halses und des Kinnes verbunden zu haben scheint.

3. Auf einer von jenen entfernt liegenden Tafel tritt eine menschliche Basrelief-Figur in schräger Stellung hervor, indem der linke Arm aufwärts gestreckt, ein Bein im Knie gebogen, über das andere geschlagen, erscheint. Diese Figur zeigt eine edle Physiognomie, von guter Zeichnung, wohl erhalten. Sie trägt einen gegen 4 Zoll langen, unten queer abgeschnittenen Bart, an dessen vorderer Seite senkrecht herab und paralellaufende Einschnitte wahrgenommen werden können, die darauf hinzudeuten scheinen, daß der Bart geflochten war, etwa, wie die alten Perser ihn zu tragen pflegten. Uebrigens erscheint die vordere Seite des Bartes durch die Zeit stark abgeschliffen. Waffen oder kriegerische Bekleidung ließen sich hier nicht erkennen.

4. Ein vierter Stein zeigt noch deutlich die Figur einer Quadriga; der Beschauer erkennt die beiden Räder der ihn zugewendeten Seite vollkommen. Vor dem vorderen Rade ragt die Figur einer Schlange in die Höhe, deren Hals und Kopf deutlich erkennbar sind. Zwischen beiden Rädern und hinter dem hinteren derselben werden, auf gleicher Höhe mit dem Schlangenkopfe zwei andere Thierköpfe bemerklich, die dem eines Hundes, eines Wolfes, oder einer Hyäne, ähnelten. Für die Form des Hundekopfes spricht die lang hervorgezogene Schnauze und das herabhängende Ohr, — also vielleicht der Kopf eines Cerberus u. dgl. — Offenbar haben wir es hier mit einem Kriegswagen zu thun, dessen Thiergestalten nicht blos als Zierrathen, sondern auch als Schreckbilder für den Feind dienten. Die Leiber dieser Thiere sind unkenntlich geworden Reste einer menschlichen Figur werden dabei nicht sichtbar.

5. Auf einer solchen Marmortafel treten ferner ein mit Pfeilen gefüllter Köcher, sowie ein Bogen, kennbar hervor.

6. Zahlreiche herumgestreuete Fragmente tragen viele theils erhabene theils vertiefte gerade Linien, die entweder unter spitzem oder stumpfen Winkel zusammenlaufen, die also eben so viele Dreiecke darstellen, denen die Grundfläche fehlt. Sie liegen in einer sehr verschiedenen Richtung zu einander; sie finden sich in einer so großen Menge vor, daß sie in einer wesentlichen Beziehung zu den Bildwerken gestanden haben dürften. Der Gedanke liegt nahe, daß sie irgend einer Schriftart angehört haben könnten. Eine Vergleichung mit der altpersischen Keilschrift zu welcher mir mein verehrter Kollege Hr. Professor Lassen das Material gütigst darbot, zeigt nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit diesen Linien; auf einem römischen oder griechischen Bildwerke ist mir Aehnliches niemals vorgekommen. An die Bedeutung der Arabesken darf wohl darum nicht gedacht werden, weil jene auf einer anderen Tafel (s. n. o. 1.) in der gewöhnlicheren Form verschränkter Kranzwindungen, gleichzeitig vorhanden sind. Ihre Deutung mag also anderen, auf diesem Felde Erfahrenen überlassen bleiben.

Eine sehr eigenthümliche Vorrichtung des Monumentes, die mir an Ort und Stelle nur angedeutet worden war, erhielt erst in Rassowa ihre nähere Aufklärung durch die Mittheilung eines bulgarischen Greises, welcher Georgi Dima hieß, der seine Jugendjahre in Adam-Kelssi-Köy zugebracht hatte, und welcher versicherte, als Knabe das Monument bis zu seiner Spitze öfters erklettert zu haben. Jene obere Endigung des halb eiförmigen Gebäudes erscheint nämlich noch heute abgeplattet; von dieser kleinen Plattform aus soll nun, nach übereinstimmender Versicherung der Anwohner, noch im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts eine Fontäne ihr Wasser aus einem sargförmigen Marmorgefäße hervor nach abwärts ergossen haben. Der erwähnte Greis giebt an, daß er dort oben Steinplatten unordentlich und verschränkt liegen gesehen habe, zwischen denen das Wasser damals zwar nicht mehr in die Höhe sprang, aber doch in einer solchen Menge hervor sickerte, daß es längs der Außenseite des Bauwerkes herablief, und so zu dessen Zerstörung beitrug. Das erwähnte Marmorgefäß war damals schon verschwunden. Gegenwärtig ist keine Spur von Wasserabfluß wahrzunehmen. Betrachtet man die Umgegend

des Monumentes, so bemerkt man in nordöstlicher Richtung, der Donau zugewendet, nicht gar fern von hier mehrere Hügel, die das Bauwerk an Höhe übertreffen. Im Falle sich auf einem derselben Wasser vorfinden sollte, würde dasselbe durch eine unterirdische Leitung dem Gebäude zu dem erwähnten Zwecke haben zugeführt werden können.

Der Zweck des Gebäudes dürfte sich wohl kaum anders, als auf ein großartiges Grabmal deuten lassen. Der gänzliche Mangel an Thür- oder Fensteröffnungen erinnert an die egyptischen Pyramiden, mit deren äußerer Form unser Bauwerk freilich nichts gemein hat. Glücklicher Weise ist das Innere derselben bisher noch nicht aufgeschlossen worden. Einem mit Sachkenntniß und den erforderlichen Hülfsmitteln genügend ausgestatteten künftigen Forscher kann es daher einst sehr wohl gelingen, die wahre Bedeutung des merkwürdigen Bauwerkes aufzuklären. Möchte dies nur nicht so lange verschoben werden, bis die letzten Reste der herumliegenden Marmor-Sculpturen durch Barbaren-Hände vertilgt sein werden.

Am wahrscheinlichsten bleibt es mir, daß das Monument mit dem Heereszuge der Perser unter Darius in irgend einem Zusammenhange steht. Daß die Perser damals am rechten Donauufer bis zu jenem Punkte wirklich vorgedrungen waren, leidet wohl kaum einen Zweifel, wenn auch die von ihnen über die Donau geschlagene Brücke weiter abwärts lag. Hierbei darf auf den bereits oben erwähnten Umstand zurückgewiesen werden, daß sich noch heute unfern Varna ein Dorf vorfindet, welches „Perser-Dorf" (Adschember), sowie der Berg an welchen es lehnt „Perser-Berg" heißt.

Etwa 50 Schritt von dem Bauwerke in östlicher Richtung sieht man einen ansehnlichen Erdhügel, der die Gestalt eines tartarischen Grabes zeigt. Eine Viertelstunde von hier zieht sich, parallel mit dem rechten Donauufer verlaufend, eine etwa 70 bis 80 Fuß hohe Anhöhe hin, auf welcher man zwei ähnliche Grabmäler, jedoch von ansehnlicheren Dimensionen gewahr wird.

Nachdem wir das interessante Bauwerk verlassen, hatten wir noch 3 Stunden Weges in nördlicher Richtung bis Rassowa zurückzulegen. Die Landstraße führt über ein allmählig sich erhebendes hügeliges Land. Rechts und links zeigten sich erfreuliche Spuren zunehmender Cultur des Bodens; namentlich scheint man

hier viel Hanf zu bauen. Etwa eine Stunde vor Rassowa genossen wir von einem Höhepunkte der Straße aus plötzlich des erfreulichen Anblickes der mächtigen Donau. Man muß die Dobrudscha durchreist haben, um das freudige Gefühl ganz mit zu empfinden, welches sich bei dem Anblicke eines Verbindungsweges mit civilisirteren Landstrichen erhebt. Dennoch wurde ich unangenehm enttäuscht, als ich, auf der letzten Anhöhe vor Rassowa angelangt, von dieser aus gewahr wurde, daß jener Ort keine Stadt, sondern ein etwas weitläuftiges offenes Dorf darstellt, dessen einzelne Häuser, fast ohne Ausnahme, mit Stroh bedeckt sind, nur ein einzelnes, mäßig großes, viereckiges Gebäude trug ein neu aussehendes rothes Ziegeldach. Wir erfuhren nachher, daß dies eine jüngst erbaute bulgarische Kirche sei, jedoch ohne Thurm, welcher den christlichen Gotteshäusern bekanntlich von den Türken nicht gestattet wird.

Ich langte am 15. September Abends nach 5 Uhr in Rassowa an und erhielt, zu meiner Freude, Unterkommen in einem freundlichen Bulgaren-Hause. Der Ort soll jetzt 90 Häuser und eben so viele Familien enthalten, deren Kopfzahl jedoch, selbst nicht annähernd, angegeben werden konnte. Die große Mehrzahl derselben besteht aus Bulgaren; auch sind die Zigeuner hier zahlreich, die sich jedoch durch Arbeitsamkeit hier vor vielen ihrer Stammgenossen auszeichnen. Es fiel mir angenehm auf, daß die bulgarischen Häuser fast ohne Ausnahme reinlich weiß angestrichen waren. Auch in dem Hause war dies der Fall, welches mir auf kurze Zeit zum Aufenthalte dienen sollte. Es war diesem Zwecke früher schon öfters zugewendet worden, und das freundliche Entgegenkommen des human auftretenden Wirthes mag das Seinige hierzu beigetragen haben. Das Haus enthielt zwei viereckige Zimmer, von ziemlich gleichem Umfange. Das vordere, in welches die Hausthür unmittelbar hineinführt, die von innen nicht verschlossen werden kann, enthält an der Wand einen Kamin, durch welchen ein großer Ofen zugleich mitgeheizt wird, der sich in dem zweiten oder hinteren Zimmer befindet; letzteres kann nur von dem vorderen aus erreicht werden. Dieses mein Aufenthaltszimmer, worin eine 2 Fuß hohe hölzerne Estrade sich befand, welche mit Matten und Teppichen bedeckt, auch mit Wolle gefüllten Kissen ausgestattet war, bot einen ziemlich bequemen Ruheplatz dar. Die Zimmerdecke war mit Balken befestigt

und deren Zwischenräume mit Holzstäben und Lehm ausgefüllt, das Ganze aber weiß übertüncht. — Bei der durch die vorangegangene schlaflose Nacht und die darauf folgende beschwerliche Reise von 12 Stunden hervorgebrachten Uebermüdung widerstand ich den einladenden Matten nicht lange. Ein zweistündiger tiefer Schlaf, den kein Geräusch zu stören vermochte, erquickte mich ungemein, so daß ich nach dem Nachtessen noch einige Stunden schreiben konnte. — Bei der näheren Betrachtung meines Zimmers fand ich, daß eine einzige, nach Süden gerichtete, kleine viereckige Oeffnung bestimmt war, das Tageslicht einfallen zu lassen. Zu letzterem Zwecke hatte man das Oelpapier, mit welchem sie verklebt erschien, an vielen Stellen durchlöchert, und dann diese Oeffnungen wieder mit stark riechenden Chamillenblumen verstopft, wahrscheinlich, um auf solche Weise das Eindringen der Insecten von außen her abzuwenden. In der That muß ich gestehen, daß ich in diesem Gemache weder von Mücken noch Fliegen belästigt worden bin. Dagegen sah ich mich genöthigt, jene schützenden Blumenbündel bei Seite zu legen, wenn ich genügendes Tageslicht zum Schreiben empfangen wollte, obgleich das Fenster nach Süden gerichtet war.

Am darauf folgenden Morgen den 16. September erschien der Himmel gleichmäßig mit Wolken bedeckt und der Regen stürzte in Strömen herab. In der vorangegangenen Nacht hatte es heftig gestürmt, und dieser Sturm hatte zu Varna des Morgens um 5 Uhr eine solche Höhe erreicht, daß er, außer mancherlei anderen Zerstörungen, das unterseeische electrische Kabeltau zerriß, welches Varna mit dem Bosporus in Verbindung setzte. Der Tag wurde dadurch zu einem willkommenen Ruhetag, der Besorgung des Journals und der gesammelten Pflanzen gewidmet.

Der erste Blick durch mein Oelpapierfenster lies mich die baarfuß im aufgeweichten Straßenkothe herumspringenden Kinder meines Wirthes gewahr werden, einen 4-jährigen Knaben und ein 2-jähriges Mädchen, beide nur mit einem Hemde und einem Jäckchen aus leichtestem Baumwollenzeuge bekleidet, wogegen aber der Kopf übermäßig warm verhüllt war. Der Hausherr selbst erschien anständig in Tuch gekleidet, mit Schuhen und Strümpfen ausgestattet. Sein alter Vater schritt dagegen baarfuß herum; auch waren seine Glieder nur sehr ärmlich umkleidet. Auch schien der alte Mann überhaupt bei seinem Sohne in geringer Achtung zu stehen. Es

schien, daß der Alte dem Branntwein hold war, der bei dem Bulgaren sonst verpönt ist. Er war es, der mir die oben erwähnten Nachrichten über den ehemaligen Zustand des Bauwerkes von Adam-Kelssi mitgetheilt hat, nachdem seine Zunge durch ein Geschenk an Branntwein geschmeidig geworden war.

Es wurden damals in Rassowa mehrere neue Häuser gebaut, welche die Baschi-Bozuks eingeäschert hatten, nachdem die Einwohner vor den Russen geflohen waren. Man rühmte die Mannszucht der Russen hier, deren Befehlshaber die Orte mit Vedetten umstellt hatten, damit sie nicht durch Marodeurs geplündert werden möchten.

Auffallend war es mir, zu erfahren, daß man in Rassowa keine Fische fängt, obgleich dies früher schwunghaft geschehen war. Man wußte mir keinen andern Grund dafür anzugeben, als daß die Dampfschiffe die Fische vertrieben haben sollten und der Fang zur Zeit der Mühe nicht lohne. Dagegen befindet sich ein und eine halbe Stunde oberhalb Hirsowa am Donauufer ein tartarisches Dorf, Namens „Gidsereschti“, dessen Bewohner renommirte Fischer sind. Sie sollen mit ihren kleinen Barken die Donau abwärts, durch das schwarze Meer direct bis Constantinopel fahren, um dort ihre Fische zu verkaufen.

Als ich am Morgen meiner Abreise unter dem hölzernen Portikus des ärmlichen Hauses von Rassowa, welches man mir als Kaffee-Haus bezeichnet hatte, mein frugales Frühstück einnahm, hielt ein des Weges kommender Reiter vor meinem Sitze still, der, als Ausländer, in mir den Landsmann mochte zu erkennen glauben. Nach der ersten Begrüßung ergab es sich, daß er ein Schweizer aus Zürich sei, der ehedem eine Strohhut-Fabrik besessen hatte, die zu Grunde gegangen war. Die damaligen Kriegsereignisse im Orient lockten ihn dorthin, um daselbst den Versuch seiner oeconomischen Rehabilitation zu wagen. In Folge dessen war er in Constantinopel in die Dienste eines der Israeliten gegangen, welche die Lieferung der Ochsen für die Armeen der Alliirten übernommen hatten. Bei dem unerwartet schnell abgeschlossenen Frieden, besaßen diese Lieferanten noch bedeutende Rindvieh-Heerden, die sie aus der Moldau und Walachei nach den bulgarischen Ebenen herüber geholt hatten. Nach dem Frieden war es schwierig geworden, sie passend zu verkaufen. Unser Schweizer diente zur Zeit als

Aufseher einer Heerden-Abtheilung und zugleich als Agent für den Verkauf. Er schien mit seiner Einnahme nicht unzufrieden zu sein, beklagte sich jedoch sehr über die Drangsale, denen er in dem unwirthlichen Lande allenthalben ausgesetzt sei.

Die **Dobrudscha** ist durch ganz Europa als ein für Menschen und Thiere im hohen Grade unzuträgliches Land so übel verrufen, daß über das, was mir an Ort und Stelle zu erfahren, oder auf meinem Streifzuge zu beobachten vergönnt war, in diesen dazu geeignet scheinenden Blättern eine nähere Mittheilung stattfinden mag.

Das Land ist in seinem beiweiten überwiegenden Theile mit einem trefflichen Alluvial-Boden ausgestattet, der vollkommen dazu geeignet erscheint, den Fleiß eines intelligent geförderten Landbaues hundertfach zu belohnen. Die im Innern vorhandenen Sümpfe würden durch Benutzung der heutigen Tages so weit vorgeschrittenen Technologie verschwinden, sobald die hierzu erforderlichen Arbeitskräfte und Geldmittel vorhanden wären. Der Boden scheint in keiner früheren Zeitperiode auf solche Art cultivirt gewesen zu sein, wie er dies in so hohem Grade verdiente. Die gewiß vollkommen wohlbegründeten Klagen Ovid's, die er aus seinem Verbannungsorte Tomi hervor erklingen ließ, lassen jedoch einzelne Streiflichter hindurch blicken, aus denen sich wenigstens ein vortheilhafterer Zustand zu ergeben scheint, als wie er gegenwärtig irgendwo in diesem vernachläßigten Lande zu finden ist. In der That läßt sich der trostlose Zustand kaum in Schriftzügen ausdrücken, welcher hier den Blick eines jeden civilisirten Besuchers fast mit jedem Schritte vorwärts tiefer trüben muß. Die menschenleere Ebene läßt nur in weiten Entfernungen von einander elende strohbedachte Dörfer gewahr werden. Die wenigen offenen Flecken, welche man Städte nennt, verdienen den Namen nicht. Sie tragen die niederschlagenden Merkmale oft wiederholter Zerstörungen überwiegend an sich, welche durch die wiederholten Einfälle russischer Heereshaufen, ebenso wohl auch durch die Brutalität zurückweichender undisciplinirter Türken veranlaßt worden waren. Und doch hat das culturfähige Land schon seit einer frühen Zeit starke Zuzüge von ausländischen Colonisten empfangen, welche den brachliegenden Boden in Besitz nahmen. Die ersten Muselmänner, welche aus dem nördlichen Klein-Asien über das schwarze Meer nach Europa übersetzten, wählten die menschenarme Dobrudscha zu ihrem Ansiedelungspunkte.

Sie wurden dort von den damaligen griechischen Kaisern als willkommene Colonisten begünstigt. Zahlreiche Horden von Tartaren haben sich während der Kriege zwischen den Türken und Russen, vor den letzteren ausweichend, in die Dobrudscha geflüchtet. Eine Reihe von tartarischen Dörfern, längs des rechten Donauufers, das Städtchen Karassú, u. m. A. sind durch ihre Nachkommen bevölkert. In dem Kriege von 1829 wurde ein Theil dieser Ansiedler von den Russen, unter mancherlei Vorspiegelungen von jenseits zu erwartenden Vortheilen, als ehemalige Unterthanen über die Donau nach Bessarabien u. s. w. mit fortgeschleppt. In höchst entblößtem Zustande kehrten späterhin einzelne dieser Ausgewanderten wieder zurück. Der neueste Zuzug von tartarischen Ansiedlern fand 1855 und 1856, von der Krim her, aus Eupatoria und Kertsch statt. Sie alle vermögen nicht den hundertsten Theil des culturfähigen Bodens zu bebauen.

Es läßt sich nicht verkennen, daß ein guter Theil der Anschuldigungen von Ungesundheit der Dobrudscha in dieser höchst mangelhaften Cultur begründet ist. Es verhält sich damit ungefähr, wie heutiges Tages mit den ungesunden Landstrichen Mittel- und Unter-Italiens. Nach den Zeugnissen des Seneca und des T. Varro stellten diese jetzt öden Landstriche in der letzten Periode der römischen Republik einen fortlaufenden Garten dar.

Ein großer Theil der Dobrudscha ist gegen die Donau hin mittelst der Bodenerhebungen ihres rechten Ufers gegen das Andringen überfluthender Wogen geschützt. Da, wo dies am untersten Theile der Donau nicht mehr der Fall ist, so wie an mehreren Punkten des westlichen Ufers des schwarzen Meeres, sofern es die Dobrudscha bespült, würden freilich nur kostspielige Deich-Arbeiten den Versumpfungen entgegentreten können. Aus diesem erheben sich denn gegenwärtig während der heißen Jahreszeit mit bösartigen Miasmen geschwängerte Dünste, welche leicht schlimme Fieber, bei nicht acclimatisirten Fremdlingen, erzeugen. Im Innern der großen Ebene läuft ein niedriger Landstrich in der Richtung von Rassowa an der Donau gegen Köstendsche am schwarzen Meere. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich in einer vorgeschichtlichen Zeit auf diesem Wege ein Arm der Donau in das schwarze Meer ergossen hat. Eine Reihe von kleinen flachen Seeen bezeichnet ihn. Zu der Zeit als die Russen noch, den Ausfluß von zwei Armen der Donau beherrschend, diesen alljährlich mehr versanden

ließen, entwarf man bekanntlich den Plan, hier einen Kanal zu graben, der den Donau-Schiffen einen kürzeren Weg zum schwarzen Meere gewährt haben würde, welchen verfolgend, sie nicht blos den Plackereien an der Sulina-Mündung, sondern auch dem großen Umwege entgangen sein würden, welchen ihnen der nordwärts gewendete Halbbogen der unteren Donau vorschreibt. Hr. D. Urquhart gefällt sich, bei seiner Russenfeindschaft darin, das Graben eines solchen Kanales als eine Kleinigkeit darzustellen, und allerdings sind die Terrain-Schwierigkeiten, welche sich hier darbieten, kaum nennenswerth. Gegenwärtig scheint man sich eines solchen Planes kaum mehr zu erinnern, dessen Ausführung für die Salubrität der Dobrudscha vom höchsten Nutzen gewesen sein würde. Er würde das Verschwinden der erwähnten kleinen sumpfigen Seeen zur nothwendigen Folge gehabt haben. Im Jahre 1859 scheint man endlich thatsächlich dahin gelangt zu sein, anstatt des Kanales einen Schienenweg von Tschernawoda nach Küstendsche zu bauen. Im September 1860 brachten Pariser Blätter sogar die Nachricht, daß diese Eisenbahn bereits eröffnet sei.

Ein Schrei des Entsetzens über die Ungesundheit des verworfenen Landes durchzog ganz Europa, als im Juli 1854 die ersten Nachrichten von dem großen Unglück ankamen, welches dort eine französische Heeres-Abtheilung von etwa 10,000 Mann decimirt hatte. Eine Mittheilung über dieses bejammernswerthe Ereigniß, welches mehr historische Sicherheit gewährt, als die damaligen Zeitungs-Berichte, ist die des Hrn. v. Bazancourt,*) welcher von seinem Kaiser officiell beauftragt war, die Geschichte des orientalischen Feldzuges zu schreiben. Hr. v. Bazancourt charakterisirt die Lagerungsplätze der französischen und der englischen Armee zu Varna, von wo die unglückliche Expedition ausging, als vollkommen vortheilhaft, nämlich auf einem 1000 Fuß hoch über dem Meere und dem Dewna-See erhabenen Plateau. Dies stimmt mit den von mir zu Varna eingezogenen Erkundigungen. Die Ausdünstungen des Dewna-See's erheben sich, selbst in der heißesten Jahreszeit, niemals so hoch, denn die Einwohner des an der Anhöhe liegenden Varna blieben gesund, und nur die Inhaber der armseligen Hütten, welche dicht am westlichen

*) L'expedition de Crimée. I. partie. Paris, 1856.

Ufer des See's liegen, sind dem kalten Fieber unterworfen. Die Cholera aber herrschte im Sommer 1854 bereits früher an verschiedenen Küstenpunkten des mittelländischen Meeres z. B. zu Marseille, Malta, im Piräus und zu Gallipoli. An letzterem Orte waren ihr bereits zwei französische Generale (Duc d'Elchingen und Carbuccia) erlegen. In der Dobrudscha hatten sich damals einige über die Donau gegangene Kosaken-Haufen gezeigt. Am 22. Juli ließ man den General Jussuf mit seiner Reiterei, unterstützt von einer durch den General Espinasse befehligten Infanterie-Division, mit 35 Geschützen, gegen sie ausrücken. Es ist kaum glaublich, daß dieser ansehnliche Apparat der Verjagung jener Kosacken-Pulks bestimmt gewesen wäre, die sich schon bei dem ersten Anblicke der Spitzen der französischen Reiterei eilig zurückzogen, nachdem sie das am Meere gelegene Städtchen Küstendsche eingeäschert hatten. Ihr Zweck war augenscheinlich erreicht, als sie eine feindliche Heeres-Abtheilung in die unwirthbare Ebene gelockt hatten, deren Brunnen theils durch die glühende Sonne versiegt, theils durch hineingeworfene Leichname von Menschen und Thieren unbrauchbar gemacht worden waren. Dieses letztere Manöver ist seit den ältesten Zeiten her bei den Völkern des Orientes, namentlich den Tartaren, Arabern und Mongolen, allgemein gebräuchlich, wo sie einen vordringenden Feind aufhalten wollen. Die Schlacht von Angora ging für Bajasid-Yilderim zum Theil dadurch verloren, daß sein Gegner Tamer-leng (Tamerlan) die einzige Quelle, die dort sein Heer tränken konnte, verwüstet und verunreinigt hatte. 5000 türkische Soldaten hatten schon vor der Schlacht auf dem Marsche verdurstend den Geist ausgehaucht.*) Die Orientalen wissen überhaupt die Wirkung schlechten Wassers und der Sumpf-Dünste richtiger zu beurtheilen, als die Bewohner des Westens, und ob die Kosacken, die 1854 die Brunnen der Dobrudscha verunreinigten, Kosacken des schwarzen Meeres oder vom Don waren, wird für die Thatsache selbst gleichgültig sein. Hr. Ives erzählt ein auffallendes Beispiel davon. Als die Araber Rache brüteten gegen die Türken von Bassora, durchstachen sie

---

*) Vergl. v. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches. Bd. 1. Pesth, 1827. S. 311.

das Ufer des Flusses in der Nachbarschaft. Das austretende Wasser überschwemmte die Ebene von Bassora. Die Sonne brachte es zwar zur Verdunstung, aber es blieb ein Schlamm zurück, dessen Ausdünstungen die Luft dergestalt in Verderbniß überfüllten, daß eine mörderische Fieber-Epidemie daraus entstand, welche 14,000 Einwohner wegraffte. Welche Wichtigkeit man im Orient zu jeder Zeit dem Wasser zugeschrieben hat, bezeugt ein darauf Bezug habender charakteristischer Satz des Korans,*) welcher so lautet, wo von den Strafen im jenseitigen Leben die Rede ist: „die sich durch ihre Handlungen selbst in's Verderben gestürzt, erhalten stehendes Wasser zum Trank und außerdem noch große Strafe ob ihres Unglaubens." Welche hohe Strafe man dort in dem Genusse von stehendem versumpften Wasser erkennt, geht hieraus zur Genüge hervor.

Turba (Aladin) le fonti, e i rivi, e le pure onde
Di veneni mortiferi confonde.

Torq. Tasso, la Gerusalemme liberata. Canto I. V. LXXXIX.

So geschah es also auch den Kreuzfahrern gegenüber. Die französischen Befehlshaber hätten dieses wissen und würdigen sollen, um so mehr, als sowohl der Ober-General, als viele seiner Offiziere in Algier gefochten hatten. Wenn nun Hr. v. Bazancourt ausdrücklich sagt**): außer dem militärischen Zweck sah der Marschall in der Expedition eine Gelegenheit, die Armee aus der gefährlichen Unthätigkeit zu bringen, — so ist nur zu bedauern, daß zur Erreichung dieses Zweckes ein so höchst gefährliches Mittel gewählt werden konnte. Die weichenden Kosaken hatten nach gewohnter Weise jedes trinkbare Wasser durch hineingeworfene Leichname verderblich gemacht. Am Abende und in der Nacht vom 30. Juli brach die Cholera in den Kolonnen der Generale Jussuf und Espinasse blitzartig schnell aus. Als ersterer um 6 Uhr Abends den Befehl zum Abmarsch gab, blieben 500 Mann am Boden liegen und konnten sich nicht mehr erheben. Am 31. Juli sendete man schon 800 Kranke von Küstendsche aus zurück. Am 2. August hatte die Krankheit

*) Sechste Sure. S. Uebersetzung von L. Ullmann. Crefeld, 1843. S. 99.

**) S. 121.

an Intensität dergestalt zugenommen, daß die gewöhnlichen Transportmittel nicht mehr ausreichten; man mußte die Handpferde und Maulthiere der Offiziere zu Hülfe nehmen. Der General Espinasse wurde selbst von der Cholera befallen.

Dem letzteren wurde hernach von dem Ober-Befehlshaber die Schuld des großen Unglücks zugeschoben. Ersterer scheint sein Verfahren dem von Napoleon I. nachgebildet zu haben, welcher seinen Generalen die Fehler zuschrieb, die den Verlust der Schlacht von Waterloo herbeiführten, welche er selbst aber eingeleitet hatte. Auch ist dem General Espinasse später in Frankreich die wohlverdiente Genugthuung für jene Anschuldigung zu Theil geworden, und wenn er wirklich bei jener Expedition erhebliche Verstöße gemacht haben sollte, so hat er sie später durch seinen rühmlichen Tod in der Schlacht von Magenta von sich abgewaschen. Der ursprüngliche Plan zu jener Promênade militaire war, ohne alle Rücksicht auf Klima und Boden, sowie auf die Fechtart des gegenüberstehenden Feindes, im höchsten Grade fehlerhaft angelegt, und konnte keine andere, als verderbliche Folgen herbeiziehen. Wenn dann auch die Cholera in den Kantonirungen zu Varna ihre Opfer forderte, so ist dies dem engen Zusammendrängen so vieler Tausende von Menschen zuzuschreiben, die man in weitläuftige Kantonements hätte verlegen sollen. — Der Befehlshaber der Engländer, Lord Raglan, hatte von seiner Regierung den Befehl, seine Truppen der unteren Donau nicht zu nähern; aus sanitäts-polizeilichen Gründen kann dieser Befehl sehr wohl gerechtfertigt werden. — Soll man nun den Tod so vieler braver Soldaten mehr der Luft und dem Boden des hart verpönten Landes, oder soll man ihn der Sorglosigkeit ihrer Führer zuschreiben?

Hr. v. Moltke*), ein ausgezeichneter preußischer Artillerie-Offizier, lernte die Dobrudscha während des Feldzuges von 1828/29 kennen. Er bezeichnet das Land gleichsam als eine Wüste, wie man sie in Europa kaum erwarten sollte. Die Einwohnerzahl berechnet er auf etwa 300 für die Quadratmeile. Nach dem, was ich davon gesehen, halte ich jene Ziffer noch für zu hoch gegriffen.

*) Geschichte des russisch-türkischen Feldzuges von 1828/29. — S. auch: der Kriegsschauplatz im Norden und Süden. Leipzig, 1854., bei Lorck S. 12. u. f.

Der Boden besteht nach ihm aus einer feinen grauen Sandmasse, durch welche alles Wasser versiegt, was sich auch selbst durch die darunter liegende Kalksteinschicht fortsetzt. Quellen und Bäche finden sich in der weiten wellenförmigen Ebene nirgends; man ist also genöthigt, das spärliche Trinkwasser aus 80—100 Fuß tiefen Brunnen mittelst eben so langer Bastseile heraufzuziehen, und diese Brunnen finden sich nur bei den seltenen Dörfern. Hr. v. Moltke schildert den zwischen Basardschyk und dem Trajans-Walle gelegenen Theil der Ebene noch wasserärmer und öder, als den nördlich von jenem Walle gelegenen Boden. Was ich in der Umgegend von Basardschyk persönlich, hinsichtlich des Bodens, beobachtet habe, stimmt mit jener trostlosen Beschreibung nicht überein. Die wenigen Punkte desselben, auf welche sich der Fleiß der dünnen Bevölkerung hingewendet hat, gewähren hinlänglichen Lohn. In manchen Gärten strebte die Vegetation, nachdem der erste Herbstregen gefallen war, sogar üppig empor.

Ich kann die melancholische Oede des klimatisch sogar begünstigten Landes nur dem gänzlichen Mangel an Bäumen und Sträuchern zuschreiben, welche den lechzenden Boden gegen die sengenden Sonnenstrahlen schützen sollten. Selbst in der nächsten Umgebung der Dörfer sehnt sich das Auge vergebens nach einem grünen Baume. Von der frühesten Zeit her wiederholten die nordwärts der Donau wohnenden barbarischen Völkerstämme ihre räuberischen Einfälle, brennend und sengend. Kein Baum fand vor ihnen Gnade. Schon die Römer hielten es, unter der Regierung des Trajan für nöthig, die südliche Hälfte des Landes durch einen queer hindurch gezogenen Wall, nebst einer zwei-, hier und da auch dreifachen starken Mauer gegen die stets wiederholten Einfälle der Scythen zu schützen. Ueber diese Einfälle beklagte sich lebhaft der Verfasser der Tristia, welcher dorthin, nach Tomi, vom Kaiser Augustus verbannt worden war. Die Spuren dieses Exils des Ovid wollen Engländer 1855 nahe bei Baltschik gefunden haben.

Die erwähnten Mauern sind noch gegenwärtig zum Theil erhalten. Ihr linker Flügel lehnt sich an den Karassù-Fluß, der, aus dem flachen See gleiches Namens entsprungen, rasch der Donau zueilt. Von ihm und dem See wird die Mauer zum Theil vor ihrer Fronte geschützt. Der rechte Flügel derselben stützt sich auf das damals befestigte und mit einem guten Hafen ausgestattete

Städtchen Küstendsche, — nach Kiepert: Köstendsche. Dieser Ort liegt auf einem in das schwarze Meer vorspringenden felsigten Vorgebirge. Sein Hafen ist durch die Sorglosigkeit der Regierung theilweise versandet, könnte jedoch, ohne großen Kostenaufwand wieder hergestellt werden. Der nördlichste Theil des Landes zeigt die sogenannten 5 Berge Beschetepec, welche parallel mit dem Südufer des St. Georg-Armes der Donau neben einander liegen. Sie sind noch bis heute, nahe bis zum Fuße herab, ziemlich gut bewaldet. Von ihnen getrennt erhebt sich in südöstlicher Richtung der Baba-Dagh (Altvaterberg). Sie zeigen mehr oder weniger eine abgestumpfte Kegelform, und sind etwa 800—1000 Fuß hoch. Sie gewähren den großen Vortheil, das Land gegen das stürmische Anfluthen jenes Hauptarmes der Donau zu befestigen, welcher noch bis zum Jahre 1706 schiffbar war, gegenwärtig aber vollkommen versandet ist. — Ein großer Theil der Ebene dürfte sich kaum höher, als bis zu 100 Fuß über dem Meere erheben. Den tiefsten Einschnitt derselben bildet die schon oben erwähnte schräge Linie von Tschernawoda nach Küstendsche, die durch eine Reihe von Seeen bezeichnet wird, die an ihrer Südseite der Trajans-Wall zum Theil krönt. Welchen Werth die Römer auf diese Vertheidigungs-Linie gelegt haben müssen, geht nicht blos aus den mächtigen Mauern, sondern auch dem Umstande hervor, daß dieselben durch regelmäßig angelegte Castra geschützt waren, deren Umfassungsmauern sich jetzt noch nachweisen lassen. — Diese Linie würde, unter Benutzung des Karassù-Flusses, auch am zweckmäßigsten zur Herstellung eines Kanales gedient haben, der eine Viertelstunde unterhalb Tschernawoda seinen Anfang genommen, und bei Küstendsche den Ausfluß in das Meer gefunden hätte. Jene Stelle des Donauufers ist zugleich die, von welcher aus Constantin I. durch seinen nachherigen Mit-Kaiser Severus eine Brücke über den Strom schlagen ließ, von der noch heute Ruinen am Ufer unter dem Namen „Thurm des Severus“ vorhanden sind. Die Herstellung des Kanals würde besonders in dem dringenden Interesse Oesterreich's und seiner deutschen Hinterländer gelegen haben. Seine Ausführung ist indessen, wahrscheinlich theils an Mangel von Kapitalien in Wien, theils durch diplomatische Manöver Rußland's von 1838, 1844 und 1850, theils wohl auch durch die Rücksicht auf den mangelhaften Schutz, den die Türkei dem Kanale

gewährt haben würde, gescheitert. Patrick O'Brien*) hat sowohl diese, als auch eine zweite, von Anderen für den Kanal vorgeschlagene Linie, die von Küstendsche nach Rassowa geht, genau untersucht. Die letztere verwirft er vollständig, weil sie auf ungleich mehr Terrainschwierigkeiten stößt. Die Reihe von, zum Theil ansehnlichen Hügeln, die ich am rechten Donauufer von Rassowa bis Hirsowa sich hinziehen sah, läßt mich dieser Ansicht beipflichten. Es ist dabei zu erwägen, daß bei ihrer Wahl der wichtige Karassù-Fluß nicht benutzt werden könnte. Aber auch die von Tschernawoda ausgehende Linie bietet bedeutende Hindernisse. Das Terrain erhebt sich von der Donau aus allmählig so, daß das ungefähr in der Mitte der Linie liegende Dorf Bulak etwa 300 Fuß über dem Meere liegen mag. Erst von dort aus senkt sich die Linie völlig in die Ebene und zum Meere hinab. Die Hügel bei und oberhalb Bulak besitzen treffliches Weideland, und widersprechen der Angabe Moltke's, von dem allenthalben vorherrschenden unfruchtbaren Sande. Ebenso sind die hohen Ufer des Karassù-Flusses stark bewaldet; Professor Koch**) reiste innerhalb acht Stunden zu Lande von Tschernawoda nach Küstendsche, und fand hierbei die Gegend des Dorfes Karassù ungemein fruchtbar, mit Heerden bedeckt. Die Richtung der Tschernawoda-Linie führt von Nord-Nord-West nach Süd-Süd-Ost.

Die Cultur der Dobrudscha würde durch Anlegung eines schiffbaren Kanales unbestreitbar im höchsten Grade gefördert worden sein, denn dieser Kanal würde die Haupt-Handelsstraße von der Donau nach dem schwarzen Meere, und umgekehrt, gebildet haben, so lange der natürliche Abfluß der Donau sich in den Händen der Russen befand. Da nun aber der einzige ostensible Vortheil, den der letzte orientalische Krieg gebracht hat, darin besteht, daß der natürliche Abfluß der Donau den russischen Händen vorläufig entzogen ist, so würde man sich gegenwärtig mit einer Eisenbahn be-

---

*) Süd-Rußland und die türkischen Donauländer, — in Reiseschilderungen von L. Oliphant, Shirley, Brooks, Patrick O'Brien und Warington W. Smyth. Leipzig, 1854. Bei C. Lorck. S. 180 u. f.

**) Wanderungen im Oriente. I. Th. Weimar, 1846. S. 106.

gnügen können, die von Rassowa aus nach Küstendsche führte, — und auch diese würde für die Dobrudscha von unberechenbarem Vortheil sein; sie setzt nur voraus, daß der Hafen von Küstendsche vorher hergestellt worden sei, wozu sich das Material, in bester Qualität, in der unmittelbaren Nähe vorfindet. Jedenfalls würde eine solche Eisenbahn ungleich mehr gesichert und rentabler sein als die von Hrn. Chesney projectirte Euphrat-Bahn, die ja auch längst aufgegeben worden ist.

Aber auch ohne Mithülfe eines solchen Handelsweges würde eine intelligente und thatkräftige Regierung, mit Hülfe des dort begünstigenden Klima's, die Ebenen der Dobrudscha nach und nach in ein treffliches Cultur-Land zu verwandeln wissen. Der Anfang dazu würde durch Neu-Beschaffung der Vegetation gemacht werden müssen, welche kanibalische Hände früherer Zeiten ausgerottet haben. Um sie möglich zu machen, würde man vor allen Dingen eine Reihe von artesischen Brunnen anzulegen haben, deren Bohrung schwerlich große Schwierigkeiten mit sich führen kann, da man an vielen Orten schon 80 bis 100 Fuß unter der Oberfläche ein Kalklager aufgefunden hat, nach dessen Durchsenkung sich das gesuchte Wasser mit großer Wahrscheinlichkeit erwarten läßt. Mit Hülfe der auf diese Weise erleichterten Bewässerung würde die Anpflanzung von Bäumen, die man dem Klima und dem Boden richtig anzupassen hätte, ohne Zweifel gelingen und in excentrischen Kreisen sich weiter und weiter ausdehnen lassen. Ein solcher Culturplan würde ungefähr nach den Regeln auszuführen sein, welche Hr. Dr. Koschty aus Wien neuerdings für die Sicherung des Suez-Kanales vollkommen zweckmäßig entworfen hat. Wenn nämlich dieser für den Welt-Handel so hochwichtige Kanal gegen die Versandung sicher gestellt werden soll, welche der dort so mächtige Wüstensand unter den gegenwärtigen Boden-Verhältnissen, allen menschlichen Gegen-Vorrichtungen zum Trotz, in nicht gar zu langer Zeitfrist herbeiführen würde, so müssen zuvor die beiden Ufer der Kanal-Linie, besonders aber das östliche, weithin bewaldet werden. Die an kolossalen Bauwerken so reiche Pharaonen-Zeit Egyptens hatte dies bereits so nachhaltig beschafft, daß der Kanal noch bis zum Jahre 800 n. Chr. schiffbar gewesen sein soll. Uncultivirte Barbaren hatten aber inzwischen die Vegetation zerstört, welche den Boden des jetzt wüst daliegenden Landes ehedem befestigte.

Hr. Dr. Koschty hat gewiß vollkommen Recht, wenn er annimmt, daß die Anlegung eines Verbindungs-Kanales zwischen dem mittelländischen und dem rothen Meere eitel und nutzlos sein würde, wenn man nicht durch eine kräftige lebendige Vegetation dem sonst unwiderstehlichen Andringen des Wüstensandes Gränzen gesteckt hätte, — wozu denn freilich eine Reihe von Menschenaltern erforderlich sein dürfte. — Die Dobrudscha setzt so colossale Hindernisse ihrer Cultur nicht entgegen; dennoch wird eine Regierung, welche fast ununterbrochen um ihre eigene Existenz zu kämpfen hat, das öde Land schwerlich jemals zur Blüthe bringen.

VIII.

Das Donau-Delta. — Ausflüsse der Donau in das Meer und ihre Schiffbarmachung. — Matschin. — Reni und die russische Quarantäne. — Tultscha. — Sulina.

Um den untersten Abschnitt der Donau, und ihre Ufer näher kennen zu lernen, miethete ich am 17. September 1856 einen großen Nachen, der von drei Zigeunern geleitet wurde, die mir als zuverlässig, zugleich auch als mäßig in ihren Forderungen bezeichnet worden waren. Sie versprachen, den 22 Stunden von Rassowa bis Braila betragenden Wasserweg bis gegen Abend des folgenden Tages zurückzulegen, wobei von mir die Bedingung gestellt worden war, daß nicht blos bei dem Eintreten der Dunkelheit, sondern auch allenthalben da, wo ich es für passend erachten würde, angelegt werden müsse. Jene drei Männer erfüllten ihre Pflicht pünktlich, arbeiteten unverdrossen und verdienten so mein ganzes Lob. Einer von ihnen führte das Steuer, beide Andere die Ruder; hierin wechselten sie mit einander ab.

Wir fuhren von Rassowa etwa um 9 Uhr Morgens ab. Nach 3 Stunden erreichten wir die auf dem bulgarischen Ufer liegenden Dörfer Klein- nnd Groß-Simeni, beide eine halbe Stunde von einander entfernt. Eine Stunde später lag auf demselben Ufer das einen höchst traurigen Anblick gewährende Tartaren-Dorf vor uns, welches unsere Führer Gallakoe nannten. Es besteht aus zwe: Reihen gegen die Donau hinablaufender Erdhütten, welche aus der Entfernung großen Maulwurfs-Hügeln ganz ähnlich erschienen. Die Bewohner lebten also höchst wahrscheinlich in Erdgruben, welche sie dürftig mit Rohr und Stroh überdacht hatten, wie sich dies auch in der Walachei häufig genug vorfindet. Nahe unterhalb Gallakoe folgten einige anständigere Häuser, jedoch auch mit Stroh gedeckt. — Eine Stunde weiter abwärts

sahen wir rechts das kleine Dorf Baltaschkoe, und in gleicher Entfernung weiter das große, sich an die Anhöhe lehnende Topal, welches ausgedehnter und häuserreicher erschien, als irgend ein anderes heute uns vorgekommenes. Um so mehr fiel es mir auf, daß dasselbe auf der genauen Kiepert'schen Karte fehlt. — Uns dann mehr links wendend näherten wir uns einer großen Insel, die mit Weiden-Gebüschen vollständig überdeckt war, unter denen sich hier und da Pappeln, selten eine vereinzelte Eiche hervorhoben. In rascher Aufeinanderfolge reihen sich ähnliche Inseln der erstgenannten an, welche die Donau nöthigen, sich in eine Art von Adergeflecht zu zerfällen, dessen einzelne Zweige jedoch immer noch höchst ansehnlich bleiben. Die Rassowa gegenüberliegende Insel Borschdscha gewährt dem seewärts fahrenden Reisenden bereits einen Vorschmack für diese später folgenden Inselgruppen, die sämmtlich mit Gebüschen dicht bekleidet sind, öde, mit Sand bedeckte Inseln, wie z. B. von der überfluthenden Donau zwischen Wien und Preßburg gebildet werden, sind mir hier unten nicht zu Gesicht gekommen, dürften also mindestens selten sein.

Wir befanden uns jetzt vollständig in dem nach Norden aufsteigenden Bogen des Stromes, in welchem die reißende Eile desselben sich bedeutend mäßigt. Unsere Schiffer mußten daher ansehnliche Anstrengungen machen, um das für den heutigen Abend angesetzte Ziel, Hirsowa, noch am Tage zu erreichen. Dies würde jedoch sicher der Fall gewesen sein, wenn uns nicht nm 4 Uhr Nachmittags ein heftiges Gewitter mit einem aus Nord-West kommenden Sturm überfallen hätte, welcher uns zwang, unser gebrechliches Fahrzeug an das linke Ufer anzulegen. Dies geschah unmittelbar unterhalb eines walachischen Wachthauses, welches dort auf dem etwa 25 Fuß hohen Ufer lag. Wir wurden von der dort postirten Wachtmannschaft zuvorkommend und freundlich empfangen. Die Mannschaft war sogleich bemüht, Weidenäste abzuhauen, um ein Dach über meinem offenen Nachen zu bauen, während andere den durch den Platzregen weich gewordenen Weg nach abwärts ausbesserten. Ich nenne deshalb dankbar den den Militär-Gränzposten Nro. 207 befehligenden Korporal Joannis. Das aus Steinen ziemlich solide gebaute Wachthaus zeigte zwei Abtheilungen, in deren vorderer sich die Waffen und Geräthschaften, in der hinteren die Schlafstellen und ein Kamin befanden. Man ver-

sicherte uns, daß die Donau an diesem Punkte reich an den schmackhaftesten Fischen sei; zum Beweise versorgte man uns noch für das in Hirsowa zu haltende Abendessen mit trefflichem Material jener Art.

Auf der weiter fortgesetzten Fahrt fanden wir die Donau ruhiger und glätter als zuvor; leichte Ruderschläge trieben den leichten Nachen genügend vorwärts. Aber die Temperatur hatte sich beträchtlich abgekühlt. Indem wir die Ruhe des hier zum breiten See gewordenen Stromes benutzten, gleiteten wir auf seiner Mitte hinab; dabei entging uns freilich die genauere Betrachtung seiner Ufer. — Ich erinnere mich kaum, jemals einen prachtvolleren Sonnenuntergang, selbst auf dem Meere nicht, erblickt zu haben, als den von der Fläche des gewaltigen Stromes aus. Die noch ziemlich dicht am westlichen Horizonte hängenden Wolken wurden plötzlich aus einander gedrängt; eine purpurrothglühende Sonne trat mächtig hervor, nnd ihre auf die sanft gekräuselten Wellen entsendeten Strahlen schienen Tausende von Funken in diesen zu entzünden. Als sich eine mit hohem Weidengebüsch bedeckte Insel zwischen die Sonne und den Nachen schob, hatten wir das Schauspiel eines ungeheuren Feuerrades, wie es unsere Feuerwerker herzustellen ganz außer Stande sein würden. Mit jeder Vorwärtsbewegung des Nachens schuf das veränderte Lagen-Verhältniß, zu den mehr oder weniger dichten Gebüschen, neue Formen für das dahinter vorherrschende Gluthmeer. Selbst auf meine an dergleichen Schauspiele gewöhnten Nachenführer übte das großartige Schauspiel einen so überwältigenden Einfluß, daß sie fast unwillkührlich unverwandten Blickes nach Westen schauend, die Ruder ruhen ließen. Wir hatten viel Zeit verloren, und doch lag Hirsowa noch ziemlich fern. Erst mit den letzten Strahlen der untergehenden Sonne bekamen wir den etwa 150 Fuß hohen Felsen zu Gesicht, der, beinahe senkrecht aus der Donau aufsteigend, durch die kleine Festung gekrönt wird. Kurz vorher bildet das felsige rechte Ufer einen ansehnlichen, mit der Concavität dem Flusse zugewendeten Ausschnitt. Dort befindet sich der durch die Citadelle geschützte kleine Hafen des Ortes unterhalb desselben. Er ist mit einer Vorstadt umgeben, welche hauptsächlich die Wohnungen der Schiffer und Fischer enthält. Mit der einbrechenden Nacht legten wir hier an. An einem Wirthshause schien es hier unten ganz zu fehlen; nach ansehnlichem

Aufenthalte fanden wir jedoch Unterkommen in dem geräumigen einstöckigen Hause einer bulgarischen Familie. Der Hausherr war abwesend; aber die Frau wies uns das hinter dem Vorhause gelegene bessere Zimmer zum Aufenthalte an. Unser, mit Oelpapier verklebtes, dem Flusse zugewendetes Fenster öffnete sich auf eine Art von Portikus, der auf hölzernen Pfählen ruhte. Der feste Lehmboden desselben diente unseren drei Zigeunern, nachdem sie sich in ihre wollene Decken gehüllt hatten, zum Nachtlager. Die Kühle der Nacht, welche in der freien Luft, nach so angestrengter Arbeit mancher andern Constitution Nachtheil gebracht haben würde, schien an diesen abgehärteten Naturen spurlos vorüber gegangen zu sein. Sie arbeiteten am folgenden Tage ebenso munter, als zuvor. Wahrscheinlich hatten sie dort außerhalb weniger mit zudringlichen Thierchen zu kämpfen gehabt, als wir innerhalb des Hauses, auf unseren mit Wolle gepolsterten Kissen.

Die Lage der Citadelle von Hirsowa auf einer beherrschenden Anhöhe ist trefflich geeignet, das Hinterland vor Ueberfällen vom linken Stromufer her zu schützen. Wie wenig vortheilhaften Einfluß diese schützende Lage bisher auch nur auf die nächste Umgebung ausgeübt hat, zeigte uns ein Blick auf die armseligen Wohnungen der Hafen-Vorstadt und deren grundlose Straßen und Wege, obgleich diese dort der Lebensader, der Donau, zuführen. Daß an eine Uferbefestigung hier nicht zu denken sei, versteht sich von selbst. Der ärmliche Zustand ließ sich auch daraus erkennen, daß sich hier unten Niemand befand, der im Stande gewesen wäre, einen türkischen Thaler zu wechseln, selbst der Bäcker nicht. Mein Dragoman mußte sich bequemen, zu dem oben liegenden Städtchen aufzusteigen, um hiermit zum Ziele zu kommen. Wenn Hr. Dr. Ch. Witt*) den Ort als einen niedrig gelegenen und ungesunden schildert, so kann dies nur von dem dem Strome nahegelegenen Theile gelten. Bei seiner Anwesenheit, im Sommer 1829, hatte man hier aber, um eine ganze russische Division, die man für verpestet hielt, den strengsten Quarantänemaßregeln zu unterwerfen, namentlich auch eine „Pest-Abtheilung" geschaffen. Mitten im Orte

*) Ueber die Eigenthümlichkeit des Klima's der Walachei und Moldau. A. d. Russischen. Leipzig und Dorpat, 1844. S. 77 u. f.

angebrachte unbedeckte Latrinen, in geringer Entfernung um ihn herum, unbeerdigt zerstreut liegende Leichname Tausender von Thieren verpesteten damals die Atmosphäre. Mit der Erinnerung an jene Gräuel im Gedächtnisse mußte ich mich geneigt fühlen, dem ärmlichen Orte seine Verwahrlosung nicht zu hoch anzurechnen.

Wir verließen den Ort um 7 Uhr, und genossen nun von der Mitte des Stromes aus des Anblickes von Hirsowa merklich besser, als Abends zuvor. Die Stadt liegt hinter der Anhöhe, von ihr dergestalt gedeckt, daß man vom Flusse aus nur wenig von ihren Häusern gewahr wird. Wir bemerkten jetzt deutlicher eine halbe Stunde oberhalb Hirsowa bereits hervortretende, dann aber gegen die Stadt hin horizontal streichende, zerklüftete Felsmassen, die ich, der Form nach, für Sandstein halte. Eine dieser Massen steht aufrecht nur etwa 30′ vom Ufer entfernt; Abends zuvor hatte sie mich in der Dämmerung durch ihre Form so getäuscht, daß ich sie damals für einen Wachthurm hielt. Es scheint, daß sie sich einem solchen Zwecke vielleicht anpassen lassen würde, etwa, um in der Uferbucht ankernde Schiffe zu decken. Die treffliche Lage Hirsowa's hat sich bekanntlich auch im letzten Kriege bewährt; es wurde von den Russen nicht genommen, nachdem Matschin und Tultscha schon gefallen waren.

Der Tag des 18. September's bewies sich unserm Unternehmen im höchsten Grade geneigt. Nachdem am frühen Morgen dichte Nebel den Strom bedeckt hatten, wichen sie der aufsteigenden Sonne bald und vollständig. Eine milde Sonne, klare Atmosphäre und Windstille bildeten einen köstlichen Herbsttag. Mittags brannte die Sonne auf der glatten Oberfläche des Stromes zwar stark; Nachmittags brachte jedoch ein mäßiger, uns von der Seite fassender Wind Kühlung. Wir legten die 12 Stunden Weges nach Braila bis 5 Uhr Nachmittags, also innerhalb 10 Stunden, zurück, obgleich mehr als eine Stunde Zeit damit vergangen war, daß ich an mehreren großen Inseln anhalten ließ, um deren Vegetation näher kennen zu lernen. — Der Strom dehnt sich 1 Stunde unterhalb Hirsowa wieder so breit aus, daß es von dem Standpunkt eines niedrigen Fahrzeuges ungemein schwierig wird zu unterscheiden, ob man eine große Insel, oder das Stromufer selbst vor sich habe. Unzählige Schwärme von Wasservögeln tummelten sich auf den für sie ungemein günstig gelegenen Inseln und in der Luft

herum. Es dürfte wenige Punkte der Erde geben, die dem Ornithologen so viel Gelegenheit darböten, seine Sammlungen in kurzer Frist ausnehmend zu bereichern. Tausende von wilden Gänsen zogen südwärts über unsere Köpfe hin. Reiher, Raben, Strandläufer, Wasserschnepfen verschiedener Art bevölkerten die Ufer weithin, Schwäne tauchten hier und da auf, und graziös schwebende Seemöven zogen, Beute suchend, ihre schnellen Kreise nahe über der Wasserfläche, indem sie uns zugleich andeuteten, daß das Meer in gerader Linie nicht gar weit mehr von hier entfernt sein könne.

In der Vegetation der zahlreichen Inseln herrschten hohe Weidengebüsche allenthalben vor. Nur an ihrem Uferrande fanden noch Millionen Exemplare von Rainfarrn (Tanacetum), Syngenesisten verschiedener Art, Polygonum, Vicia u. s. w. Platz. Der Boden dieser Insel ist Fuß hoch mit Sand bedeckt, den der Strom seit Jahrhunderten hier abgelagert hat.

Auffallend bleibt es, daß der abweichende Charakter beider Ufer der Donau sich fortwährend, auch hier unten noch geltend macht. Abgesehen davon, daß sich am rechten Ufer unterhalb Hirsowa häufig noch Höhenzüge bemerklich machen, hatten wir den größeren Theil des Tages hindurch die sogenannten 5 Berge der Dobrudscha, deren bei dieser Erwähnung geschah, im Gesicht, wenngleich sie, von hier aus gesehen, noch in blauer Ferne erschienen. Einzelne Niederungen zwischen den Höhen erlauben allerdings auch hier schon nicht selten der überfluthenden Donau Verwüstungen anzurichten, oder Versumpfungen zu bilden. Das linke Ufer bleibt dagegen stets flach, oder erhebt sich doch überhaupt nur mäßig über den Strom, bildet aber eben dadurch die ausgedehntesten und trefflichsten Viehweiden. Auf ihnen sahen wir öfters wiederholt Rindvieh-Heerden, deren einzelne sich auf 2—3 tausend Stück schätzen ließen. Selbst das starken Seehandel treibende Braila liegt nur auf einer etwa 30′ ansteigenden Höhe. Die walachischen Dörfer liegen soweit landeinwärts, daß man ihre Mehrzahl vom Strome aus nicht gewahr wird. Gewiß sind sie durch die häufigen Ueberschwemmungen hierzu genöthigt. Auch auf dem rechten Ufer findet man die Stadt Matschin nicht am Hauptstrom, sondern mehrere Stunden landeinwärts an einem Nebenarme, so daß sich weit ausgedehnte niedrige Inseln vor diesem befestigten Orte hinziehen. Am walachischen Ufer sieht man Militär-Gränzposten

bis nahe an den Strom herabgerückt; auf der bulgarischen Seite ist dies nirgends der Fall. — Endlich erschien das große Dorf Gorpeni, welches unsere Schiffer Gropen nannten. Zwischen diesem Dorfe und dem Ufer nahmen wir die zahlreichsten Pferde und Rinder wahr, die mir überhaupt bis dahin zu Gesicht gekommen waren. Noch zahlreichere Schaf-Heerden sahen wir in etwas weiterer Entfernung auf trocknerem Boden. Bei diesem Anblicke erinnerte ich mich der Aussage des jungen Schweizers in Rassowa, daß in der Moldau und Walachei einzelne Bojaren nicht selten seien, die sich im Besitze von 2—3000 Stück Rindvieh befinden, und deren Wohlhabenheit durch sie im letzten Krieg ansehnlich gesteigert worden ist. Nach dem Aufhören des Krieges war dort auch, ungeachtet der enorm vermehrten Fleisch-Consumtion, eine Abnahme von Vieh kaum bemerklich geworden. Man mag hierbei zugleich erwägen, daß in dem nördlichen Bessarabien und den angränzenden russischen Provinzen Tausende von Ochsen alljährlich abgeschlachtet werden, blos um das Fell und den Talg von ihnen zu verwerthen. Den letzteren gewinnt man, indem man das abgelederte Thier einfach unter eine hölzerne Presse bringt. Das Fleisch wird entweder zu einem Spottpreise verkauft, oder, bei Mangel an Absatz, als Düngungsmittel benutzt. Nur die unermeßlichen Weiden, welche die dem schwarzen Meere zuströmenden Flüsse begleiten, machen ein solches Verfahren erklärlich.

Braila (Ibraila) gewährte uns den Anblick einer seit etwa 20 Jahren erst neu erstandenen, durch den Handel groß gewordenen Stadt. Der lange nicht genossene Anblick der Ziegeldächer auf allen Häusern, der breiten zum Theil mit Trottoirs versehenen Straßen, das Vorkommen von zweistöckigen Häusern, ein Gasthof nach westeuropäischer Sitte, — gewährte mir die Ueberzeugung, daß die im Hafen liegenden Handelsschiffe, deren wir etwa 100 zählten, den Wohlstand des Ortes mächtig fördern müssen. Der gesellige Verkehr soll in Braila deshalb gering sein; man fröhnt dem Handel allein. Ein junger Schiffsbaumeister aus Mecklenburg, der in Galacz gut beschäftigt ist, fuhr am anderen Morgen mit mir auf einem österreichischen Dampfschiffe dorthin. Er freute sich der Rückkehr nach Galacz sehr, wo passende Unterhaltung und vortheilhaftes Unterkommen leichter zu finden sei.

Am 19. September fanden sich auf dem Dampfschiffe „Zriny“ noch einige Schwierigkeiten hinsichtlich des Passes und der Effecten-Untersuchung, die sich jedoch bald überwinden ließen. Das Verdeck der ersten Kajüte bot eine sehr anständige Gesellschaft von mehreren walachischen Stabs-Offizieren und verschiedenen walachischen und deutschen Damen. Der Rückblick von Braila vom Strome aus ist wahrhaft malerisch, wozu die vielen Masten im Hafen und der breite glänzende Strom wesentlich beitrugen. Der Capitän, ein Italiener, gewährte mir freundlich mannigfache Auskunft über Gegenstände, die mir hier fremd waren. Indessen schon nach einer Stunde brach die Ankunft in Galacz die Unterhaltung ab.

Am 21. September befand ich mich schon um 8 Uhr auf der Persia, die mich nach Constantinopel bringen sollte. Bei dem starken Andrange von Reisenden hatte ich die nöthigen beiden Plätze schon am Nachmittage zuvor genommen. Die Lloyd-Gesellschaft läßt sich für ein Billet der ersten Klasse auf dieser Strecke 45, für ein solches der zweiten Klasse 38 Gulden C.-M. bezahlen. Die Speisung unterwegs, muß mit 3 und 2 Gulden täglich noch besonders vergütet werden. — Da unser Schiff kein Personen- sondern ein Güterschiff war, welches in Varna und Burgas anlegt, so verzögerte das Einschiffen ansehnlicher Massen von Frachtgütern die Abfahrt bis um 11 Uhr. Das dichte Getümmel von Menschen verschiedenster Nationen, das Ab- und Zufahren von Barken und Nachen, die sonntägliche Bewimpelung aller auf der Donau liegenden Schiffe, der Rückblick auf die von Menschen wimmelnde Stadt, — verscheuchten indessen jede Langeweile, die unter anderen Umständen durch eine solche Verschleppung der Abfahrt leicht hätte herbeigeführt werden können. Glücklich genug war auch die Atmosphäre eine durchsichtig klare, sonnige. — Nach der endlich erfolgten Abfahrt förderte uns der Dampf so schnell, anfänglich nordostwärts bis Reni und von da ab südostwärts, daß uns der höchst interessante Anblick der Umgebungen von Galacz nur zu schnell verschwand. Der nordwärts unfern der Donau und ostwärts bis in die Nähe des Sereth reichende ansehnliche Bartysch-See kam uns bei seiner niedrigen hier und da sumpfigen Lage nicht zu Gesicht. Schon eine kleine halbe Stunde unterhalb Galacz ist das linke Ufer vollkommen flach, und bildet nur jenseits des Pruth bei Reni noch eine mäßige Erhebung. Das rechte Ufer gewährt

aber fortwährend den Blick auf die in südlicher und südöstlicher Richtung erscheinenden, mehrmals schon genannten 5 Berge der Dobrudscha. Von da ab, wo unterhalb Tultscha sich der mächtige Strom in seine beiden Hauptarme theilt, entfernen sie sich von dem jetzt allein fahrbaren Sulina-Arme mehr und mehr, indem sie den südostwärts laufenden Georgs-Kanal an dessen rechtem Ufer begleiten.

Unser Schiffs-Capitän, Hr. Hesse, war ein Dalmatier, von deutschen Eltern geboren, eine kräftige, breitschulterige Gestalt mit entschlossenen Gesichtszügen. Er zeigte etwas Derbes in seinem Auftreten, wie man es bei Seemännern wohl gern sieht, und spricht fast nur italienisch. Seine Schiffsführung fanden wir untadelhaft. Das Wort Kilia verstand er nicht; er sprach es Kili aus, und versicherte, daß es auf seiner hydrographischen Karte auch so heiße. — Die Krümmungen, welche die Donau hier macht, sind viel ansehnlicher, als sie Kiepert's Karte bisher angeben konnte. — Der Pruth fällt unter ansehnlich spitzem Winkel, von Nordwest herkommend, in die Donau. Er erschien, bei seinem niedrigen Wasserstande, schmal und wenig bedeutend. Seine spiegelglatte Oberfläche bewies, daß er hier unten wenig Fall haben müsse. — Sogleich unterhalb des Pruth erblickten wir an dessen linkem Ufer, also auf ehemals russischem Gebiete, eine elegante kleine Dorfkirche mit kuppelartigem, blechbeschlagenem Thurme, welcher die städtischen Thürme von Galacz beschämte. Dergleichen weithin glänzende, domartige Kuppeln erhoben sich auch späterhin noch mehrfach am bessarabischen Ufer. Sie sowohl, als die in regelmäßigen Entfernungen von einander solide aufgebauten Gränz-Wachthäuser, vor denen damals noch stets eine russische Schildwache, in langem Tuchmantel gekleidet, auf- und abspazierte, verleihen dem linken Ufer einen humaneren Anstrich, als wie wir ihn bis dahin zu finden gewohnt gewesen waren. Es läßt sich darin ein gewisses Streben, vor dem zahlreich die Donau befahrenden Publikum solide und elegant zugleich zu erscheinen, nicht verkennen, und jedenfalls ist dies dankbar anzuerkennen. Wie Bessarabien innerlich gestaltet sein mag, habe ich nicht Gelegenheit gehabt zu erforschen. — Die bald darauf folgende Stadt Reni bot uns zunächst die am Ufer sich weit hindehnende Quarantäne dar, welche sich damals noch in Thätigkeit befand, indem auf diesem Gebiete anlangende Reisende hier 4 Tage lang eingeschlossen wur-

den. Ein solcher Aufenthalt konnte damals nur politischen Gründen zugeschrieben werden, insofern weit und breit keine ansteckenden Krankheiten herrschten. Dies wird um so wahrscheinlicher, als Patrick O'Brien*) im Herbste 1853 unter ganz ähnlichen Umständen in die russische Quarantäne von Braila eingesperrt worden war. Kurze Zeit darauf wurde die Quarantäne auch hier aufgehoben. Für mich war sie in so fern von Bedeutung, als sie wesentlich dazu beigetragen hat, meinen ursprünglichen Plan, mit dem Umwege über Odessa die Krim zu besuchen, aufzugeben. Denn wenn auch die abschreckenden Schilderungen, welche die Reisenden fast ohne Ausnahme von den russischen Quarantänen machen, zum Theile dem Unmuthe entsprungen sein mögen, der sich wider ihren Willen Eingesperrter so leicht bemächtigt, so sind sie doch jedenfalls ganz dazu angethan, ihre Bewohner eher krank als gesund zu machen. Hat doch der durch seine Nationalität russenfreundliche Fürst Anatol v. Demidoff**) nicht umhin gekonnt, der Quarantäne am linken Pruth-Ufer zu Skulani gar manches Unrühmliche nachzusagen. Der russische Fürst hatte sich bei der Quarantäne-Behörde vorher ankündigen lassen und diese hatte für ihn und sein Gefolge in dem „traurigsten aller Lazarethe" Wohnungen vorbereitet. Man hatte jene Anstalt auf einem feuchten Boden angelegt, der wenig über dem Pruth erhaben ist, der also, so oft das Wasser dieses Flusses etwas wächst, jederzeit überschwemmt wird, wie dies auch wenige Tage vor der Ankunft des Fürsten geschehen war. Neun kleine von Schilf und Erde gebaute Häuser boten auf diesem sumpfigen Boden ihr ungastliches Dach dar. — Wenn dergleichen einem russischen Fürsten geboten wurde, was wird dann der unbekannte Fremdling dort zu gewärtigen haben? — Nach der Beschreibung, welche dieser Reisende von dem Theile Bessarabiens giebt, den er von Skulani aus durchfuhr***), wird die Erwerbung des durch den Frieden von Paris abgetretenen kleinen Theiles von Bessarabien der Moldau einen mehr politischen als agrarischen Gewinn bringen. „Soweit der Horizont zu sehen ist, findet sich kein Baum, kein menschliches Wesen, nicht die kleinste Wohnung."

---

*) A. a. O. S. 175.

**) Reise in das südliche Rußland. Bd. 1. Breslau, 1854. S. 123.

***) Ebendaselbst. S. 148.

Hinsichtlich der Quarantäne veröffentlicht Hr. Urquhart*) noch Behauptungen, die so stark sind, daß wir deren Begründung ihm ganz anheim stellen müssen. Er schreibt: „Ich besuchte Silistria, als es von den Russen besetzt war; Reisende hatten eine Quarantäne von 15 Tagen auszuhalten. Die Russen aber waren für den Ansteckungsstoff nur nach einer stufenweisen Scala empfänglich; nämlich: 10 Tage für einen Privatmann; 5 Tage für einen Capitän; ein Stabsoffizier hatte 3 Tage; ein General gar keine Quarantäne zu halten. Fremde Depeschen wurden mit großer Sorgfalt geräuchert, russische gar nicht." — Die russischen Anstalten würden demnach ausschließlich zum Besten „fremder Länder" eingerichtet sein.

Somit wird das behagliche Gefühl leicht erklärlich, mit welchem ich, vom sicheren Verdecke aus, die hohen Pallisaden der Einfriedigung, sowie die langen Waarenspeicher und kurzen ungenügenden Menschenwohnungen ansah, die jenes Institut in sich faßt. An den Waarenspeichern fielen mir die langen, schrägliegenden hölzernen Rinnen auf, durch welche das Getreide eingeschüttet wird, welches der Desinfection gleichfalls unterworfen werden muß. Die drollige Art und Weise des „Pestmachens" der russischen Quarantäneärzte, wie sie ehedem im Gebrauch war, mag hier eine kurze Erwähnung finden. Hr. Bodenstedt**) beschreibt sie nach der Mittheilung eines russischen Obersten. Wenn es nämlich dem Arzte gefiel, einen Krankheitsfall, der im Dorfe vorgekommen war, für Pest zu erklären, so brachten ihm die Einwohner Geschenke und Geld, damit er die ihren Ruin androhende fürchterliche Krankheit bald verschwinden lasse. Genügten die Anerbietungen, so wurden sie der Absperrungs-Maßregeln überhoben. War dies nicht der Fall, so wurde der Bericht nach Petersburg gesendet; die Maßregeln kamen zur Ausführung, der Arzt vertrieb das Uebel mit großer Geschicklichkeit bald und erhielt dafür Orden oder Rang- und Gehaltserhöhung. — Festungswerke kamen uns bei Reni nicht zu Gesicht. Die Stadt selbst dehnt sich meist nahe am Ufer weit hin, umfaßt aber noch viele mit Stroh gedeckte Häuser. Eine nach Osten zu liegende Abtheilung von Häu-

---

*) Rußlands Fortschritte im Norden, Süden und Westen. A. d. Engl. Cassel, 1854. S. 161.

**) Tausend und ein Tag im Orient. Berlin, 1853. Bd. 1. S. 150.

fern ist von dem westlichen Theile durch einen freien Zwischenraum getrennt, — vielleicht eine Vorstadt oder ein nahes Dorf; eine schöne Kirche lenkt die Aufmerksamkeit dorthin. — Die Ufer werden jetzt auf beiden Seiten noch flacher; sie erscheinen in der Nähe des Stromes mit hohem Rohre, landeinwärts mit schwer durchdringlichen Weidengebüschen bedeckt.

Das am rechten Ufer liegende Isaktschi mag in strategischer Hinsicht nicht unbedeutend sein; vom Verdecke aus betrachtet, erschien es unansehnlich. Von unserem Schiffe wurde es keines Aufenthaltes gewürdigt. — Unterhalb Isaktschi soll einst Darius die beiden Theile seines gegen die Scythen ausgerüsteten ungeheuren Heeres vereinigt haben, deren einen er hatte über den Bosporus setzen, und zu Lande, längs des Ufers des schwarzen Meeres und der Donau, hierher marschiren, den andern Theil aber auf 600 Schiffen, die Donau aufwärts, bis zu diesem Punkte hatte fahren lassen.

Oberhalb Tultscha verläßt der mächtige Kilia-Arm unter ansehnlich spitzem Winkel den Hauptstrom, nimmt aber bald darauf die Richtung nach Norden an. Die gar nicht fern von hier an seinem linken Ufer liegende Festung Ismail konnte ihrer tiefen Lage wegen nicht zu Gesicht kommen. Ihre Eroberung und Vertheidigung hat bekanntlich ehedem großen Menschenmassen das Leben gekostet. Ihre Festungswerke sind von den Russen nach dem letzten Frieden von Paris gesprengt worden, obgleich letzterer hierzu keine Berechtigung ertheilte. — Der Anfangstheil des Kilia-Armes erschien vom Verdecke aus nicht so breit und bedeutend, als man es seiner Wassermasse nach erwarten sollte.

Tultscha erhebt sich am rechten Ufer als eine weit hingedehnte, ansehnliche Stadt. Ihre einstöckigen Häuser zeigen jedoch nur in der Minderzahl Ziegeldächer; ihre Mehrzahl ist mit Rohr oder Stroh bedacht. Der oberhalb der Stadt sich südöstlich hinziehende Bergrücken trägt über 30 kleine Windmühlen, meistens mit 6 Flügeln ausgestattet; man sagte mir, daß ihre Leistungen verhältnißmäßig gering seien. Wassermühlen wurde ich im Strome nicht gewahr. — Tultscha soll gegenwärtig 7—8000 Einwohner zählen. Die christliche Bevölkerung wohnt dem Ufer näher, offenbar weil sie thätiger und beweglicher ist. Die Türken nehmen den landeinwärts gelegenen Theil des Ortes ein; doch erhebt sich auch

dicht am Ufer ein Minaret. — Die Stadt treibt gegenwärtig lebhaften Handel; zwölf im Hafen liegende zweimastige Schiffe sprachen schon hierfür. Mehrere Kaufleute, unter denen zwei deutsche, verließen hier unser Dampfschiff. — Tultscha treibt auch Schiffbau. Man hatte so eben eine Brigg vom Stapel gelassen, welche die österreichische Flagge trug. Die ganze Bevölkerung schien in freudiger Aufregung zu sein; von dem Schiffe aus, sowie aus einem nahen Wirthshause erscholl rauschende Musik. Nicht allein der Ort selbst, sondern auch die gegenüberliegende bessarabische Landspitze waren in lebhafter Thätigkeit; queer über den Strom hin- und herfahrende Nachen und Barken sprachen für die nahe Verbindung der gegenseitigen Einwohner. — Von Festungswerken kam uns nur ein ziemlich verfallen aussehendes Erdwerk zu Gesichte, welches die nordöstliche Spitze des Bergrückens einnimmt, der etwa 50—80′ hoch in einem Kreisabschnitte den Ort umgiebt, um unterhalb desselben sich dem Strome zu nähern.

Eine halbe Stande nach der Abfahrt von Tultscha erreichten wir die zweite Haupttheilung der Donau, nämlich die in den zur Rechten hinströmenden mächtigen St. Georgs-Kanal, und in den zur Linken bleibenden auffallend schmaleren Sulina-Arm. Ersterer erscheint auf den ersten Blick als die massenhafte Fortsetzung des mächtigen Stromes; letzterer steht an Breite und Wassermasse jenem so weit nach, daß den vom Verdecke Hinabschauenden ein peinliches Gefühl unwillkürlich befällt, wenn er das Schiff dem unbedeutender auftretenden Arme sich zuwenden sieht. Dieser Sulina-Arm ist zwischen 80 und 100′ breit. Es würden höchstens zwei größere Dampfschiffe in ihm neben einander fahren können, was jedoch nicht geschieht, da der äußerst lebhafte Schiffsverkehr ein stetes Auf- und Abfahren mit sich bringt, sich also die einzelnen Schiffe mit großer Vorsicht ausweichen müssen. Unser zweiter Capitän stand fortwährend am Schiffsschnabel aufrecht, um mit erhobenem Arme dem Steuermanne die einzuschlagende Richtung anzudeuten. Die vielfachen Krümmungen des Armes machen es um so dringender nöthig, daß, sobald die Dunkelheit eintritt, oder auch nur schwacher Nebel die Stromfläche deckt, das Schiff sogleich am Ufer Sicherheit suchen muß. Unser Schiff legte des Abends an das linke Ufer an; ein starker Pfahl wurde dort in den Boden geschlagen, um das

Schiff durch Taue an ihn zu befestigen. Häufiges Zurufen von den sich begegnenden Schiffen aus muß, der Sicherheit wegen, hinzukommen.

Die unausgesetzt niedrigen Ufer des Sulina-Armes erscheinen, soweit das Auge reicht, mit hohem Rohr bedeckt. Eine vor Tultscha liegende, mit ihm befrachtete Barke zeigte mir, daß die einzelnen Bündel 10—12′ lang waren. Jede andere Vegetation wird durch diese übermächtigen dichten Massen unterdrückt. Die Jagd auf die hier nistenden Wasservögel, namentlich Enten, hat des dichten Rohres wegen ihre Schwierigkeiten. Die Russen haben mehrmals während der Frostzeit auf der bessarabischen Seite das trockene Rohr niederbrennen lassen, um die Brut der Milliarden von Heuschrecken zu zerstören, die in diesem Röhricht den sichersten Schutz für ihre raubgierigen Nachkommen finden. Des Brandes Macht jagte zahllose Füchse, Wölfe, wilde Katzen u. s. w. über die gefrorene Donau auf die andere Seite hinüber.

Nach einer ruhigen Nacht fing man am 22. September, bald nach 4 Uhr Morgens, an, auf dem Verdecke zu arbeiten, und gegen 5 Uhr begann die Weiterreise. Von jetzt an mehrte sich die Zahl der uns begegnenden Schiffe nach Maßgabe unserer Annäherung an das Meer. So bedeutend war diese Schiffszahl, daß ich an die Einfahrt in die Themse erinnert wurde; freilich sieht man hier in der Sulina fast nur zweimastige, selten drei Masten tragende Segelschiffe. — Nach einer einstündigen Fahrt zwang uns ein plötzlich sich erhebender dichter Nebel, eine Stunde lang am Ufer still zu liegen. — Die Windungen des Flusses sind so ansehnlich, daß es vom Verdecke aus oft schwer fällt, zu bestimmen, ob ein in kurzer Entfernung sich bewegendes Schiff auf- oder abwärts fährt. Um 11 Uhr begrüßten wir das aufwärts gehende Lloyd-Dampfschiff „Wien" mit zwei Kanonenschüssen; ein bald darauf folgendes französisches Dampfschiff erfreute sich nicht gleicher Ehre.

Gegen 12 Uhr Mittags erreichten wir endlich den nahe an der Ausmündung liegenden Ort Súlina selbst, den man seit dem Kriege am rechten Ufer großentheils neu aufgebaut hat. Ich zählte etwa 100 hölzerne Häuser, mit Holzschindeln gedeckt, die in zwei, mitunter auch in drei dem Flusse parallel laufenden Linien liegen. Ihr frisches Ansehen deutet auf den Anbau aus jüngster Zeit her; die Bauart erinnert an Schweizer-Häuser. Nur wenige, mit Rohr

gedeckte Häuser können ihr höheres Alter nicht verleugnen. Größtentheils sind sie einstöckig; unter den wenigen zweistöckigen Gebäuden wurde mir das ansehnlichste als der erste Gasthof des Ortes bezeichnet. Alle diese Bauwerke ruhen auf eingerammten mächtigen Pfählen und Rosten über dem niedrigen Sumpfboden. — Als die Russen das linke, bessarabische Ufer besaßen, hatten sie die kleine Stadt großentheils hinübergezogen; die Häuser schaarten sich um die von ihnen angelegte Quarantäne, welche sie auch befestigten, um so den allein fahrbaren Ausfluß der Donau in das Meer sicherer zu beherrschen. Die auf dem rechten Ufer verbliebene kleine Häusermasse führte den türkischen Namen Jeni-Fanal. Gegenwärtig hat sich das Verhältniß wieder umgewendet; auf dem linken Ufer wird man nur geringe Häuserreste gewahr, und die ominöse Quarantäne ist verschwunden. — Der aus Bruchsteinen solide aufgemauerte Leuchtthurm befindet sich auf dem rechten Ufer, unmittelbar am Meere. Der Strom hat auf diesem Punkte eine Sanddüne angeschwemmt, die hinlänglich erhaben über dem Meere ist, um dem Thurme ein festes Fundament zu gewähren. Ich vermochte keine Privathäuser von meinem Standpunkte aus gewahr zu werden, die dieses trockene Ufer zur Ansiedelung benutzt hätten; man sagte mir indessen, daß einige bestehen. Wahrscheinlich fürchtet man die von Nordosten und Osten andringenden Seestürme; der rege Verkehr am Fluß-Ufer selbst und die Gewinnsucht der Ansiedler läßt auch selbst die fiebererzeugende Sumpfluft nicht scheuen.

Wir warfen hier auf kurze Zeit Anker, wodurch ich willkommene Gelegenheit erlangte, den wichtigen Punkt näher zu betrachten. Ein türkisches Baggerschiff lenkte meine Aufmerksamkeit zu erst auf sich; es war keine Spur von Thätigkeit auf dem verlassenen Apparate wahrzunehmen. Außerdem fanden sich in dem kleinen Hafen des rechten Ufers ein kleines türkisches und ein eben solches österreichisches Krieges-Dampfschiff, ferner 18 bis 20 zweimastige Handelsschiffe vor. Die Communication unseres Schiffes mit dem Lande war um so lebhafter, als der Aufenthalt sehr beschränkt werden mußte. — Ein Blick auf beide Donau-Ufer lehrte, daß sie, wegen ihrer tiefen Lage, den Ueberschwemmungen bei jedem ungewöhnlich hohen Wasserstande, namentlich während des Eisganges, — sodann aber auch den Nachtheilen ausgesetzt sein müssen, welche eindringende Springfluthen aus dem nahen Meere herbeiführen

wenn diese durch die übel berüchtigten, vom Kaukasus herabwehenden Nordost-Stürme des schwarzen Meeres landwärts getrieben werden. Unter solchen Umständen liegt es nahe, daß die Bewohner Súlina's im Hochsommer und im Anfange des Herbstes epidemischen Sumpffiebern in hohem Grade ausgesetzt sein müssen. Ueber diese ist auch von jeher wohlberechtigte Klage geführt worden. In solchem Maaße ist dies der Fall, daß der Ort, ungeachtet seiner für den Erwerb ungewöhnlich günstigen Lage zu höherem Flor schwerlich jemals gedeihen wird, — es sei denn, daß die umfassendsten Damm-Arbeiten an den Ufern ausgeführt würden, wozu gegenwärtig leider keine Aussicht vorhanden ist. Den Einwohnern wäre aber dringend zu rathen, ihre Häuser zu zwei bis drei Stockwerken zu erhöhen und sich, so viel wie möglich, in den obersten Räumen aufzuhalten. Ob nicht unmittelbar am Meere, auf der dortigen Sanddüne noch Bauplätze vorhanden sind, konnte ich mit Sicherheit nicht erfahren; doch würde auch ihnen durch den West-Wind die Sumpfluft zugeführt werden können, wobei sie aber mindestens sich eines trockenen Fundamentes erfreuen würden.

Bald nach 12 Uhr Mittags fuhr die Persia mit voller Dampfeskraft über die mit Recht berüchtigte Barre in das Meer hinaus. Unser Capitän theilte mir mit, daß das Schiff einen Tiefgang von 9′ bis 9¼′ habe, dem die gegenwärtige Wasserhöhe so eben entspreche. — Gleich außerhalb der Barre bot sich uns das betrübende Schauspiel eines gestern auf der Rhede uns zur linken Hand gescheiterten griechischen Zweimasters dar. Sein Verdeck befand sich großentheils unter Wasser; dessen ungeachtet sahen wir mehrere Menschen mit Versuchen beschäftigt, Gegenstände aus der Kajüte und dem Schiffsraume zu bergen. Glücklicherweise begünstigte Meeresstille das schwierige Unternehmen. Die beiden Maste streckten, gleichsam Hülfe flehend, ihre Arme gen Himmel. Mehrere andere seitwärts umgekantete Wracks, zum Theil nur noch aus geringen Ueberresten bestehend, lagen rechts und links, unfern vom Ufer herum. Diese nicht seltenen Unglücksfälle entspringen meistens aus dem Umstande, daß die mit Getreide schwer beladenen Schiffe einen stärkeren Tiefgang haben, und also genöthigt sind, einen bedeutenden Theil ihrer Ladung flachen Lichterschiffen anzuvertrauen, so erleichtert über die Barre zu fahren, um auf der vollkommen ungeschützten Rhede jene Lichterschiffe mit der Ladung

abzuwarten. Bei dem großen Andrange gehen über diese kostspielige, mit Verlusten mehrfacher Art begleitete Operation gewöhnlich ein bis mehrere Tage hin. Der lockere Sand des Meeresgrundes gewährt den Ankern keinen festen Haltepunkt, und so oft sich ein frischer Nordost-Wind erhebt, laufen somit die Schiffe Gefahr, vor ihm her auf die Düne getrieben und zum Scheitern gebracht zu werden. Die seit Jahren eingetretenen Verluste der Art sind so schreiend, daß das Pflegma des ruheliebenden türkischen Baggerschiffes damit im grellsten Contraste steht. Die jetzt nöthig werdenden Umladungen, der dadurch bedingte Aufenthalt der Schiffe, sowie die Rettungsversuche an gescheiterten Schiffen, mögen der Einwohnerschaft des kleinen Ortes freilich den reichsten Gewinn bringen, der ihnen im Verhältnisse zu der Lebensgefährlichkeit ihres Aufenthaltes wohl gegönnt werden möchte, wenn nicht dadurch zugleich das Leben und die Interessen vieler Tausende anderer Menschen gefährdet, ja endgültig der gesammte Schiffsverkehr auf der Donau in Frage gestellt würde. Man hat hierbei zu erwägen, daß nach amtlichen Feststellungen die aus einer zehnjährigen Berechnung sich ergebende Durchschnittssumme der alljährlich die Súlina-Barre passirenden Schiffe 2129, mit einem Gehalte von 373,270 Tonnen betrug. — Zur Zeit der russischen Herrschaft war dieser Zustand noch viel herzbrechender. Im Herbste 1853 fand Patrick O'Brien nur eine Wassertiefe von 6′. Das Dampfschiff, mit welchem er aus Constantinopel angelangt war, mußte außerhalb, im Meere, liegen bleiben; die Reisenden wurden mittelst einer kleinen Barke in die Donau geführt, um dort auf ein anderes Dampfschiff übertragen zu werden. Damals hatten sich über einhundert Handelsschiffe seit dem Juni innerhalb der Barre angehäuft, Angesichts welcher ein mit Schlamm überzogenes russisches Baggerschiff unbarmherzig still lag. O'Brien's*) Beschreibung des damaligen Anblickes der Rhede wird für immer historischen Werth behalten; sie kann dazu auffordern, zu verhindern, daß die damaligen Machthaber nicht dereinst abermals in den Besitz des wichtigen Punktes gelangen.

Unter solchen Verhältnissen müssen selbst an diesem Verkehr weniger Betheiligte, namentlich Deutsche, den Arbeiten der internationalen

*) A. a. O. S. 171.

Commission mit Aufmerksamkeit folgen, welche zur Regulirung der Mündungen der Donau in das Meer vor einigen Jahren niedergesetzt worden ist. Es ist hier nicht der Ort, die bereits veröffentlichten, in hohem Grade belehrenden Arbeiten dieser Commission wieder zu geben. Da aber selbst die schwersten Wolken am politischen Horizonte störend auf die Arbeiten jener Commission bisher nicht einwirkten, so dürfte es wenigstens passend erscheinen, einige Haupt-Resultate der Commissions-Arbeiten bei dieser Veranlassung dankend und anerkennend hier niederzulegen. Sie sind für das Menschenwohl zu wichtig, als daß sie irgendwo ignorirt werden dürfen; am wenigsten würde dies dem Schriftsteller anstehen, der das an jenen Punkten fast täglich aufsteigende Unheil mit eigenen Augen beobachtet hat. Besteht doch auch der alleinige, aus dem letzten orientalischen Kriege bisher hervorgegangene wahrhafte Vortheil nur darin, die Möglichkeit einer freien Eröffnung der Donau dem russischen Einflusse entwunden zu haben. Das ist es ja, weshalb die Gebeine von Tausenden braver Krieger gegenwärtig auf der Krim bleichen. Die Absicht Rußlands, den Donauhandel auf dem kostspieligen Landwege durch Bessarabien nach Odessa zu lenken, ist, wenigstens vorläufig, vereitelt. Jede humane Philanthropie muß nun freilich noch den Wunsch hegen, daß die wiedergewonnenen Donaumündungen kräftigeren Händen anvertraut sein möchten, als die es sind, welche dort jetzt herrschen.

Unter den Berichten der verschiedenen Commissions-Mitglieder zeichnet sich der des Hrn. Paleocapa, nachherigen Ministers in Turin, durch wichtige Notizen aus. Viele, die Donau-Arme betreffende wesentliche Punkte wurden durch die internationale Commission zum ersten Male festgestellt. — Unter diesen erscheinen folgende für uns besonders wesentlich. — Von Braila abwärts verläuft der Strom ungetheilt noch etwa 100 Kilometer. Er entsendet dann 24 Kilometer unterhalb Isaktschi den mächtigen Kilia-Arm. Theilt man die gesammte Wassermasse in hundert gleiche Theile, so nimmt der Kilia-Arm davon 63 für sich in Anspruch. Er soll noch jetzt bis an seine Mündung schiffbar sein; aber seine beiden Ufer liegen so tief und sind so sumpfig und schlammig, daß unterhalb Ismail und Tutschkow kaum eine Ansiedelung ausführbar ist, wobei denn zugleich die Atmosphäre den größten Theil des Jahres hindurch, höchst ungesund bleibt. Die den Arm befahrenden Schiffe würden unterwegs im etwa erforderlichen Falle nirgends Hülfe zu erwarten

haben, denn sie befänden sich in einer weiten öden Sumpf-Ebene. Unter diesen Umständen ist es kaum begreiflich, wie der englische Capitän Spratt diesen Arm 1856 als den der Schiffbarmachung vorzugsweise würdigen, hat bezeichnen können. Es kommt hinzu, daß der untere Theil des Kilia-Armes keinen festen Lauf mehr hat, wie dies aus einer Vergleichung der im Jahre 1830 von russischen Offizieren aufgenommenen Karte mit seinem gegenwärtigen Bette darthut. Der Strom, welcher der Richtung nach die Fortsetzung der Donau nach abwärts bildet, wird von der Commission der Arm von Tultscha genannt. Er durchläuft von der Abzweigung des Kilia-Kanales bis Tultscha 8, und von hier bis zur abermaligen Spaltung 10 Kilometer. 10 Kilometer unterhalb Tultscha spaltet er sich nämlich, in der oben schon angegebenen Weise. Der kleinere Súlina-Arm empfängt von den 37 Hunderttheilen, die der Tultscha-Arm noch besaß, nur sieben; dreißig nimmt dagegen der mächtige St. Georgs-Arm zu sich, der seinen Namen von dem an seinem Ausflusse liegenden Dorfe St. Georg führt. Doch führt auch die ganze Insel des Delta's, welches zwischen den letzteren beiden Kanälen die feste Bodenmasse darstellt, denselben Namen. Für die gleichzeitige Schiffbarmachung dieses Kanales hat sich nun die Commission aus technischen Gründen mit Recht entschieden. Ob sein Ausgang in das Meer vermöge eines Erddurchstiches abgekürzt, und dadurch zugleich die durch Sorglosigkeit aufgehäufte gewaltige Sandbarre umgangen werden sollte, scheint von den Technikern verneint worden zu sein. Das darf aber nicht unberührt bleiben, daß dieser Arm an Salubrität alle übrigen genügend überwiegt, um kühn behaupten zu dürfen, daß durch seine Benutzung eine nicht unansehnliche Anzahl von Menschenleben erhalten bleiben wird, die durch die Sumpf-Miasmen der anderen zu Grunde gerichtet werden dürften. Seine beiden Ufer, besonders aber das rechte, welches an den nahen Fuß der 5 Berge hinanreicht, liegen so hoch über dem Meere, daß sich eine Reihe von Dörfern mit gewerbfleißigen Einwohnern und Heerden hier angesiedelt hat, die der Schifffahrt zur Unterstützung dienen könnten. Diese Menschen leiden wenig oder gar nicht von Sumpffiebern, obgleich ihnen der Nord- und Nordost-Wind die Sumpfdünste aus den Niederungen zuführen können. Aber gerade die Frische und zeitweise Heftigkeit dieser Luftströmungen verjagt die schweren Nebeldünste

leicht, oder verhindert doch ihre Ansammlung. Sollte irgend ein Zweifel über die vorherrschende Brauchbarkeit des St. Georgs-Kanals noch übrig bleiben können, so müßte er durch die historische Thatsache verdrängt werden, daß bis zum Jahre 1706 dieser Arm für die Schifffahrt vorzugsweise benutzt worden ist. Erst von da ab lies eine schlaffe und unaufmerksame Regierung die Sandmasse, welche der Strom dem Meere zuführt, dergestalt anwachsen, daß dieselbe dort unterbrochen wurde. — Der St. Georgs-Arm hat übrigens von seiner Abzweigung aus dem Tultscha-Arme ab, noch eine Länge von 123 Kilometern, die des Sulina-Armes 101, und die des Kilia-Armes 98 Kilometer. — Die internationale Commission hat durch ihre Berechnungen die interessante Thatsache gefunden, daß sich die zum festen Niederschlage geeigneten Stoffe, welche die Donau alltäglich dem Meere zuwälzt, im Sommer und bei gewöhnlichem Wasserstande auf 331,200, bei Ueberschwemmungen aber auf 864,000 Cubik-Meter beläuft. Der Kilia-Arm empfängt den größten Theil dieses Niederschlages. Diese Masse erscheint weniger enorm, wenn man sich des Flächeninhaltes des Bettes der Donau, von ihrem Ursprunge an bis zum Meere, erinnert, wie er oben, S. 4, mitgetheilt wurde. Dergleichen Zahlen sind geeignet, dem Urtheile über die bisherigen machtlosen Versuche zur Wegräumung der Sandbarren an den Mündungen eine mildere Färbung zu verleihen. Eine so riesenhafte Arbeit kann kaum von einer einzelnen Nation verlangt werden, wäre sie auch machtvoller, als es die Türkei jetzt ist. Aber wird die erfreuliche Einigkeit, welche die internationale Commission aus so vielen Nationen Europa's zusammensetzen ließ, von hinlänglicher Dauer sein, um das große Werk vollständigst zu krönen? Die politische Stellung, welche die europäischen Nationen im Jahre 1860 gegeneinander einnehmen, läßt einigen Zweifel daran zu. Schon baden sich von Neuem die Genien des Neides und der Zwietracht in den Wassern der unteren Donau; die der Freiheit und des Friedens stehen trauernd am Ufer. — An topographischen Untersuchungen seiner Ausflüsse hat es dem Hauptstrome Europa's übrigens zu keiner Zeit gefehlt, desto mehr aber an thatsächlichen Verbesserungen und Befestigungen; man scheint von der Riesenartigkeit der vorzunehmenden Arbeit stets zurück geschreckt worden zu sein. — Ammianus Marcellinus und Solinus nahmen sieben Mündungen an; die Türken zählen in ihrem Gebiete

sechs derselben, was mit Hinzurechnung der bessarabischen Kilia-Mündung ebenfalls sieben ergibt. Plinius und Tacitus kannten nur sechs derselben. Herodot, Strabo, Dionysius und unter den Neueren Kleemann (1764) führen nur fünf Ausflüsse auf. Die Veränderlichkeit dieser Angaben mag zum Theil mit der der bessarabischen Bodenfläche am Meere in Zusammenhang stehen. Die Macht des Stromes bewältigt sogar weithin das Meer, denn 40,000 Schritte ostwärts von seinem Delta entfernt, soll das süße Wasser immer noch die Oberhand über das salzige behalten. — Allen Hindernissen zum Trotze hatten übrigens die Arbeiten an der Súlina-Mündung bis zur Mitte des Jahres 1860 sehr bedeutende Vortheile errungen. Einer Nachricht zufolge, die der pariser Moniteur am 23. Juni 1860 mittheilte, hatten im Jahre 1859 bereits 127 Schiffe wagen können, ihre Getreideladungen auf der Súlina-Rhede einzunehmen. In den ersten fünf Monaten des Jahres 1860 war ihre Zahl schon bis auf 112 angewachsen. Die Zeitung von Odessa meldete darauf im Juli, daß man vor der Súlina-Mündung zwei steinerne Molen vollendet habe, die sich 300 Klafter weit in das Meer hinaus erstrecken, so, daß die Einfahrt in den Strom durch sie gefahrlos gemacht worden ist. Hierauf wollte man nun mit dem Baue eines ähnlichen Molo vor der St. Georgs-Mündung beginnen.

Mögen denn die Verbesserungen, welche jene höchst erfreulichen Resultate bisher hervorgebracht hatten, fortan durch Hemmnisse nicht mehr gestört werden.

IX.

Endemische, epidemische und contagiöse Krankheiten in den Donauländern. — Geschichtliche Rückblicke auf ihr Herrschen in früherer Zeit. — Vergleich mit ähnlichen Ereignissen in anderen europäischen Ländern.

Hic quondam morbo coeli miseranda coorta est,
Tempestas, totoque autumno incanduit aestus,
Et genus omne neci pecudum dedit, omne ferarum,
Corrupitque lacus, infecit pabula tabo.

Virg.

Die Ufer der Donau stehen von da ab, wo der Strom Ungarn erreicht, dem Gesagten zufolge, mit unzähligen Sümpfen und Morästen in der unmittelbarsten Verbindung, die großentheils durch die ihnen von der Natur ursprünglich angewiesene Lage bedingt sind. Anderntheils wurden sie durch die Sorglosigkeit ihrer Anwohner, leider auch durch die Jahrhunderte lang fortgesetzte Unthätigkeit der einander folgenden Regierungen begünstigt. Ihnen entströmen, namentlich in der heißen Jahreszeit, alljährlich jene oben geschilderten, die Atmosphäre verpestenden Dünste, die auf Fremde, an ihren Einfluß nicht Gewöhnte, doppelt verderblich einwirken, ja selbst mitunter des Viehes nicht schonen.

Von je an haben mörderische Epidemieen unter den an der Donau lagernden Truppen geherrscht. Die hierüber aus früheren Zeiten aufbewahrten Nachrichten übersteigen Alles, was die neuere Epoche der Art aufzuweisen hat, so hart Letzteres auch klingen mag. — Die erste Schrecken erregende Kunde von der großen Gefahr, die mit Truppen-Lagerungen an den Donauufern verbunden ist, scheint sich 1566 über Europa verbreitet zu haben, als man unter Kaiser Maximilian II. eine Armee bei Comorn lange Zeit in demselben Lager stehen ließ, „parum profecto Medicorum castrensium prudenti consilio, nisi barbaries militaris

salubre monentibus fidem derogaverit," — wie Tob. Cober*) hierzu bemerkt. Diese Armee wurde nämlich nicht blos von einem äußerst bösartigen Fieber aufgerieben, sondern verbreitete es auch bei ihrem Auseinandergehen nach allen Richtungen hin. Von jener Zeit her datirt sich der Ausdruck „ungarisches Fieber, Morbus hungaricus, Febris pannonica." Cober**) versichert ferner, daß von 48,000 italienischen Fußtruppen, die 1597 nach Ungarn und an die Donau gegen die Türken geführt worden waren, kaum 500 über die Alpen wieder zurückgekehrt seien, „Marte paucis, plurimis vero morbo foede confectis." Außerdem behauptet er, daß aus dem damals errichteten Hauptfeldlazarethe kaum irgend Jemand wieder lebend herausgekommen sei, der einmal hineingebracht worden, selbst kein Arzt oder Chirurg. Er bezeichnet die Italiener als am wenigsten geeignet, den Nachtheilen der Luft, des Wassers und der Lebensweise an der Donau Widerstand zu leisten. Die Deutschen entwickelten hierbei eine stärkere Widerstandskraft, blieben jedoch ihrerseits hinter den eingebornen Ungarn darin zurück.

Daß die Brandenburger im 17. Jahrhundert nicht selten auf ungarischem Boden und in Oesterreich ihr Blut gegen türkische Barbarei vergossen, jenem auch zahlreiche Opfer durch pestartige Fieber gebracht haben, scheint gegenwärtig an manchen Orten vergessen zu sein. Der General v. Barfus führte die Brandenburger 1663, 1683, 1686, 1693 gegen die Türken. Sie trugen am 12. September 1683 in der Schlacht vor Wien unter v. Barfus und Graf Truchseß zum Siege tapfer bei, folgten dann auch von dort aus dem König Sobieski. Zu dem Siege bei Slankamen (fälschlich Stalankament), 19. August 1691, wirkte ihre schwere Reiterei wesentlich mit. Ebenso theilten sie 1695 das Unglück von Deutsch-Lugosz, wo der Feldmarschall Veterani der türkischen

*) Observationum medicarum castrensium hungaricarum Decades tres. Editio Meibomii. Helmstad. 1685. Dec. I. Observ. VII. pag. 38. — (T. Cober hatte, von 1596 an, 7 Jahre lang als Feldarzt, während des damaligen Krieges gegen die Türken, in der österreichischen Armee gedient. Seine lehrreichen Beobachtungen tragen sämmtlich das Gepräge eines vorurtheilsfreien und wohlunterrichteten Praktikers.)

**) Eod. loco, pag. 35.

Uebermacht unterlag. Ihre Tapferkeit deckte hier unter v. Brandt den Rückzug. Nur eine geringe Zahl von diesen thatkräftigen Brandenburgern sah die Heimath wieder; nicht sowohl das türkische Schwert, als vielmehr das bösartige ungarische Fieber hatte ihre Reihen arg gelichtet.

Leider tragen dergleichen Zurückkehrende in der Regel die Krankheit auch auf die Heimath, oder auf die Länder über, welche sie durchziehen. Noch leben Mehrere, die das Verderben erlebt haben, welches 1812 und -13 die aus Rußland entronnenen französischen Truppen mit sich brachten, indem sie den Typhus bis an den Rhein schleppten. So war es jedoch von jeher. Als 1715 gegen den Winter, der König von Schweden aus der Türkei zurückkehrte, verkehrten Einige aus seinem Gefolge mit der preußischen Garde und theilten dieser sogleich das von ihnen mitgebrachte Petechialfieber mit, welches nun bis gegen das Sommer-Solstitium 1716 andauerte. Eine damals nach Pommern unternommene Expedition verschleppte das böse Fieber auch dort hin*).

In der Armee des Prinzen Eugen wüthete 1717 die Seuche auf erschreckende Weise, und selbst der Prinz, obgleich er sich wöchentlich sein Trinkwasser aus Oesterreich nach Ungarn schicken ließ und außerdem seine Lebensweise vorsichtig einrichtete, wurde von ihr nicht verschont. — Im Jahre 1704, als sich die Ungarn gegen die Regierung des schwachen Rudolph II. erhoben hatten, belagerten sie mehrmals Oedenburg (Sopronium, Soprony). Andreas Löw**) beschreibt die dadurch in der Stadt ausgebrochenen Krankheiten, in der nach ihm außerdem schon alljährlich Wechselfieber mit 30stündiger Hitze und sehr kurzer Apyrexie, ebenso anhaltende Petechialfieber, Diarrhöen und Ruhren geherrscht hatten, wie dies in sumpfigen Gegenden stets der Fall zu sein pflegt. Am Schlusse fügt er hinzu: „Es läßt sich nicht läugnen, daß diese epidemischen Fieber durch Beihülfe eines in der Luft entwickelten Miasma's erzeugt worden sind; contagiös waren sie nicht. Aber in manchen Orten Ungarn's haben sie durch Vernachlässigung eine pestartige

---

*) Acta medicorum Berolinensium. Vol. I. Berol., 1717. pag. 959.

**) Historia epidemica Hungariae, conscr. ab Andr. Löw. sine l. et a. pag. 68.

Bösartigkeit angenommen." — Bald darauf, im Jahre 1720, entwickelte sich dort ferner in der kaiserlichen Armee ein scorbutisches Leiden, besonders bei Solchen, die vom Fieber verschont geblieben waren. Kramer, der diese Epidemie beobachtete und beschrieb*), fügt hinzu, daß bei den Fieberkranken, die nicht scorbutisch wurden, in der Regel ein Fieberkuchen, d. h. Verhärtung der Milz, der Leber, oder der Gekrösdrüsen, übrig blieb. Er selbst brachte ihn aus dem Banat mit nach Dresden, litt zehn Jahre lang daran und verlor ihn endlich, wie er glaubt, mehr durch den Aufenthalt in der reinen Luft von Meißen, als durch Arzneien; die Quartanfieber lassen übrigens in den Donauniederungen sehr häufig dergleichen Fieberkuchen zurück. Kramer vergleicht diese sumpfigen Niederungen in ihrer Wirkung auf die Menschen mit Guinea, Sumatra und den Antillen. — In dem Kriege, welchen Oesterreich 1788 mit der Türkei führte, fielen Tausende von Deutschen dem ungesunden Klima Nieder-Ungarn's zum Opfer. Die Armee stand fast den ganzen Sommer hindurch still, in ziemlich enge Cantonnirungen zusammen gedrängt. Der Soldat wurde unmuthig; es fehlte ihm an aufmunternden Beschäftigungen. Das Wasser war außerdem ungenießbar; der Wein für den Gemeinen zu theuer; die Luft durch mephitische Ausdünstungen verpestet. Das Resultat hiervon war: vom Junius 1788 bis Mai 1789 wurden 172,386 Mann in die Hospitäler gesendet, deren man 45 größere, ohne die Filialspitäler zu rechnen, errichtet hatte. Diese Anzahl betrug ungefähr zwei Drittheile der ganzen Armee. Es befanden sich 825 Chirurgen bei dieser; ihre Anstrengungen vermochten jedoch wenig gegen das colossale Gewicht der auf den Soldaten massenhaft einstürmenden Nachtheile. Von der erwähnten Anzahl der Kranken starben 33,543. Drei deutsche Grenadier-Bataillone, aus den kraftvollsten Leuten, 3500 an der Zahl, zusammengesetzt, wurden im Frühjahre auf eine inselartige, sumpfige Niederung gelagert; gegen Ende Septembers sahen sie sich auf ein Bataillon reducirt, — die übrigen waren entweder todt, oder lagen in den Hospitälern**). — Im Jahre

---

*) Medicina castrensis. — Vide: Commercium litterarium Norimbergense. 1740.

**) Vergl. Bibliothek der neuesten medicinisch-chirurgischen Litteratur, für die Kaiserl. Königl. Feldchirurgen. 1. Bd. Wien, 1789.

1789 stellte Preußen eine Beobachtungs-Armee von 90000 Mann an der böhmischen Gränze, in Schlesien auf, um die Thätigkeit der österreichischen Armee gegen die Türkei zu lähmen. Auch jenes Corps stand ziemlich eng zusammengezogen. Aus der mündlichen Ueberlieferung meines Vaters, der in demselben als Oberchirurg diente, erinnere ich mich des charakteristischen Umstandes, daß, als die preußischen Truppen noch nicht lange in diesen Cantonnements gelagert hatten, ein bösartiges Faul-Fieber unter ihnen in so erschreckendem Umfange ausbrach, daß der commandirende General v. Usedom, ein anerkannt tapferer Husarenoffizier, sich veranlaßt sah in einem Tagesbefehl anzuordnen, „daß das Faulfieber aufhören solle." In der That figurirte von diesem Tage ab kein Faulfieber mehr in den durch dasselbe mißliebig gewordenen Rapporten; es waren andere Krankheits-Namen an die Stelle getreten. — Jedenfalls sprechen dergleichen Thatsachen laut genug dafür, daß man zusammengehäufte Truppenmassen nicht zu lange sollte unkriegerisch stillliegen lassen; selbst auf gesundem Boden, wie z. B. in Schlesien, werden ihre Reihen bald durch ausbrechende Krankheiten mehr, sicherer und mit geringerem Ruhme gelichtet werden, als durch kriegerisches Auftreten in Gefechten. Man sollte glauben, daß die durch einiges Studium der Kriegsgeschichte leicht zu constatirende Wahrheit dieses Satzes bei den Heerführern der heutigen Zeit hinlänglichen Eingang gefunden haben dürfte. „Fortem posse animum et mortis timore carentem" — das wußte schon Juvenal. Doch vergebens warnt die Geschichte!

Aus den bis hierher mitgetheilten Thatsachen, die von einem fleißigen Sammler leicht massenhaft vermehrt werden könnten, ergiebt sich, daß die Ebenen Ungarns wegen der an ihren niedrigen Flußufern ungewöhnlich weit ausgedehnten Moräste die Erzeugung von Sumpffiebern mit ihrem bösen Gefolge in so hohem Grade ausgesetzt sind, als kaum irgend eine andere Gegend Europa's. Selbst die Maremmen Toscana's, die pontinischen Sümpfe u. s. w. können dieser Behauptung nicht gegenüber gestellt werden, denn theils sind sie geringeren Umfanges, theis berühren sie das Meer unmittelbar, für dessen Bewohner sie gleichgültig sind, und endlich werden sie von nahen Gebirgszügen umgränzt, welche die nachtheiligen Dünste auffangen und ihre Uebertragung auf Nachbargegenden erschweren. Wenn Tschudi versichert, daß in Peru Malaria-Fieber noch in einer Höhe von 9000′ über dem Meere auftreten,

so muß man erwägen, daß in der heißen Zone allerdings Verhältnisse obwalten, von denen bei den Karpathen nicht die Rede sein kann, die näher zu untersuchen auch hier der Ort nicht ist. Auf die Bemerkung, daß das Wechselfieber ja auch in den Sandebenen Ungarn's vorkomme, muß man erwidern, daß, außer den genügend erörterten Luftströmungen von den Sümpfen her, die unter der Oberfläche mehr oder weniger tief stagnirenden Wasser auch hier in Betracht gezogen werden müssen, die, durch Erdspalten eingesunken, von Thonlagern aufgehalten werden können, die in Ungarn an vielen Orten weitverbreitet vorkommen. In der Nähe des Vesuv's hat man die Beobachtung gemacht, daß nach Erdbeben nicht selten Wechselfieber-Epidemieen auftreten, und hat hier vulkanische oder electrische Verhältnisse anschuldigen wollen, die man mit einiger Sicherheit durchaus nicht nachzuweisen im Stande ist. Der Wahrheit näher dürfte die Annahme liegen, daß durch die wellenförmigen Boden-Erschütterungen solche Verschiebungen der verschiedenen Erdschichten bewirkt worden, welche eingesunkene und versumpfte Wasser entblößten, oder doch deren Verbindung mit der Atmosphäre vermittelten.

F. J. Fuker*), der eifrige Vertheidiger der Salubrität Ungarn's, gibt zwar die Thatsache zu, daß Heere von Fremden hier den Fiebern erlegen seien; letztere müsse man jedoch als Lager-Fieber betrachten, die in Armeen an allen Orten auftreten können. Hierbei ist nicht erwogen worden, daß Menschen, die genöthigt sind, in einer mit Sumpfdünsten beladenen Atmosphäre zu athmen, dadurch schon an und für sich eine Disposition zur leichteren Aufnahme von Krankheitsstoffen verschiedenster Art erwerben. Jene Lagerfieber traten aber mitunter zuerst in der Form der Sumpf-Wechselfieber auf, zu denen durch Einmischung jener Nachtheile, die von zusammengedrängten Heeresmassen nie zu trennen sind, bösartige Typhusformen hinzukamen, welche nun einen Ansteckungsstoff entwickelten, der das Verderben weithin trug.

Fuker sucht den Umstand zur Geltung zu bringen, daß selbst in den ungesundesten Gegenden Ungarn's sehr alte Menschen gefunden werden. In der That versichert G. H. Kramer**), in Karansebes einen Walachen, der 190 Jahre (?), und einen andern Mann

*) De salubritate et morbis Hungariae. Lipsiae, 1777.

**) l. c.

gefunden zu haben, der 130 Jahre zählte. Hierdurch würde sich aber doch immer nur die altbekannte Wahrheit abermals bewähren, daß einzelne besonders bevorzugte Menschen durch Gewohnheit und fortgesetzte Acclimatisation solchen Nachtheilen der Luft, des Bodens und des Wassers zu trotzen vermögen, denen die Mehrzahl anderer Menschen unterliegen muß. Kann man sich doch bis zu einem gewissen Grade an den Genuß von Arsenik gewöhnen. Thomas Jordanus*), der Feldarzt war, theilt die auffallende Thatsache mit, daß, als das Heer des Kaisers Maximilian II. 1566 bei Comorn durch die ungarische Pest aufgerieben wurde, von den ungarischen Soldaten selbst nur zwei dem fürchterlichen Uebel erlegen seien. T. Cober**) spendet indessen auch den Ungarn das Lob, daß sie damals ihr Lager reinlicher hielten, auch mit dem Trinkwasser vorsichtiger umgingen, namentlich sich nicht auf jede Pfütze gestürzt hätten, um daraus zu trinken, wie die Deutschen thaten, „ad potandum nixi“ welche, ohne sich um den Koth zu kümmern, nicht eher aus dem stygischen Pfuhl zu trinken aufgehört hätten, bis sie durch die Frösche daran gehindert worden seien.

Viel gegründetere Ursache, Ungarn Glück zu wünschen, würde sich ergeben, wenn, wie Fuker behauptet, das Land frei sein sollte von Kropf, Scorbut, Auszehrung, Wassersucht, Hysterie und Milzsucht. Hinsichtlich der letzteren vier Formen würde Fuker heutigen Tages vielleicht ein anderes Urtheil fällen, zumal hinsichtlich der Bewohner größerer Städte.

Was den Scorbut betrifft, so hat der bereits genannte K. K. Feldarzt C. H. Kramer***), eine lehrreiche Dissertation über ihn geschrieben. Er wurde von ihm bei den „in Dacia ripensi“ stationirten österreichischen Truppen im Jahre 1720 heftig grassirend beobachtet. K. beschreibt die Erscheinungen der Krankheit vom niedrigsten bis zum höchsten Grade vollkommen so, wie sie noch heute in unsern Lehrbüchern aufgezählt werden. Auch war Kramer dort zu der Ansicht gelangt, daß Menschen, die

---

*) De part. phenom. Cap. 19.

**) l. c. pag. 39.

***) De Scorbuto Diss. Norimbergae, 1737. Vide: A. Haller, Disputat. ad morborum historiam. T. VI. Lausannae, 1758. Pag. 129 sq.

längere Zeit hindurch Sumpfluft geathmet haben, eine Disposition zum Scorbut bereits in sich tragen. Doch sah er kaum irgend einen Fall desselben, in dem nicht bösartige Wechselfieber vorangegangen waren und öftere Rückfälle gemacht hatten. Im Sommer vorher waren in jeder Compagnie mindestens 24 am Quartanfieber Leidende vorhanden gewesen, die außerdem hernach noch eine ungenügende, schwache Nahrung erhielten. Unter ähnlichen Umständen ist der Scorbut schon bei den im heutigen Ostfriesland und Holland in der Nähe der dortigen Moräste stationirt gewesenen römischen Legionen ausgebrochen. Plinius*) erwähnt dieses so verderblich gewordenen Uebels unter dem Namen Stomacace und Scelotyrbe. Er schreibt es dem Trinken des dortigen Wassers zu.

Seit jener Zeit sind nicht blos Schiffe und belagerte Festungen, sondern auch Landheere da, wo sich die Bedingungen dazu vereinigten, so oft vom „Scharbock" befallen worden, daß sich kein genügender Grund zu dem Versuche finden möchte, die Nachbarländer der Donau eine Ausnahme hiervon machen zu lassen. In so grauenvoller Gestalt ist die Krankheit seit 1250 freilich wohl nicht mehr aufgetreten, wie sie das Heer Ludwig's IX. in Palästina aufrieb; die Beschreibung eines Augenzeugen hiervon, Joinville's**), erregt wahrhaft Haarsträuben. Uebrigens hat sie selbst das Innere von Deutschland nicht immer verschont, und über den Einfluß einer verdorbenen, feuchten, kalten Luft, sowie eines schlechten Trinkwassers auf ihre Hervorbringung, sind weitläuftige Abhandlungen geschrieben worden.

Ungleich mehr an den Boden Ungarns geknüpft als der Scorbut, ist der Hagymaz der Magyaren, die „hirntobende Krankheit", das „giftansteckende Fieber Ungarns" der ältern Autoren. Nach eigenen im Vaterlande angestellten Beobachtungen hat die Erscheinungen der Krankheit früher schon J. G. Schuller***) mit Hülfe seines Lehrers Alberti gut beschrieben. Indessen hatten die durch das Uebel angerichteten ungeheuren Verwüstungen schon im 17. Jahr-

---

*) Histor. mundi. Libr. XXV. Cap. III.

**) Histoire de St. Lovys. pag. 57 sq.

***) De morbo Hungariae Hagymaz, ejusque cura praecipue per specificum, Diss. Halae, 1726. Haller, Disputationes ad morbor. hist. facientes. T. V. pag. 363 sq.

hunderte die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und 1662 beschrieb es Sennert*) bereits. Es muß aber um so genauer in's Auge gefaßt werden, als es nicht blos in Ungarn, sondern längs des Ufers der Donau, durch die Walachei, die Moldau, Bessarabien, bis zum schwarzen Meere hin, auftritt, nur geringe Varianten, je nach der Verschiedenheit des Bodens, des Klima's u. s. w. zeigend.

Schuller räumt ein, daß dieses Fieber seinem Vaterlande endemisch anklebe, zu gewissen Zeiten aber sich zur Epidemie erhebe und zuletzt contagiös werde. Es beginnt mit Hinfälligkeit und Uebelkeiten; in diesem frühen Stadium kann es jedoch noch mit dem ähnlich auftretenden „Tsemer" verwechselt werden, der gefahrlos, oft sogar fieberlos, zu verlaufen pflegt. Es folgt Schaudern, bald darauf wirklicher Frost; nach diesem brennende Hitze, unauslöschlicher Durst, ganz besonders aber ein so ungemein heftiger Kopfschmerz, daß über ihn die Leidenden alle andere Uebel vergessen, bis sie endlich unbesinnlich von activen Delirien befallen werden. Ekel und Widerwillen gegen Speisen besteht von Anfang an, geht aber bald in Magenschmerz über. Dabei wird die Zunge trocken, rissig, schwärzlich belegt, die Lippen sind rauh und heiß, die Gesichtsfarbe bleich oder livide. Eine ängstende Beweglichkeit befällt entweder den ganzen Körper, oder nur einzelne Glieder wechselweise. Das Athemholen wird schnell, beschwerlich, der Athem übelriechend und kühl. Der Puls variirt ungemein; bald scheint er dem normalen ähnlich, bald schlägt er sehr schnell, klein, aussetzend, im ersten Stadium mitunter voll und tumultuarisch. Abends folgt fast stets Verschlimmerung aller Erscheinungen. Der Ausgang in Genesung kündigt sich in der Regel durch vermehrte Thätigkeit der bis dahin trocken gewesenen Haut an; bedenklicher ist das Hervorbrechen von Drüsengeschwülsten in der Gegend des Ohres, der Achselhöhle und der Leisten, — welches jedoch hier und da eine wohlthätige Krise eingeleitet haben soll. Am schlimmsten sind Blutflüsse aus der Nase, dem Zahnfleische, verbunden mit Blutflecken in der Haut (Petechien). Der Typhus, welcher sich während des Revolutionskrieges von 1848—49 entwickelte, war ein solcher Typhus exanthematicus.

---

*) De morbo hungarico siwe castrensi. Diss. Viteberg. 1662.

Wenn sich hiermit Erlöschen des Glanzes der Augen, Verfall der Gesichtszüge, passives Delirium und Flockenlesen mit den Händen verbindet, so ist der Ausgang fast immer unglücklich. Gegen diesen schützen jugendliche Kraft und Vollblütigkeit nicht; Individuen, in denen diese obwalten, werden vielmehr am heftigsten ergriffen und laufen die meiste Gefahr.

Die Krankheit ist jedenfalls in bedeutendem Grade lebensgefährlich; doch treten ihre Epidemieen in verschiedenen Jahren milder oder bösartiger auf, je nach der gleichzeitig einhergehenden Constitutio annua, der höheren oder niederen Lufttemperatur, den Lebensverhältnissen der Ergriffenen u. s. w. Für diese ist geringe Aussicht zur Genesung vorhanden, sofern sie in ein mit Kranken bereits beladenes Hospital versetzt werden, deren Ausdünstungsstoffe die Luft noch mehr verpestet hatten, als die Atmosphäre es war, durch deren Einathmen das Leiden ursprünglich in der Regel hervorgerufen wurde. Die Untersuchungen, welche Moscati mit der Luft der Krankensäle des großen Hospitals zu Mailand ungefähr zu gleicher Zeit mit den in sumpfigen Reisfeldern angestellten vornahm, ergaben in ihren Resultaten eine große Aehnlichkeit.

Jener Typhus kann aber auch im ersten Stadium ein remittirendes Fieber sein, dessen einzelne Anfälle, mit schwachem Nachlasse, mehr und mehr in einander übergehend (Febris subintrans), in kurzer Frist ein anhaltendes Fieber darstellen. Das Auftreten des letzteren schließt übrigens keineswegs das gleichzeitige Bestehen der Wechselfieber in demselben Landstriche aus, wie man dies in anderen Klimaten beobachtet haben will; man findet also zu gleicher Zeit an demselben Orte die durch Sumpfluft veranlaßten Fieber mit verschiedenem Typus, dem Grade und der Bösartigkeit nach weit von einander liegend, vor. Es sind aber besonders die bösartigeren Formen des Wechselfiebers, von denen namentlich Fremdlinge in jenen Donauländern ergriffen zu werden pflegen. Neuere Schriftsteller haben sie unter dem Namen des Hemitritaeus Daciae specieller beschrieben. Sie haben in den ungarischen, walachischen und bessarabischen Ebenen eine so große Aehnlichkeit des Auftretens, daß sie sich in ihren allgemeinen Zügen allenthalben leicht wieder erkennen lassen. Wohl aber können abweichende Bodenverhältnisse, Eigenthümlichkeit der Lebensweise, sowie die periodisch und jährlich wechselnde Constitution der Atmosphäre Verschiedenheiten

bedingen, deren Beurtheilung mitunter auf nicht geringe Schwierigkeiten stößt. Am lebensgefährlichsten sind die Formen, zu welchen sich Schlagflußanfälle oder Hirnbetäubung leicht hinzugesellen. Der durch schlechte Nahrung und Strapazen erschöpfte fremde Soldat, den man nöthigt, nach einem heißen Tage die Nacht hindurch auf einem kalten, feuchten Boden im Freien zu schlafen, wird dort wahrscheinlich den bösartigen Typhus in derselben Zeit davontragen, wo der wohlhabende, ein höher gelegenes Stockwerk bewohnende, gutgenährte Eingeborene höchstens das Wechselfieber bekommt. Wahrscheinlich kann aber letzteres an den Donausümpfen durch Unvorsichtigkeiten zum remittirenden, später endlich zum anhaltenden Fieber gesteigert werden, wie dies auch schon in der Nähe meines Wohnortes, an den Ufern der unteren Sieg, mitunter geschieht. Wo nun eine Anzahl von Menschen zugleich von dem ungarischen Typhus epidemisch heimgesucht wird, entwickelt sich in ihnen aus dem Conflux zwischen dem in den Organism eingedrungenen Miasma und der Reaction jenes, welcher sich bestrebt, das eingedrungene Fremdartige auszustoßen, ein Ansteckungsstoff. Dieser, in die den Kranken umgebende Atmosphäre übergegangen, kann auf die, welche die letztere einathmen, übertragen werden. Von diesem Augenblicke an, dessen Herannahen durch das Zusammenleben mehrerer Kranken in dem nämlichen geschlossenen Raume, z. B. in Krankenhäusern, sehr befördert wird, ist die Krankheit also eine contagiöse, zugleich somit ihre Weiterverbreitung in hohem Grade begünstigt.

Es kam hier nur darauf an, dieses so oft furchtbar zerstörend gewordene Fieber in seinen allgemeinsten Zügen zu skizziren, nicht aber systematisch zu beschreiben. Uebergangen durfte es um so weniger werden, als man es wohl mit größerem Recht ein „Donau-Fieber", als ein ungarisches, walachisches oder bessarabisches nennen könnte, — wenn dergleichen den Ländern entnommene Krankheitsbenennungen überhaupt einen wissenschaftlichen Werth hätten.

Das aber darf nicht übergangen werden, daß eine genauere Kenntnißnahme von dem ungarischen oder moldo-walachischen Typhus seine nahe Verwandtschaft mit dem sogenannten Lager-, Gefängniß-, Schiffs-Fieber, dem Hospital-Typhus, nicht verkennen läßt. Die Schriftsteller sind mithin vollkommen im Rechte, welche, von Sen-

nert her, diese Krankheitsformen in die nämliche Klasse zusammenstellen.

Der Kriegstyphus, das Hospitalfieber, wie es im September und Oktober 1813 in Böhmen und an anderen Orten auftrat, findet sich in den exacteren Beschreibungen des Hagymaz deutlich abgespiegelt. Die Krankheit wurde damals mehr wie zwei Drittheilen der davon Befallenen tödtlich. Da ich sie aber in der erwähnten Zeit zu Jung-Bunzlau in Böhmen persönlich überstanden habe, so steht mir das Urtheil zu, daß die oben hervorgehobene Gruppe von Krankheits-Erscheinungen sich damals auch in Böhmen wiederfand. Nur die in Ungarn häufig beobachtete Cardialgie fehlte, oder beschränkte sich auf Uebelkeiten und Widerwillen gegen jede Nahrung. Das Symptom, welches in Ungarn als das am meisten charakteristische angesehen wird, der wahrhaft furchtbare Kopfschmerz, quälte die Kranken ebenso in Böhmen. Ich erinnere mich vollkommen deutlich, daß ich damals meinen Kopfschmerz mit der Empfindung verglich, die ein Mensch haben müsse, dem die häutigen Decken des Schädels unaufhörlich von neuem abgezogen, oder scalpirt würden. Sie dauerte bis zu dem glücklichen Augenblicke fort, welcher jede Empfindung und Besinnung aufhob. Mir blieb damals kein Zweifel übrig, daß ich mit meinen Leidensgefährten an einer Entzündung der weichen Hirnhäute, einer Meningitis litt, daß wir es also mit einem Cerebraltyphus zu thun hatten. Die Ansteckung war aus einem Transport von 80 typhuskranken Russen hervorgegangen, unter denen sich fünf befanden, deren vom Brande ergriffene Füße ich zu untersuchen beauftragt worden war. Ihre Krankheit verbreitete sich in kurzer Zeit auf fast sämmtliche Bewohner des geräumigen Hospitals, jedoch so, daß die Verwundeten in derselben Periode vom Hospitalbrande befallen wurden, die den an inneren Krankheiten Leidenden den Typhus brachte. Jene befanden sich aber darum keineswegs in geringerer Lebensgefahr. — Ganz ähnliche Scenen hat man auch in Ungarn während des letzten traurigen Revolutionskrieges erlebt; ähnliche Verhältnisse werden jedoch allenthalben stets ähnliche Folgen herbeiziehen.

Das Specificum gegen das ungarische Fieber, dessen Schuller auf dem Titel seiner Dissertation erwähnt, ist nichts anderes als der Hauhechel (Ononis spinosa). Die Pflanze soll in Ungarn bei dem Volke den Namen „Hagymaz-Kraut" führen. Sie wird, unter

Hinzufügung von Gewürznelken und einer Zwiebel, mit edlem Wein täglich frisch gekocht, das Decoct aber zum Waschen des Kopfes, auch zu Umschlägen um die Gelenke und zum Reiben der Glieder benutzt. Man sieht leicht, daß das Wirksame in diesem Volksmittel wohl nur der Ungar-Wein sein kann, der im Stadium des Torpor's sich soweit belebend äußern mag, als dies von einem äußerlich benutzten Mittel überhaupt erwartet werden darf.

Ein anderes, gewiß ungleich wirksameres Volksmittel, bildet der karpathische Balsam. Man destillirt, um ihn zu erhalten, die jungen Spitzen der Tannenzweige in den Gebirgen und erhält also eine Flüssigkeit, die großentheils aus Terpenthinöl besteht. Man braucht sie nach Milleter u. A. innerlich besonders gegen Stockungen in der Leber, der Milz und den Nieren, zu 7—9 Tropfen in Branntwein oder Weingeist. Wir haben hier also ein den mit Recht gerühmten Tropfen von Durande ähnliches auflösendes Mittel, welche da, wo diese angezeigt sein würden, ihren Nutzen bringen können. Die Ungarn benutzen den Balsam auch gegen Schleimflüsse oft mit Vortheil, richten aber durch seine zu weit getriebene Anwendung nicht selten Schaden an. Das Einreiben desselben gegen Rheumatismen und bei kalten Geschwülsten läßt sich mehr rechtfertigen. Der weitausgedehnte verschiedenartige Gebrauch, den man gegenwärtig in Deutschland von den Kiefernadeln macht, findet also sein Vorbild zum Theil in den Karpathen.

Da das Wechselfieber in manchen sumpfigen Ebenen fast nie verschwindet, obgleich es im Spätsommer und Herbst am heftigsten, im Winter am mildesten auftritt, so finden sich auch Anschwellungen der Milz und der Leber, besonders der ersteren, in Folge dessen, besonders nach Quartanfiebern, häufig. — In Kaschau (Kassa, Cassovia), der ansehnlichsten Stadt Oberungarn's, kommen jene sogenannten Fieberkuchen von ungewöhnlicher Ausdehnung vor. Man hat sie deshalb den Porcellus cassoviensis genannt.

Die Ruhr, welche um dieselbe Jahreszeit nicht selten epidemisch herrscht, dürfte dem ungemein raschen Temperaturwechsel der Ebenen, mit den daraus entspringenden Erkältungen, am meisten zuzuschreiben sein. Der Bauer geht deshalb, selbst im heißen Sommer, ohne seine Bunda nicht gern aus. Wer aber auf dem feuchten Boden

einschläft, oder gar die Nacht hindurch bivouacquirt, wird entweder Wechselfieber oder Ruhr zu erwarten haben.

Tsómór ist der richtigere Name für die oben unter dem Ausdruck Tsemer kurz erwähnte Krankheit. J. Milleter*) hat ihrer Beschreibung eine eigene Dissertation gewidmet. Sie besteht aus einem fieberlosen gastrischen Leiden, Magendrücken, Neigung zum Erbrechen, Durchfall u. dergl., in der Regel durch Uebermaß im Genusse schwer verdaulicher Speisen hervorgebracht. Charakteristisch treten jedoch Geschwülste an vielen Stellen des Körpers, besonders an den Handgelenken, hervor, die mit Ueberbeinen Aehnlichkeit haben sollen. Hieraus ist der Name des Uebels, von dem magyarischen „tsómó“ ein Knoten, hervorgegangen. Das an vielen Orten, z. B. in Szegedin, gebräuchliche Volksmittel besteht im Reiben und Kneten des Rückens mit zerlassener Butter, in welcher der unvermeidliche Knoblauch zugleich seine Rolle spielt, oder auch mit dem Saft des letzteren und Essig. Gewöhnlich wird die Arbeit an dem auf dem Bauche hingestreckten Leidenden durch eine alte Frau vorgenommen; sie muß Schmerz veranlassen. Ist dies nicht genügend, so tritt man den entblößten Rücken sogar mit Füßen. — Auffallend erscheint es, daß man in China zu ähnlichen Gebräuchen die Zuflucht nimmt. Wenn der Sohn des Himmels seinen Leib zu sehr mit irdischen Speisen angefüllt hat, so läßt er sich auf dem Boden herumrollen und wälzen, auch den Rücken mit Instrumenten verschiedener Form bearbeiten. Charakteristisch ist es ferner, daß der Chinese sich während einer Trauerzeit nicht rollen lassen darf; er muß die Strafe seiner Völlerei dann in Geduld tragen. — Man könnte hierbei vielleicht an die ursprüngliche mongolische Abkunft der Magyaren denken.

Der ungarische Bauer liebt schwer verdauliche, fette Mehlspeisen, er genießt außerdem fettes Schweinfleisch und ebenso fette Fische in Menge; auch trinkt er dazu den wohlfeilen, herben jungen Wein häufig, der in dieser geringen Qualität dort immer noch feurig ist. Wasser-Melonen, Gurken und ähnliche kühlende Früchte werden während der warmen Jahreszeit in unglaublicher Quantität consumirt. Man kann sich hiervon bequem überzeugen,

---

*) De morbo Tsómór Hungariae endemico. Leidae, 1717. — In Haller's Beiträgen. IV. 585.

wenn man auf dem Quai zu Pesth beobachtet, wie schnell die dort zum Verkaufe aufgespeicherten Melonen verschwinden. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß der Stamm der ungarischen Raizen, welcher nach dem griechischen Ritus einen ansehnlichen Theil des Jahres hindurch fasten muß, im Allgemeinen kräftiger und gesunder ist, als der der Magyaren, der sich zudem durch Reinlichkeit nicht immer auszeichnet. Bei diesen mögen also die gastrischen Beschwerden ganz naturgemäß vorwalten, welche sie Tsómór nennen; eben deshalb bezeichnen sie vielleicht auch die Körperleiden, welche weder kalte noch hitzige Fieber sind, durchschnittlich mit geringer Ausnahme durch den nämlichen Ausdruck. — Daß der Weichselzopf nach den Zeugnissen von Vicat und Cartheuser hier und da noch vorkommt, kann nur den aufgezählten diätetischen Uebelständen seinen Grund verdanken. Die ungewöhnlich ausgedehnten Verwüstungen, welche die asiatische Cholera bei ihrem Auftreten in den Donauländern veranlaßte, dürften ähnlichen Ursachen zum Theil zugeschrieben werden müssen.

Die die Vorhügel der Karpathen von einer mäßigen Höhe aufwärts Bewohnenden sind von den bösen Fiebern frei. Die das Land nach verschiedenen Richtungen durchziehenden Gebirge bringen die große Wohlthat, daß sie bestimmte Luftströmungen, mit ihnen auch die Sumpfausdünstungen auffangen und dadurch ganze Landschaften zu gesunden Wohnsitzen machen. Die Gebirgsbewohner können sich bei dem Kropfe, mit dem sie gleichsam im Austausche gegen die Fieber der Ebene nicht selten behaftet sind, allenfalls beruhigen.

So ist es denn erklärlich, daß der habituelle Gesundheitszustand der Donauländer ein sehr verschiedenartiger sein müsse, je nach der Lage des Ortes. Man hat sehr unrecht gehabt, das Land in allgemeinen Ausdrücken entweder als nachtheilig, oder als wohlthätig für die Gesundheit charakterisiren zu wollen. Daß aber Fremde, auch wenn sie nicht zu militärischen Zwecken anwesend sind, den Nachtheilen eher unterliegen werden, als die an sie gewöhnten Eingeborenen, wiederholt sich auch in andern Ländern allenthalben. Der Grundsatz, nach welchem Reisende sich in fremden Ländern mit ihrer Lebensweise im Allgemeinen möglichst nach der der Einwohner des Landes richten sollen, verlangt für diese Länder eine Ausnahme, namentlich in

Hinsicht der unteren Klassen derselben. Ueberhaupt findet jener Satz seine wahre Geltung erst in weiter südlich gelegenen Theilen Europa's, deren Mäßigkeit in Genüssen aller Art der Fremde sich dort anzueignen suchen sollte. Für ihn gehört in den Ebenen Ungarn's die Wahl einer hochgelegenen, nach Osten oder Westen gerichteten Wohnung, Vorsicht im Genusse des feurigen Weines und der stark kühlenden Früchte, Vermeiden der schwer verdaulichen zu fetten Speisen, zu den Lebensfragen.

X.

Vorschläge zur Vermeidung von Krankheiten auf Reisen oder Märschen durch die Ebenen der Donauländer.

Schon die klare Erkenntniß der Natur eines Zustandes, mag er ein nachtheiliger oder ein erfreulicher sein, ist als ein wesentliches Mittel zu betrachten, sich vor dem Schaden zu hüten, der aus jenem erwachsen kann. Deshalb sind die Eigenschaften der Sumpfluft oben ausführlicher behandelt worden, als es sonst in Reisewerken zu geschehen pflegt. Reisende, welche sich an der mittlern und untern Donau, an einem großen Theile der Ufer des schwarzen Meeres und der Krim, in wüst liegenden Gegenden des östlichen Europa's oder des westlichen Asien's aufzuhalten beabsichtigen, werden aber außerdem wohl thun, die folgenden Vorschläge, soviel es die Natur der Local-Verhältnisse irgend gestattet, möglichst zur Ausführung zu bringen. Oft genug werden sich der letzteren unübersteigliche Hindernisse entgegenstellen; eben so oft sind indessen auch Geringschätzung der Gefahr, Unkenntniß derselben, Vorurtheil oder Leichtsinn, die Ursache von klimatischen Krankheiten geworden, deren Verhütung sehr wohl möglich gewesen wäre.

1. Wem es vergönnt ist, gewisse Reise-Vorbereitungen voranschicken zu können, sollte diese in keiner Weise vernachlässigen. Kränkelnde werden z. B. wohl thun, ihre Gesundheit vorher möglichst herzustellen. Auch durch Vermeiden von Excessen muß dem Körper sein normales Kraftmaaß erhalten werden. Man hat zwar behauptet, daß der Aufenthalt in feuchtwarmen Sumpfländern Brustkranken wohlthätig sei; neuere Untersuchungen haben indessen gelehrt, daß man hierin viel zu weit gegangen war. Der heilsame Einfluß einer feuchtwarmen, möglichst geringen Temperatur-Schwankungen ausgesetzten Atmosphäre darf nicht durch Sumpf-Miasmen herabgesetzt oder gar vernichtet werden.

Auf Bequemlichkeiten des Lebens muß der, welcher seine Reise nicht etwa blos auf einige Hauptstädte des Orient's beschränken will, in hohem Grade verzichten. Man hat deshalb scherzweise empfohlen, in dem Reise-Apparate einen „Schmachtriemen" nicht zu vergessen. Die türkischen Chans bieten freilich selten genießbare Gegenstände dar; schon ein Kamin, auf dem ein Feuer angezündet werden kann, findet sich nicht immer. Hinsichtlich der Lebensmittel rathe ich, sich mit Bouillon-Tafeln (die ich in Wien vollkommener als irgend anderswo angetroffen habe), mit Chocolate, Zucker, Thee, Salep-Pulver, echtem Sago u. dgl. zu versorgen. Selbst Salz und Pfeffer sind nicht zu vergessen. Wer die Speisen nicht mit den Fingern zum Munde führen will, muß ein Tafel-Besteck und einen Becher bei sich führen. Kaffe und Tabak finden sich allenthalben; Thee jedoch nirgends. Wem spirituöse Getränke unentbehrlich sind, wird Cognac oder Rum mit sich führen müssen, um mit warmem Wasser und Zucker daraus Grog zu bereiten, dessen mäßiger Genuß in feucht-kalter Atmosphäre hier und da nützlich werden kann. In der Auswahl des Trinkwassers sei man äußerst vorsichtig. Wenn das Vorgefundene auch nicht immer die acht Qualitäten in sich vereinigt, welche der Orientale von ihm fordert, um es für preiswürdig zu erklären, so darf es doch nie ein stagnirendes sein.

Ein unschädliches brauchbares Trinkwasser muß klar und durchsichtig, frei von unangenehmem Geruch und Geschmack, — letzterer muß vielmehr erfrischend und kühlend sein. Wenn man es ruhig stehen läßt, so müssen sich kleine Bläschen an den Rand des Gefäßes ansetzen; ein hierbei gebildeter schleimiger, schlammiger Niederschlag deutet auf Verunreinigung mit organischen Substanzen. — Die sicherste Gewähr gegen nachtheilige Beimischung gewährt freilich die chemische Untersuchung. Auf einer Reise oder einem Marsche kann wohl nur in der Regel höchstens von einer solchen die Rede sein, die sich ohne Zeitverlust und ohne weitläuftige Apparate ausführen läßt. Wenn die Farbe von hineingeworfenem Lakmus- und Curcuma-Papier nicht verändert wird, so ist dies schon als ein beruhigendes Resultat anzusehen. Organische Beimischungen pflanzlicher oder thierischer Art, die sich nicht durch Geschmack oder Geruch zu erkennen geben, kann man leicht nachweisen durch Hinzutröpfeln einiger Tropfen einer Auflösung von salpetersaurem Sil-

beroxyd oder chlorsaurem Gold; bei ersterem Versuche entsteht eine violette Trübung und es fallen später schwarze Flocken nieder, — bei dem Versuche mit der Goldlösung wird das Wasser bräunlich, dann bläulich-violet.

Sehr kaltes Brunnenwasser darf während noch bestehender Körpererhitzung nur in den Magen gebracht werden, nachdem es in dem Munde wiederholt hin und her bewegt worden ist. Will man lagernde Truppen mit dem fehlenden Brunnenwasser versorgen, so muß man vor ihrer Ankunft in der Nähe Brunnen graben lassen, deren Tiefe jedoch, nach der Verschiedenartigkeit des Bodens, mehr oder weniger ansehnlich sein soll, — wo möglich bis zu einem etwa unten liegenden Thonboden.

Befindet man sich in der unangenehmen Nothwendigkeit, verunreinigtes Wasser benutzen zu müssen, so darf dies nur geschehen, nachdem man wirksame Reinigungs-Mittel in Anwendung gebracht hat. — Als ein solches wird das Filtriren durch gut ausgeglühte, frische, gepulverte Holzkohle benutzt, indem man es hernach noch durch reinen Kiessand laufen läßt, welcher die vom Wasser aufgenommenen Kohlentheilchen wieder ausscheidet. Leider ist eine solche Procedur zeitraubend, auch sind Kohle und Sand nicht immer zur Stelle. Heeres-Abtheilungen, die im Voraus wissen, daß sie durch Sumpfgegenden marschiren müssen, sollten indessen wenigstens die leichten Holzkohlen mit sich führen, oder sie an solchen Lagerstellen, wo Holz zu haben ist, schnell und frisch bereiten. — Durch Kochen des Wassers darf man hoffen, organische Beimischungen aus ihm niederzufällen, besonders wenn man vorher ein geringes Quantum von Schwefelsäure hinzugemischt hatte. Das gekochte Wasser muß freilich vor dem Gebrauche noch filtrirt werden. — Manganoxyd soll nach Perinet das Wasser reinigen, oder es auch vor dem Verderben bewahren. Zu letzterem Zwecke werden die Wasserfässer der Seeschiffe inwendig verkohlt. — Muß man Wasser der Flüsse oder Seeen benutzen, so soll man es fern von den Ufern schöpfen lassen. — Fades Trinkwasser aus Cisternen verbessert man durch Hinzusetzen von etwas Branntwein (gewöhnlich Anisette) oder Citronensaft.

An Arzneien kann man vor allen Dingen Chinin-Pulver, dann einige Vomitive, etwas Opium-Tinctur, Rhabarber-Pulver, Chamillen- oder Pfeffermünz-Thee mitnehmen.

Warme wollene Kleidungsstücke und eine gute wollene Decke sind sehr nöthig, wenn man es nicht vermeiden kann, während der Nacht, oder in der frühen Morgenkühle unterwegs zu sein, oder wenn man den Schlaf im Freien, etwa unter einer Veranda, an den Stamm einer dicht belaubten Platane gelehnt u. dgl., dem im Innern eines von Ungeziefer oft wimmelnden Chans vorzuziehen gedenkt.

Da man häufig nur zu Pferde fortkommen kann, so ist ein eigner Sattel höchst wünschenswerth, den man am vortheilhaftesten in Pesth erhandelt. Die Sättel der türkischen Pferde-Verleiher haben für den an sie nicht Gewöhnten hautschindende Wirkung.

2. Das Uebernachten unter freiem Himmel ist in warmen Klimaten, wegen des auffallenderen Temperaturwechsels und des starken nächtlichen Thaues, noch gefährlicher, als in der gemäßigten und kalten Zone. Der abgehärtete Russe, welcher, in seinen Pelz gehüllt, in seinem Vaterlande ungefährdet auf dem Schnee schlafen konnte, entgeht bösartigen Fiebern nicht leicht, wenn er an den Ufern der untern Donau die Nacht unter freiem Himmel zubringt. Hier ist es mithin sehr empfehlenswerth, ein Zelt aus wasserdichtem Segeltuche mit sich zu führen. Doch dürfen in einem solchen Zelte nicht zu viele Menschen neben einander übernachten. Die Augenblicke des Niedersinkens und des Aufgehens der Sonne sind mit Bezug auf Sumpfausdünstungen die gefährlichsten.

Die Lagerstelle selbst muß unter solchen Umständen möglichst trocken und über die Bodenfläche erhaben sein. Man hat schon viel gewonnen, wenn man Strohbündel, trockenes Gesträuch oder Holz unterbreiten kann. Ist es thunlich, ein höheres Gestell von Holz aufzuschlagen, um auf ihm das Lagergeräth anzubringen, so würde dies vorzuziehen sein. Nach der Seite zu, von woher die Luftströmung Sumpfdünste herantreibt, sollte man Matten, Decken, Mäntel oder Gesträuche aufhangen, durch welche jene möglichst aufgefangen werden können. Es ist zugleich rathsam, den Kopf und das Gesicht mit einem Tuche zu umhüllen, durch welches die Sumpfluft gleichsam filtrirt wird, ehe sie in die Mundspalte oder in die Nasenöffnungen einzudringen vermag. Sollte der Körper noch von der Tageshitze her mit Schweiß bedeckt sein, so sollte man ihn bei einer langsamen Körperbewegung erst trocken werden lassen, ehe man sich während der nächtlichen Kühle zur Ruhe niederlegt. Das Ab-

reiben der durchfeuchteten Haut mit einem erwärmten wollenen oder baumwollenen Tuche ist, ebenso wie das Wechseln der Wäsche, empfehlenswerth. — Am Morgen muß man vor dem Aufbruche ein warmes Frühstück zu sich genommen haben; der Körper unterliegt bei nüchternem Magen den Nachtheilen der Sumpfluft oder der Miasmen überhaupt notorisch viel leichter.

3. Das Anzünden von Feuern zur Zerstörung von miasmatischen und contagiösen Stoffen ist schon in den ältesten Zeiten, nicht ohne Nutzen ausgeführt worden. Die Lagerstätte sollte freilich soviel wie möglich nach dem Zuge der Luftströmung eingerichtet werden, welche an dem Orte vorzuherrschen pflegt, dergestalt, daß die bösen Dünste von dem Lager abgehalten oder fortgetrieben werden, — und ebenso muß das letztere nicht auf gleicher Höhe mit der Sumpfgegend, oder gar in einer Vertiefung des Bodens, angebracht werden; die Seitenwand einer Erhebung des Terrain's, eines Hügels, wenn sie vorhanden, ist dazu gerathener. Die russischen Offiziere haben hier und da Gräben auswerfen lassen, um in diesen gegen die nächtliche Kälte besser geschützt zu sein; da sich aber die Feuchtigkeit der Umgegend in diesen Vertiefungen ansammelt, auch in dem aufgegrabenen Boden häufig organische Reste vorhanden sind, die sich in der Zersetzung befinden, so entstehen daraus nicht selten Krankheiten. Aehnliches erfährt man auch in den Laufgräben vor belagerten Festungen. Das Schlafen in den Erdhöhlen, welche sich unter den Hütten der Moldo-Walachen, der Tartaren und der Bulgaren vorzufinden pflegen, sind von Solchen, die an einen dergleichen Aufenthalt nicht gewöhnt sind, durchaus zu meiden. — Wo aber während des Schlafes unter freiem Himmel, oder auch bei der Lagerung am Tage, das Andringen böser Bodenausdünstungen sich durchaus nicht vermeiden läßt, da empfehlen sich die Feuer der Alten auch heute noch in hohem Grade, wenn sie, unter Berücksichtigung des obwaltenden Luftzuges, richtig zwischen dem ausdünstenden Boden und den lagernden Menschen angebracht werden. Hr. Ramel*) benutzte dazu die Construction von Erdöfen, die indessen nur bei längerem Aufenthalte an demselben Orte, die auf sie verwendete Mühe belohnen werden. Müssen daher die Feuer auf dem bloßen Boden angezündet werden, so kann der von ihnen auf-

---

*) A. a. O. S. 306.

steigende Rauch den gelagerten Menschen lästig werden. Aber eine solche Unannehmlichkeit wird zehnfach durch den Vortheil aufgewogen, das Einathmen der Sumpfluft vermieden zu haben. Vieles wird hierbei freilich von der Wahl des Feuerungs-Materials abhängig bleiben. Steinkohlen, Braunkohlen und Torf sind verwerflich; niedrige Sträucher und das trockene hohe Gras der Steppe bilden widrige Schmauchfeuer. Holzscheite von irgend einem Nadelholz empfehlen sich, wo sie zu haben, am meisten. Die Alten zogen den Wachholder hierzu vor, wahrscheinlich wegen seiner aromatischen Ausdünstung. — Wenn lagernde Heeres-Abtheilungen in solchen Gegenden abkochen sollen, werden die Feuer mit Rücksicht auf jene Umstände angelegt werden müssen.

4. Im Falle der Aufenthalt in einer Sumpfgegend längere Zeit hindurch andauern soll, muß man die Lagerstelle so wählen, daß, wo möglich, ein Wald, Gebüsch, oder mindestens einige Reihen von Bäumen zwischen jener und der ausdünstenden Gegend sich befinden. Ist dies unmöglich, und würde sich der Aufenthalt voraussichtlich auf eine Anzahl von Wochen oder mehrere Monate ausdehnen, auch die Jahreszeit dazu günstig sein, so sollte man nicht versäumen, am Rande des Sumpfes schnell in die Höhe wachsende Pflanzen anzusäen. Hierzu hat sich die gewöhnliche Sonnenblume (Helianthus annuus) bereits als tauglich bewährt. Für eine kurze Aufenthaltszeit würde man auch belaubte Zweige von Bäumen abhauen, herbeiführen, und zwischen dem Lager und dem Sumpfe mit Nutzen aufthürmen lassen können. So lange das Laub grün bleibt, wirkt es erfahrungsgemäß luftverbessernd.

5. Bei längerem Aufenthalte in einer solchen verdächtigen Gegend und überhaupt während des Einflusses von Unbilden der Witterung, muß für eine leicht verdauliche, kräftige Nahrung stets Sorge getragen werden. Die englischen Aerzte behaupteten, während des Krim-Krieges die bösartigen Krankheiten verschwinden gesehen zu haben, seitdem man den Soldaten nahrhaftes Fleisch und gutes Bier täglich verabreichen konnte. Unter ähnlichen Umständen haben sich stets dieselben Erfahrungen wiederholt. Ist guter Wein zu beschaffen, so würde sein mäßiger Genuß hier ganz besonders am rechten Orte sein. Auch ist es dann empfehlenswerth, den Speisen etwas mehr Gewürz als gewöhnlich hinzuzusetzen. Da bei längerem Aufenthalte in Sumpfgegenden sich Scorbut und ihm verwandte

Uebel bekanntlich nicht selten entwickeln, so sollte man, um dem entgegenzutreten, täglich frisches Fleisch und grüne Gemüse herbeischaffen. Den letzteren kann man Sauerampher, Fenchel, Kümmel, Anis mit Vortheil zusetzen, auch frischen Citronensaft, Wein oder Branntwein und Zucker unter das Getränk mischen. Die hier überhaupt so nützlichen vegetabilischen und mineralischen Säuren müssen jedoch, wenn Neigung zu Diarrhöen vorwaltet, gemieden werden. Dem gesalzenen Fleische ist das geräucherte vorzuziehen und wo keine grünen Gemüse zu haben sind, empfehlen sich die jetzt gebräuchlichen comprimirten. Wassermelonen, Gurken und ähnliche saftreiche Früchte, welche während der heißen Jahreszeit zum übermäßigen Genusse leicht anlocken, dürfen nur mit besonderer Vorsicht und in geringen Quantitäten genossen werden. Namentlich sind die Wassermelonen den Ausländern häufig schon verderblich geworden.

6. Stets unterhaltene Reinlichkeit des Körpers und der Kleider ist zwar als wesentliches Hülfsmittel, den Ausbruch von Krankheiten zu verhüten, hinreichend anerkannt. Dennoch wird sie bei manchen Völkern, nicht bloß in ihren unteren Schichten, gar sehr vernachlässigt; sie durfte deshalb nicht unerwähnt bleiben. Bei den Armeen kann man hierauf nicht genug aufmerksam sein. Der Neapolitaner L. A. Portius*), welcher als Feldarzt in der österreichischen Armee diente, behauptet, daß die Türken in Ungarn weniger von bösen Krankheiten gelitten hätten, weil sie täglich wiederholt Waschungen des Körpers vornahmen. Er empfiehlt außerdem das Abreiben des Körpers und des Kopfes mit trockenen Tüchern, so oft nach Märschen und starken Körperanstrengungen die Haut mit Schweiß bedeckt ist.

Bäder sollten auf dergleichen Märschen und Reisen häufig in Anwendung gebracht werden, sofern sich das dazu passende Wasser vorfindet. Fließt ein Strom in der Nähe, so wird in der warmen Jahreszeit seine Benutzung hierzu am nächsten liegen. Das kalte Bad mahnt aber zur steten Vorsicht hinsichtlich des Vermeidens eines zu jähen Wechsels der Temperatur. Der schnelle Tod des

---

*) De militis in castris sanitate tuenda. Lugdani Batav. 1741. pag. 21 et 103.

Kaisers Friedrich Barbarossa im Cydnus und hundert ähnliche abschreckende Beispiele sollten stets in der Erinnerung leben. Man soll sich also nie beeilen, den erhitzten, vielleicht noch von Schweiß triefenden Körper zu früh in den kalten Fluß zu tauchen. Selbst schon das Waschen des staubbedeckten, erhitzten Gesichtes mit kaltem Wasser erzeugt häufig Augenentzündungen. In der kälteren Jahreszeit sind lauwarme Bäder da zu benutzen, wo sich Anstalten der Art vorfinden oder einrichten lassen. Das Frottiren des Körpers im Bade mit Hülfe von groben Tüchern, Bürsten, Seife, ist den zur Erkältung Geneigten dringend anzurathen. In Sumpfgegenden, oder wo epidemische Krankheiten herrschen, ist das tägliche Abreiben des Körpers mit warmem Essig empfehlenswerth.

7. Befindet man sich in der Nothwendigkeit, Luft einathmen zu müssen, welche schädliche Beimischungen enthält, so kann man mit Nutzen evaporirende Dinge im Munde halten, durch deren Ausdünstungen Miasmen möglicherweise neutralisirt werden. Bekannt genug sind zu diesem Zwecke mancherlei Substanzen, welche ätherische Oele enthalten, z. B. überzuckerte Calmuswurzel, Pomeranzen-Schalen, Pfeffermünzkuchen, Kamferplätzchen u. dergl. Unter dem Namen „Cachou aromatisé“ brachte ein Apotheker William Johns zu London eine solche Substanz in den Handel, die sich viel Anerkennung erworben hat; sie wird zu Tübingen noch preiswürdiger bereitet. — Die Eingeborenen Ostindien's kauen an vielen Orten häufig die scharfen Blätter des Betel-Pfeffers, in welche die aromatische Areca-Nuß, mit etwas Austernschalen-Kalk versetzt, eingewickelt worden war. Dieser weit verbreitete Gebrauch hat sich in jenen heißen Ländern vielleicht nur dadurch einbürgern können, daß auf diesem Wege die Nachtheile des Einathmens von Zersetzungsstoffen vermindert werden. In der That schreibt Peron*) die Erhaltung seiner guten Gesundheit während einer langen und mühseligen Reise dem Umstande zu, daß er sich jenem Gebrauche anbequemte, indem fast alle seine Begleiter, die diesem Beispiele nicht folgten, an Dysenterie starben. Statt dessen empfehle ich, eine Paste bereiten zu lassen aus arabischem Gummi und Zucker, der man etwas gepulverten feinen Zimmet, Muscatblüthe und Ingwer, ebenso ein geringes Quantum von Chlorkalk hat zusetzen

*) Voyage aux terres australes.

lassen. Von einer solchen getrockneten Paste kann man leicht etwas bei sich tragen, um sie zu rechter Zeit zu benutzen. Ebenso ist das häufige Riechen an aromatisirte Essigsäure nicht zu verwerfen; kann man sich zu diesem Zwecke eine kleine Dose von Platina verschaffen, deren Deckel fein durchlöchert ist, so würde man ein Stückchen Schwamm hineinlegen, welches vorher mit jener Säure durchfeuchtet war. Eine solche kleine Dose kann man allenfalls in der Westentasche mit sich führen. — Tabaksraucher können sich in einer verdächtigen Atmosphäre kamforirter Cigarren, oder eines mit Gewürzen versetzten Tabaks bedienen.

8. Unpäßlichkeiten, die unter den gewöhnlichen ruhigen Verhältnissen des Lebens kaum eine Berücksichtigung verdienen, sollten von einem in jenen Gegenden Reisenden niemals gering geschätzt werden. Eine scheinbar milde Diarrhö vermag sich dort unerwartet schnell zur Ruhr oder Cholera zu steigern. Die Wiederholung eines in Sumpfgegenden entstandenen Wechselfieber-Anfalles wird man schwerlich vermeiden, ohne sich in eine höher gelegene, reine Atmosphäre geflüchtet zu haben. Sollte man gezwungen sein, in einer notorisch ungesunden Gegend auszuharren, so empfehle ich, den zu erwartenden Nachtheilen durch den täglichen Gebrauch von drei bis vier Gaben Chinin oder Cinchonin vorzubauen. Anhaltender Druck im Kopfe, Schwindel und Widerwillen gegen Speisen mit Brechneigung, sind die gewöhnlichen Vorläufer einer herannahenden Malaria-Krankheit.

lassen. Von einer solchen getrockneten Paste kann man leicht etwas bei sich tragen, um sie zu rechter Zeit zu benutzen. Ebenso ist das flüssige Mittel an aromatisirte Essigsäure nicht zu verwerfen; kann man sich zu diesem Zwecke eine kleine Dose von Platina verschaffen, deren Deckel fein durchlöchert ist, so würde man ein Stückchen Schwamm hineinlegen, welches vorher mit jener Säure durchfeuchtet war. Eine solche kleine Dose kann man allenfalls in der Westentasche mit sich führen. — Tabakraucher können sich in einer verdächtigen Atmosphäre kampferirter Cigarren, oder eines mit Gewürzen versetzten Tabaks bedienen.

3. Unpäßlichkeiten, die unter den gewöhnlichen ruhigen Verhältnissen des Lebens kaum einer Berücksichtigung verdienen, sollten von einem in jenen Gegenden Reisenden niemals gering geschätzt werden. Eine scheinbar milde Diarrhö vermag sich dort unerwartet schnell zur Ruhr oder Cholera zu steigern. Die Wiederholung eines in Sumpfgegenden entstandenen Wechselfieber-Anfalles wird man schwerlich vermeiden, ohne sich in eine höher gelegene, reine Atmosphäre geflüchtet zu haben. Sollte man gezwungen sein, in einer notorisch ungesunden Gegend auszuharren, so empfehle ich, den zu erwartenden Nachfiebern durch den täglichen Gebrauch von drei bis vier Granen Chinin oder Cinchonin vorzubeugen. Anhaltender Druck im Kopfe, Schwindel und Widerwillen gegen Speisen mit Brechneigung, sind die gewöhnlichen Vorläufer einer herannahenden Malaria-Krankheit.